



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

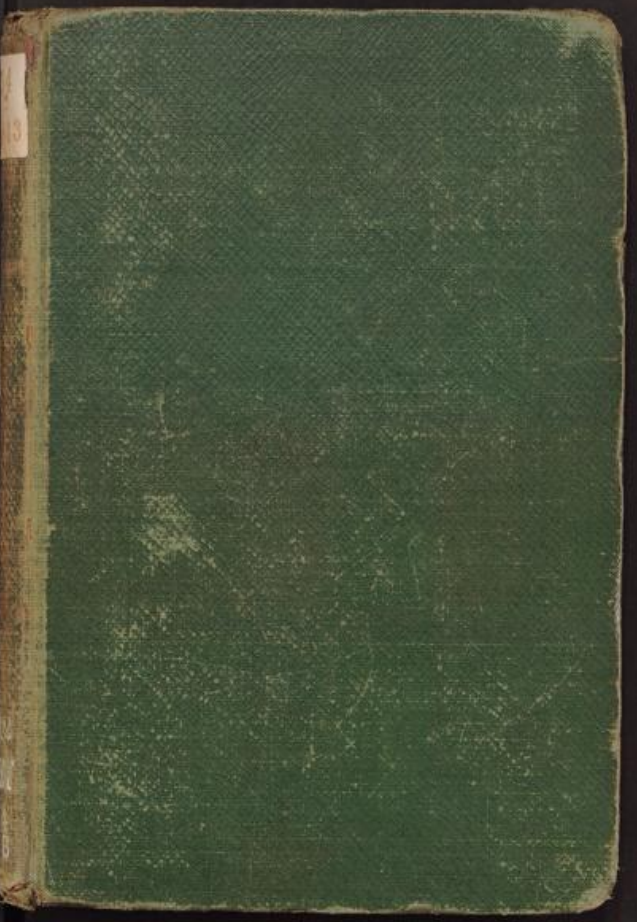
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Deutsch-Ostafrika

Falkenhorst, Carl

Stuttgart [u.a.], 1890

urn:nbn:de:gbv:46:1-13562



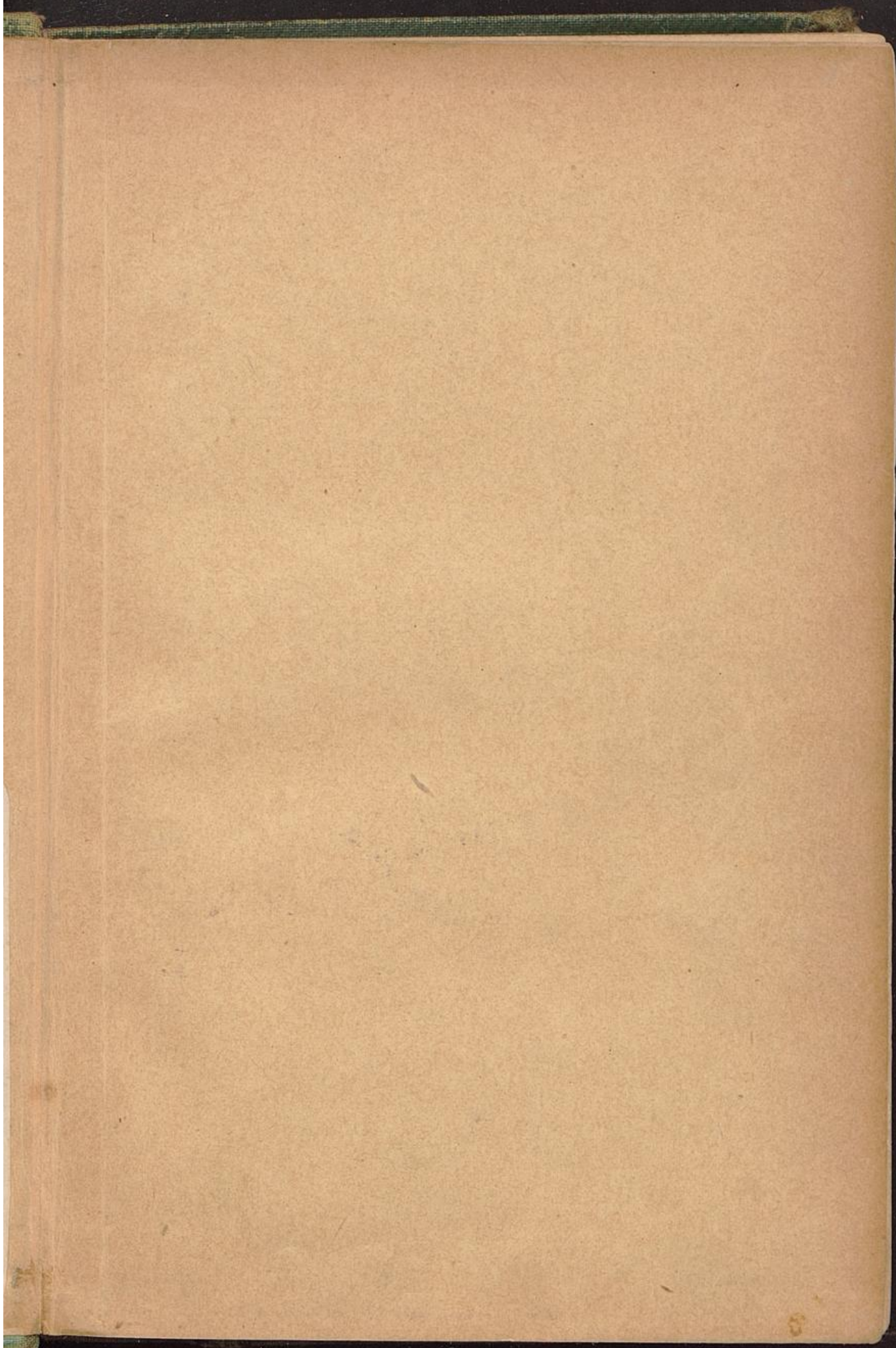
4
5
13

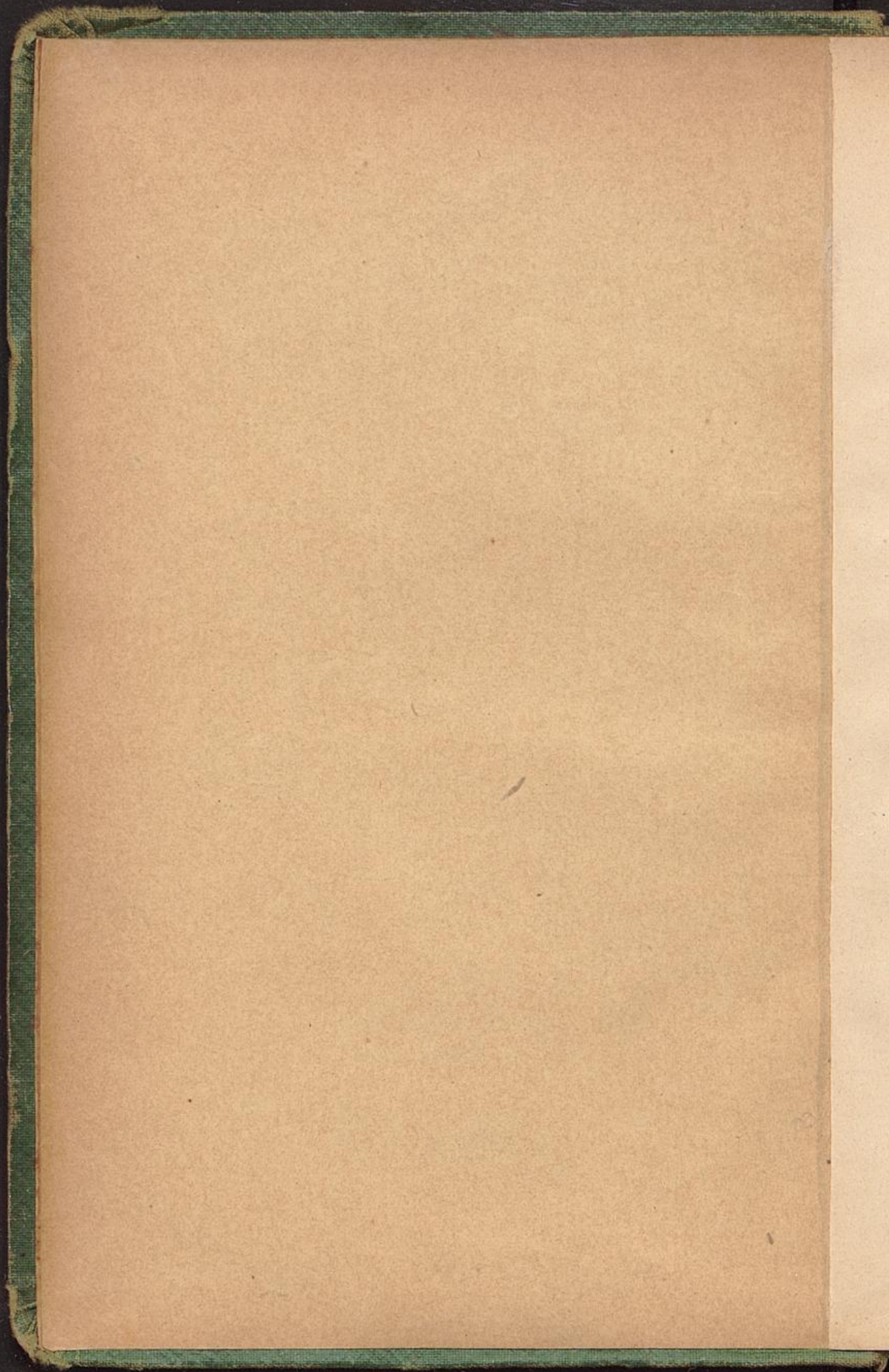
2
1
1
A
B

12 Taf 4 B enthält

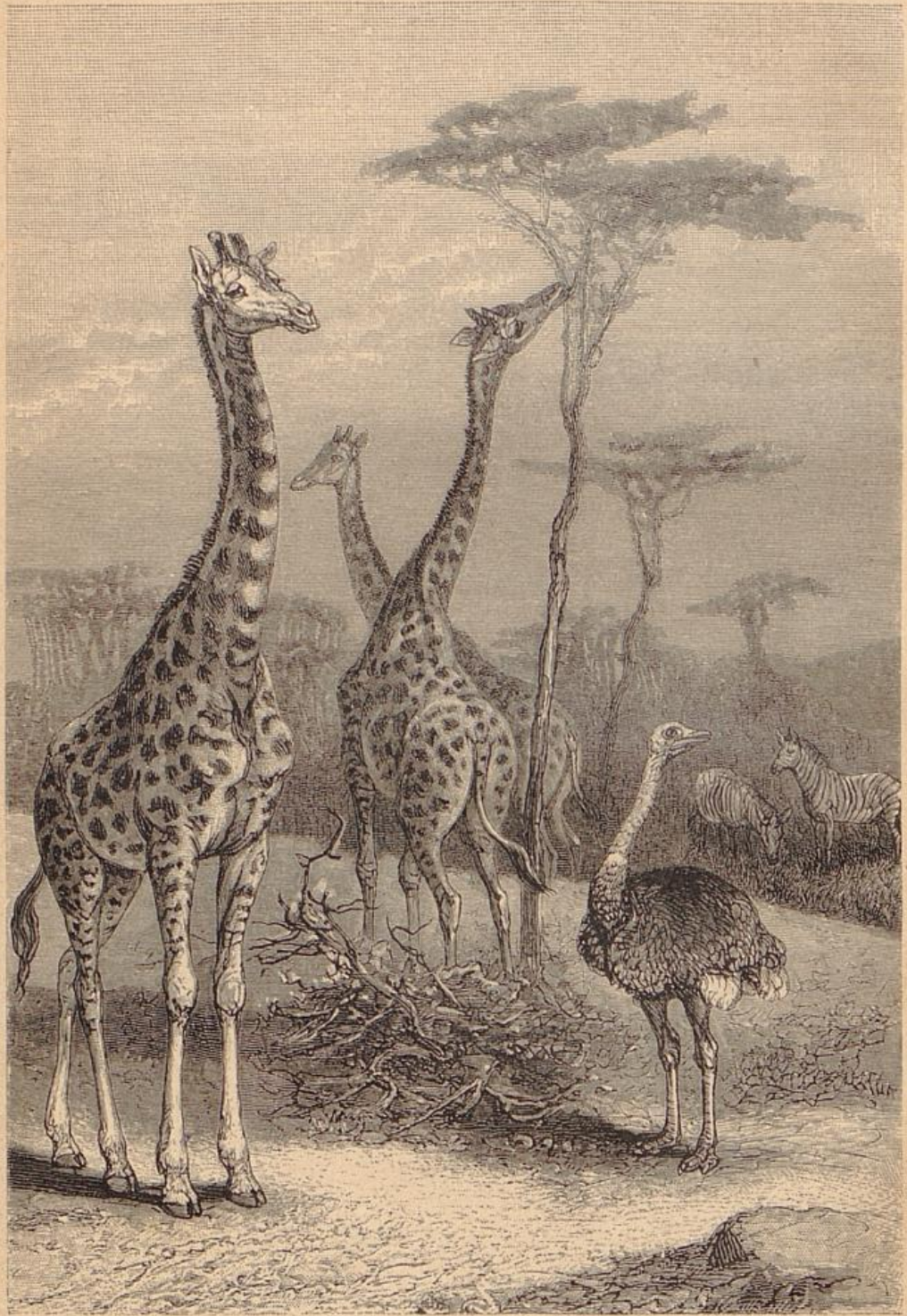
sind Tafel als Titel.
Bild und Tafel auf
Tafel 38. 54. 90.
157. 166.

34c3613





Bibliothek der
Lesehalle in Bremen



Giraffe, Zebra und Strauß.

Bibliothek
denkwürdiger Forschungsreisen. IV.

Deutsch-Ostafrika.

Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie.

Von

C. Falkenhorst.



Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

1890

Alle Rechte vorbehalten.

4/53



34c3613

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

I n h a l t.

	Seite
Anfänge der Kolonialbewegung	1
Deutsche Forscher. — Ackerbaufolonien. — Die Erschließung Afrikas. — Stanleys Einfluß. — Die Stationen am Kongo. — An der Westküste. — Dr. Karl Peters. — Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation. — Hochplateau von Südafrika. — Beschaffung von Geldmitteln. — Nach Ostafrika. — Das Sultanat Sansibar.	
Die Usagara-Expedition	15
Indiskretionen. — Unter falschem Namen. — Ankunft in Sansibar. — Die Deutschen in Sansibar. — Ausrüstung. — Rascher Abmarsch. — Erste Eindrücke. — Erinnerungen an deutsches Bier. — Verirrt im Walde. — Verträge mit Negerkultanen. — Blutsbrüderschaft. — In Nguru. — Fast aufgegeben. — In Usagara. — Rückmarsch. — In Bagamoyo. — Der Vertrag mit Muimin Sagara.	
Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft	36
Der Schutzbrief. — Statutenänderung. — Peters als Alleinherrscher. — Die Erweiterung des Schutzgebietes. — Diplomatische Verhandlungen. — Der Protest des Sultans von Sansibar. — Bismarcks Erklärung. — Abgrenzung der Interessensphären. — Aufsicht des Reichskanzlers. — Die Hafenfrage. — Der Küstenvertrag.	
Der Aufstand	48
Das arabische Element. — Reibungen. — Vorbereitung zur Übernahme der Verwaltung. — Unruhen in Pangani. — Buschiri. — Kämpfe um Bagamoyo und Dar-es-Salaam. — Angriff der wilden Jaos im Süden. — Der Tod Kriegers und Heffels in Kilwa. — Räumung von Mikindani und Lindi. — Die Blockade. — Der Appell an das Mutterland.	
Hermann von Wissmann	56
Wissmanns Jugend. — Bekanntschaft mit Pogge. — Nach Afrika. — Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. — Die Erforschung des Kassai. — Zum drittenmal in Afrika. — Das Raubtier Araber. — Wissmann als Reichskommissar. — Eröffnung der Handelsstraßen. — Emin-Pascha.	
Sansibar	66
Das Thor Innerafrikas. — Anblick Sansibars. — Die „Ruinen von Sansibar“. — Die Araber. — Die Indier. — Die Neger. — Die Frauenwelt von Sansibar. — Das Heer und die Flotte.	
Usambara	78
Pangani. — Die Karawanenstraße nach Usambara, Pare, Ugono und dem Kilimandscharo. — Eine Fahrt auf dem Pangani. — Usambara, die Perle unter den deutschen Besitzungen. — Die Waschamba. — Sembodja. — Deutsche Stationen. — Die Landschaften Pare und Ugono.	

	Seite
Bagamoyo	87
Saadani. — Anblick von Bagamoyo. — Die französische Mission.	
Nach Usagara	95
Ukwere und Ukami. — Die Löwenstadt. — Der Matatasumpf. — Das Thal des Mufondofowa.	
Npwapwa	101
Ein idealer Lagerplatz. — Die Mission in Npwapwa. — Tembehütten. — Wildreichthum. — Wismann auf der Löwenjagd. — Die Wasagara.	
Ugogo	108
Die bittere Wildnis. — Räuberbanden. — Trostlose Landschaft. — Hyänen. — Marsch durch Ugogo. — Das heiße Feld.	
Das Mondland	114
Die Thätigkeit der Afrikanischen Gesellschaften. — Eine wissenschaftliche deutsche Station in Unyamwezi. — Land und Leute im Mondlande. — Arabische Niederlassung. — Eine schwarze Sultanin.	
Der Tanganyika	129
Burton am Tanganyika. — Die Größe des Sees. — Die Eingeborenen. — Udschidschi, die Araberstadt. — Der Markt von Udschidschi. — Die belgischen Stationen. — Sklavenhandel. — Eine weiße Dame am Tanganyika.	
Am Victoria-Nyanza	144
Von Npwapwa bis zum Victoriasee. — Uferlandschaft. — Speke an dem See. — Unsere Kenntnis des Victoria-Nyanza. — Die Uferstaaten. — Katwirondo.	
Zwischen Rufidschi und Rowuma	154
Die Hafenstädte Kilwa, Mikindani und Pindi. — Hochburgen der Sklavenhändler. — Die Völker des Hinterlandes.	
Der Nyassasee	158
Die englische Mission. — Ein Araberdorf. — Verteidigungsfond für den Nyassa.	
Die Somaliküste	162
Das Land des Weibrauches. — Die Küste der Häfen. — Wituland.	
Ostafrikas Wert	173
Allgemeine Charakteristik des Landes. — Der ostafrikanische Neger. — Der Elfenbeinhandel und die Araber. — Der afrikanische Fußpfad. — Die Kommunikationsmittel. — Die Produkte Ostafrikas. — Eine starke Regierung thut not. — Tabak- und Baumwollplantagen. — Der Wert einer Tropenkolonie. — Major Liebert über Deutsch-Ostafrika. — Deutsches Heer in Ostafrika.	

Anfänge der Kolonialbewegung.

Die politische Zerrissenheit Deutschlands und als Folge derselben die Vernachlässigung der Flotte war die Ursache, daß Deutschland keine Kolonien besaß; denn es fehlten ihm sonst nicht die nötigen Vorbedingungen zur Gründung überseeischer Reiche. Alljährlich wanderten Hunderttausende seiner Söhne nach fernen Ländern aus, deutsche Kaufleute trieben Handel an allen Küsten und in allen Meeren, trotzdem begnügte sich Deutschland mit der Rolle des Poeten unter den Völkern, welche die Welt teilten, und wenn von derartigen Plänen 'mal die Rede war, so blieb es bei Plänen und Gedanken. Jahrhundertlang beschränkte sich die Kolonialgeschichte Deutschlands auf zwei Unternehmen: auf die verunglückte Ausbeutung Venezuelas durch die Welfer unter Karl V. und auf die Kolonie Groß-Friedrichsburg an der Westküste Afrikas unter dem Großen Kurfürsten!

Die Gründung des Forts Groß-Friedrichsburg geschah im Jahre 1683 durch den Major Otto Friedrich von Gröben, nachdem Kapitän Blandt bereits im Jahre 1681 einen Vertrag mit den Eingeborenen an der Goldküste abgeschlossen hatte. Gröben wählte hierzu den auf einer vorspringenden Landzunge gelegenen Berg Mansro, ließ auf demselben am letzten Tage 1682 sechs Geschütze aufstellen und traf Vorbereitungen, um von dem umliegenden Gebiet Besitz zu ergreifen.

„Den folgenden Tag, als den 1. Januar 1683,“ berichtet er selbst, „brachte Kapitän de Voss die große Chur-

fürstlich Brandenburgische Flagge vom Schiffe, die ich mit Pauken und Schallmayen aufgeholet, mit allen im Gewehr stehenden Soldaten empfangen, und an einem hohen Flaggenstock aufziehen lassen, dabey mit fünf scharf geladenen Stücken das Neue Jahr geschossen, denen jedes Schiff mit fünf geantwortet, und ich wieder mit drei bedanket. Und weil Seiner Churfürstlichen Durchlaucht Nahme in aller Welt Groß ist, also nennete ich auch den Berg: Den großen Friedrichsberg."

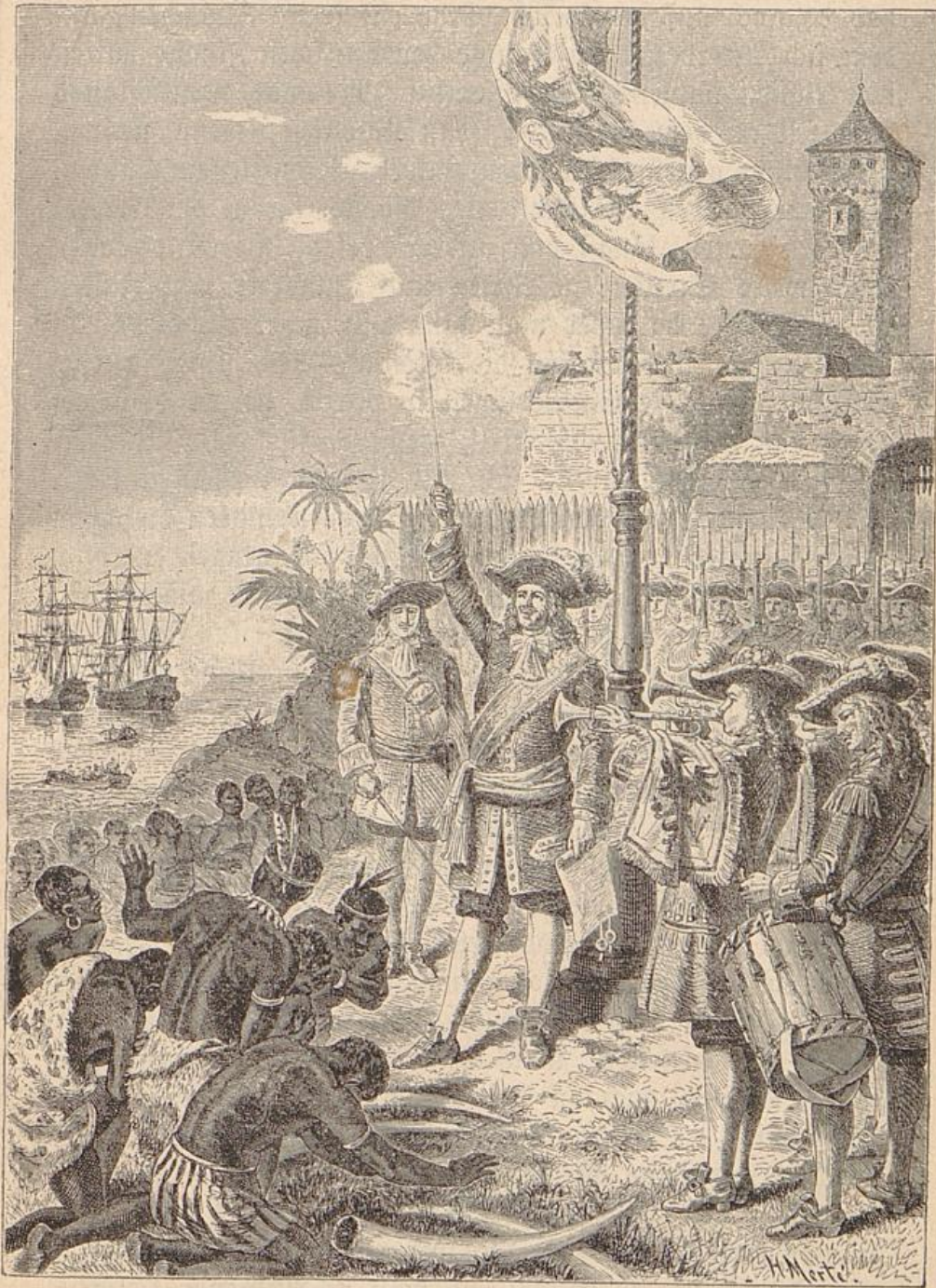
Auf diesem Berg wurde die Feste Groß-Friedrichsburg erbaut und im August 1683 dem Kapitan Bland übergeben. Die brandenburgischen Besitzungen an der Westküste von Afrika wurden später an Holland verkauft. Aber noch heute ragt am Kap der drei Spitzen die Ruine der ältesten deutsch-afrikanischen Burg.

Die Pläne des Großen Kurfürsten sollten nach zwei Jahrhunderten wieder aufgenommen werden!

Daß es in Deutschland nicht an Männern fehlte, die für die fernen Länder Interesse hatten, das beweist die stattliche Reihe deutscher Forschungsreisenden, deren Namen zu den ersten in der Geschichte der Geographie zählen, aber wie der deutsche Auswanderer fremden Kolonien Arbeitskraft zuführte, so öffnete auch der deutsche Forscher neue Bahnen für fremde Kaufleute und Kolonisatoren.

Seit dem Jahre 1871 wurde das alles anders. Das Ansehen des siegreichen Reiches war überall gestiegen, die Kriegsflotte wurde vermehrt und die deutschen Handelsfahrzeuge fühlten sich nicht mehr so schutzlos in den fernen Meeren. Mit dem Gefühl der Kraft wuchs auch der Mut. Brauchte man sich überall von England bevormunden zu lassen? Der deutsche Kaufmann strebte nach einer gleichen Stellung, wie sie der englische einnahm. Waren nicht die Kriegsschiffe dazu da, auch ihm Schutz zu gewähren?

Im neuen Reiche wurde auch schmerzlich empfunden, daß Millionen Deutsche in Amerika in einem fremden Staatsverbande aufgingen. Dieses zeitigte in erster Linie den lange schlummernden Wunsch, eigene Kolonien zu gründen.



Major von der Gröben ergreift Besitz von der Küste von Guinea.

An Mitteln, an Menschenmaterial fehlte es nicht; aber wo gab es noch auf der weiten Erde ein freies Plätzchen, auf dem sich Ackerbauer im Schutze der deutschen Flagge hätten niederlassen können? Die öffentliche Meinung Deutschlands hing fest an dem Gedanken, daß Kolonien, wenn sie von Deutschland gegründet würden, Ackerbaukolonien sein müßten. Nun aber waren alle Weltteile, die sich hierzu dank ihrem Klima eigneten, längst von anderen besetzt. Herrenlos lagen zwar weite Strecken in Afrika und Hunderte von Inseln in der Südsee da, aber man kannte ihr mörderisches Klima.

Inzwischen aber trat die koloniale Bewegung in eine neue Phase. Die Entdeckungen in Afrika hatten doch gezeigt, daß der dunkle Weltteil, wenn er für die Kultur erschlossen werden würde, sich mit Vorteil ausbeuten ließe. Für Nationen, die bereits in den Tropenländern Kolonien besaßen, unterlag dies keinem Zweifel. Sie gingen energisch ans Werk. Unter der Losung humanitärer und wissenschaftlicher Bestrebungen wurde die Erforschung Afrikas fortgesetzt. Man kannte es noch nicht in seinem vollen Umfange.

Da kam Stanley von seiner berühmten Kongofahrt zurück. Seine Berichte zündeten überall. Er wirkte durch sie wie ein heilsames Ferment. Stanley ist einer der größten Entdecker aller Zeiten, und hat auch mit seinen ruhmreichsten Vorgängern den Zug einer schwärmerischen Begeisterung gemeinsam. Seine Leistungen beziehen sich auf große entscheidende Fragen, um das Detail bekümmert er sich weniger. Man könnte sagen, daß ihm auch die Vorkenntnisse fehlten, die Vegetation, die Tierwelt, die Produktion eines Landstriches zu beurteilen, man weiß, wie rasch er marschierte, so daß es ihm auch an Zeit fehlen mußte, sich in Details zu vertiefen. So gründlich, wie die Werke vieler Afrikaforscher, sind seine Werke nicht.

Aber vor seinen Kollegen hatte er etwas voraus — er war weder Arzt, noch Botaniker, noch Geologe, aber er war Journalist, er wußte, wie man zu Millionen sprechen, für Millionen schreiben müsse — und er konnte auch vielleicht nicht anders schreiben. Er wußte, wie man so zu

sagen pflegt, den Ton zu finden. Der Forscher wird ohne Zweifel die Darstellungsweise Nachtigals in seinem klassischen Werke „Sahara und Sudan“ vorziehen, aber trotz der vielen ergreifenden Episoden ermüdet das Werk den Laien. Stanleys Werke, namentlich das „Durch den dunklen Weltteil“, lesen sich leicht, der Erzähler reißt den Leser mit sich fort, begeistert ihn. Es unterliegt wohl jetzt keinem Zweifel, daß Stanley Afrika in einem schöneren Lichte uns gezeigt hat, als es wirklich ist; man mag das von wissenschaftlicher Seite mit Recht beanstanden, der Erfolg war aber ein beachtenswerter, der Ruf Stanleys deckte die Thatsachen und brach denjenigen Bahn, die für die Erschließung Afrikas wirkten, denn Stanley begeisterte die Massen für den dunklen Weltteil und trug viel dazu bei, die Kolonisation Afrikas populär zu machen. Wenn wir nach den Ursachen forschen, welche so viele jüngere jetzt berühmt gewordene Forscher nach Afrika geführt haben, so erhalten wir die Antwort, daß die Lektüre der Reiseswerke, namentlich aber die Schilderungen Stanleys, sie zu diesem Entschlusse veranlaßte. Dies war z. B. bei keinem Geringeren als Wislmann der Fall.

Raum von den Strapazen seiner ersten Durchquerung Afrikas ausgeruht, wirkte Stanley in diesem Sinne weiter fort. Im Dienste der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft und in höchherziger Weise von Leopold II., König der Belgier, unterstützt, ging er zurück an den Kongo, um das Riesenbecken des Stromes, mit dem sein Name für ewige Zeiten verknüpft ist, wirklich für die Kultur zu gewinnen. Es wurde dort gearbeitet, wie man eben in Afrika arbeiten kann, es wurden Stationen gegründet, luftige Bauten mit ein paar Magazinen, das Gestrüpp wurde am Wege fortgeräumt, Dampfer wurden an Stromschnellen über Land geschafft, das war nun nichts Neues, dasselbe hatte Gordon am oberen Nil geleistet; ja, des letzteren Leistungen waren vielleicht noch größer als die Stanleys, und ruhmreicher, weil dem Zivilisator der Nilländer der Islam feindlich gegenüberstand. In Europa aber erschienen die Arbeiten am

Kongo in ganz anderem Lichte. Wir vergessen in unserer raschlebenden Zeit auch rasch; aber wir müssen uns erinnern, was wir damals über den unteren Kongo lasen. Ein geheimnisvoller Schleier war über die Endziele des Unternehmens gebreitet, und man hörte nicht, daß dort einfache Stationen gegründet wurden, man las von Städten, und Stanley erhielt den Namen Städtegründer, man las von Straßenbauten über Berge und Felsen, und Stanley wurde als Bula Matadi, d. h. Felsenbrecher, bekannt. Eingeweihte sprachen von Reklame, aber der Erfolg dieser Reklame war wieder, daß die öffentliche Meinung in Europa sich für die Gründung von Kolonien in Afrika begeisterte — trotz des tödlichen Klimas, trotz der vorläufigen Armut des Landes. Rings um die Städte am unteren Kongo grünt ja bereits Gärten mit allerlei Gemüse und wuchsen Obstbäume in überraschend kurzer Zeit empor.

Um jene Zeit gingen die Engländer am Nil und Nyassa in derselben Richtung vor, aber sie posaunten ihre Thaten nicht in die Welt hinaus, das erfahrene Kolonialvolk wollte andere nicht in dieselbe Bahn leiten, zielbewußt erstrebte es im stillen Afrika zu erobern.

Das Vorgehen Stanleys rüttelte zuerst die Franzosen auf. Savorgnan de Brazza suchte vom Dgowe aus Stanley zuvorzukommen, und dieser Wettstreit öffnete vielen die Augen: Innerafrika mußte doch etwas wert sein.

Um jene Zeit hatte auch Deutschland Interesse an der Entwicklung der politischen Verhältnisse an der afrikanischen Westküste. Deutsche Kaufleute, Hamburger und Bremer Häuser, hatten Faktoreien längs derselben errichtet. Sie waren auf englischen Schutz angewiesen und fühlten sich jetzt sowohl von der englischen Konkurrenz wie von den Eingeborenen bedroht. Sie riefen die Hilfe der Reichsregierung und just nach zweihundert Jahren landeten deutsche Marine-soldaten an der Küste, auf der noch in Trümmern Groß-Friedrichsburg lag. Sie brachten schwarze Geiseln und auch alte brandenburgische Geschütze, die im Sande vergraben lagen, nach der Heimat.

Die koloniale Thätigkeit Deutschlands in Afrika war angebahnt. Bald hörte man von der Erwerbung Angra Pequenas durch Lüderitz, bald darauf wurden an der Westküste in Togo und Kamerun die Flaggen gehißt.

An Besitzergreifungen in Ostafrika hatte in den maßgebenden Kreisen wohl niemand gedacht. Wohl gab es auch



Groß-Friedrichsburg.

in Sansibar deutsche Handelshäuser: aber die Küste des Festlandes war nicht mehr herrenlos, an ihr regierte ja der Sultan von Sansibar, und der englische Einfluß war dort seit altersher so fest eingewurzelt, daß kühl denkende Menschen an deutsche Kolonien in diesen Gebieten nicht im entferntesten dachten.

Die koloniale Bewegung erweckte indessen auch in einem bis dahin unbekanntem Manne den Drang zur That. Anfangs der achtziger Jahre lebte in London ein junger

Deutscher, Sohn eines Pfarrers in Neuhaus an der Unterelbe (geb. 1856), der früher in Deutschland Geschichte, Nationalökonomie und Jurisprudenz studiert und sich den Doktorhut und die facultas docendi erworben hatte. Es war Dr. Karl Peters, der spätere Begründer der deutsch-ostafrikanischen Kolonie*). Er befaßte sich auch mit kolonialen Fragen und las auch Stanleys Werke. — Der große Reisende hat unter anderen Landschaften an der Ostküste namentlich Usagara herausgestrichen: „Wer will Afrika der Zivilisation erschließen?“ schrieb er. „Hier ist eine Gelegenheit! Hier, wo man unter den artigen Wasagara ohne Furcht und Störung leben kann, mitten in den schönsten malerischen Landschaften. Hier ist das üppigste Grün, das reinste Wasser; hier sind Thäler angefüllt mit Getreidehalmen, Tamarinden, Mimosen und Gummibäumen. Gesundheit und Ueberfluß an Lebensmitteln sind gesichert!“ Auf dieses Gebiet hatten die Engländer die Hand nicht gelegt, denn sie glaubten Stanley nicht; Usagara war von anderen Forschern in einem minder günstigen Lichte geschildert worden.

Der Verkehr mit Engländern, der Spott, den er über deutsche Kolonialunternehmungen jenseits des Kanals hören mußte, reizte Peters immer mehr. Er sah, wie England, das seinen Kolonien so ungeheure Reichtümer verdankte, schrittweise, ohne Lärm vorwärts ging, während in der Heimat nur Vereine gegründet und Reden gehalten wurden. Eine abfällige Bemerkung eines Engländers soll Peters veranlaßt haben, nach Deutschland zurückzukehren und im Sinne der That zu agitieren. Dies geschah Ende 1883; zu einer Zeit, wo es noch keine deutsche Kolonien gab.

Peters fand in der Heimat viele Gesinnungsgenossen, und es wurde ihm nicht schwer, einen Verein zu gründen. Er und Graf Behr-Bandelin riefen dreißig Herren zusammen, von denen vierundzwanzig die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ bildeten. Dies geschah am 28. März 1884,

*) Sein Porträt haben wir im zweiten Bande dieser Bibliothek gebracht.

und schon am 6. April desselben Jahres hatte ein Ausschuß von sechs Mitgliedern die Statuten beraten.

Der Zweck der Gesellschaft war, deutsche Ackerbau- und Handelskolonien zu gründen. Die Gesellschaft sollte das nötige

Lieber Leser!

Bücher sind theuer und leiden beim Gebrauch weit mehr als du denkst. Du meinst zwar, dich ginge diese Bemerkung nichts an, aber denke einmal nach:

Läßt du die entliehenen Bücher nie in andere Hände — namentlich in Kinderhände — kommen?

Liesest du sie nie auf dem Weg? in der Straßenbahn? bei der Arbeit? beim Essen?

Liesest du nie mit ungewaschenen oder feuchten Händen?

Berührst du die Papierflächen nicht vielfach überflüssig mit den Händen, hältst z. B. das Blatt, das du wenden willst, schon lange vorher zwischen den Fingern? oder legst die flachen Hände auf das Buch?

Seuchtest du nie die Finger an, um die Blätter bequemer wenden zu können?

Bist du dir einer von diesen übeln Angewohnheiten bewußt, so stelle sie schleunigst ab, denn sorgfältige Leser hält das Buch wohl achtzig und mehr aus, Leser von solchen Gewohnheiten keine vierzig!

Eine eifrig benutzte Bibliothek braucht jährlich, auch wenn ihr Material sehr geschont wird, bis zu fünfzehn vom Hundert ihres Anschaffungswerthes zum Ersatz verdorbener Bücher. Für die Lesehalle in Bremen macht das im Jahr Tausende aus, und je mehr zum Ersatz verbraucht wird, je weniger kann für die Vermehrung ausgegeben werden. Wenn du nun unsere Bücher so achtlos behandelst, daß sie keine vierzig Verleihungen aushalten — was, geehrter Leser, wird die Folge sein? Du hast rechnen gelernt: rechne einmal nach!

Und wer soll die Kosten tragen?

Das räthelhafte „Hochplateau von Südafrika“ lockte das

elt geeignete

die deutsche

dachte man

utschen Aus-

Aufnahme-

de nur ein

t.

in den Aus-

ammlung ge-

erledigte alle

haft, er faßte

der Gesell-

im Namen

Er durfte

Zwecke der

ren gewählt:

arl Peters als

Premierlieu-

i. Dr. Peters

entschied sich

r das Hinter-

deffentlich be-

onisation nur

nders frucht-

Klimas auch

dan fürchtete,

der, Deutsch-

bekannt ge-

zu beschaffen.

12 E 4 b

und schon am 6. April desselben Jahres hatte ein Ausschuß von sechs Mitgliedern die Statuten beraten.

Der Zweck der Gesellschaft war, deutsche Ackerbau- und Handelskolonien zu gründen; die Gesellschaft sollte das nötige Kolonisationskapital beschaffen, dann in der Welt geeignete Gebiete auffinden, diese erwerben und schließlich die deutsche Auswanderung dorthin leiten. — Immer also dachte man an Ackerbaukolonien, die den Strom der deutschen Auswanderer von Amerika ablenken sollten. Die Aufnahmebedingungen wurden leicht gemacht; es wurde nur ein Jahresbeitrag von mindestens 5 Mark gefordert.

Die ganze Macht des Vereins wurde aber in den Ausschuß gelegt. Dieser, der von der Hauptversammlung gewählt und durch Kooptation ergänzt wurde, erledigte alle äußeren und inneren Angelegenheiten der Gesellschaft, er faßte bündige Beschlüsse über alles, was den Zweck der Gesellschaft fördern konnte, und er hatte das Recht, im Namen der Gesellschaft gültige Verträge zu schließen. Er durfte auch über die eingegangenen Gelder für die Zwecke der Gesellschaft verfügen.

In den ersten Ausschuß wurden unter anderen gewählt: Graf Behr-Bandelin als 1. Vorsitzender, Dr. Karl Peters als 2. Vorsitzender, Dr. Fühlke als Schriftführer, Premierlieutenant Kurella als Schatzmeister.

Das „geeignete“ Land wurde bald gefunden. Dr. Peters schlug zwar Ostafrika vor, aber der Ausschuß entschied sich für den Vorschlag des Missionars Merensky, der das Hinterland von Mossamedes am Kunene empfahl. Öffentlich bezeichnete man als das Gebiet der künftigen Kolonisation nur das „Hochplateau von Südafrika“, welches besonders fruchtbar sein sollte, und in dem wegen des kühleren Klimas auch deutsche Ackerbauer sich niederlassen könnten. Man fürchtete, daß andere Nationen, namentlich die Engländer, Deutschland zuvorkommen möchten, wenn das Ziel bekannt geworden wäre.

Schwieriger war es, das nötige Geld zu beschaffen. Das rätselhafte „Hochplateau von Südafrika“ lockte das

12 E 4 b

Kapital nicht heran. Man mußte sich doch näher erklären. Der Ausschuß wandte sich an die großen Kapitalisten Deutschlands; sich mindestens mit Beiträgen von 5000 Mark an dem projektierten Unternehmen zu beteiligen, und erklärte sich bereit, in einer geheimen Versammlung, die am 19. August 1884 stattfand, nähere Auskunft über das Land zu geben.

Das Projekt fand jedoch keine begeisterte Aufnahme. Es wurden Anteilscheine zu 500 Mark ausgebaut, aber das Geld floß nur langsam zu. Nur mit Mühe und nach wiederholten Versuchen gelang es, von den Großkapitalisten 45 000 Mark zu erlangen. Man wandte sich an die Mitglieder selbst und bot ihnen Anteile an dem zu erwerbenden Lande gegen die Zahlung von 50 Mark; natürlich brachte dies nicht viel ein, und so wandte man sich an die Minderbegüterten, an die große Masse des Volkes, damit sie das nationale Unternehmen unterstütze. Man bot Anteilscheine zu 20, ja zu 10 Mark aus.

Man ging dabei ehrlich zu Werke; man versprach keine goldenen Berge. Das Unternehmen war zu fraglich; die allen Kolonialunternehmungen feindlich gesinnte Presse zog gegen die Heranziehung des kleinen Kapitals zu Felde; man erklärte also, daß man über die Gelder keine Rechenschaft abgeben, sondern die Beisteuernden durch entsprechende Ueberlassung von Land in Afrika schadlos halten werde. Dieser Appell an den Patriotismus und die koloniale Begeisterung der Massen brachte 20 000 Mark ein.

So hatte die Gesellschaft für deutsche Kolonisation 65 000 Mark zur Verfügung. Das war wenig, um eine größere Expedition nach Afrika zu machen — und damit eine Kolonie gründen wollen? Es schien geradezu abenteuerlich, lächerlich. Und dennoch rüstete sich Peters zur Abreise, und dennoch fand er in Dr. Fühlke und Graf Joachim Pfeil begeisterte Genossen! Freilich, keiner von den Herren kannte das Land, das sie bereisen, das sie kaufen sollten. So dürfte man den Anfang jenes Kolonialunternehmens als ein jugendliches Wagnis, als ein Abenteuer bezeichnen.

Es ist schon oft in der Weltgeschichte vorgekommen, daß gerade kühne Abenteurer Völkern neue Bahnen öffneten, und Abenteurer waren es, welche für die Krone Spaniens die großen Goldreiche Amerikas eroberten, ein Abenteurer war es, dem England Indien verdankt. Nun, Dr. Peters und seine Genossen mögen für die erste Phase ihrer Thätigkeit die Bezeichnung Abenteurer hinnehmen, jedenfalls waren sie besser als Cortez und Pizarro, wenn auch nicht so groß wie diese, so doch von dem kühnen Geiste beider beseelt.

Sie wollten also nach Südafrika. Da kam aber die koloniale Aktion Deutschlands in Fluß und parallel mit ihr lief die englische Gegenaktion. Das Land hinter Mossamedes verlor plötzlich an Wert — ein Hafen war für dasselbe nicht mehr zu sichern. In letzter Stunde vor der Abreise mußte es aufgegeben werden, und in dieser Stunde gelang es auch Peters, den Ausschuß zu bestimmen, auf seine früheren Vorschläge einzugehen — den Kolonialbesitz für Deutschland in Ostafrika zu erwerben. —

Wir haben schon erwähnt, daß der inspirierende Geist, wohl gegen seinen Willen, Stanley gewesen ist.

Der Ausschuß der Gesellschaft für deutsche Kolonisation beschloß nun am 16. September 1884 folgendes:

„Die Herren Dr. Peters, Dr. Fühlke und Graf J. Pfeil werden bevollmächtigt und beauftragt, an der Ostküste Afrikas, in erster Reihe in Usagara, eine Landerwerbung behufs Anlegung einer deutschen Ackerbau- und Handelskolonie zu vollziehen.

„Das zu erwerbende Gebiet muß politisch die Möglichkeit deutscher Oberhoheit bieten, wirtschaftlich für deutsche Ansiedelung behufs Ackerbau geeignet sein.

„Sollte es unmöglich sein, auf dem ins Auge gefaßten Gebiet den Ankauf vorzunehmen, so sind die Herren ermächtigt, an einem anderen Punkte Land zu erwerben.

„Der Ausschuß spricht die feste Erwartung aus, daß die Herren keineswegs ohne den Ankauf von geeignetem Land irgendwo vollzogen zu haben, nach Deutschland zurückkehren werden.“

Daß die Ausgesandten die Ansicht des Ausschusses teilten, daß sie ihm die Worte sozusagen diktiert hatten, unterliegt keinem Zweifel, aber ebenso zweifellos ist es, daß die Herren etwas erstrebten, was geradezu unmöglich war.

Im äquatorialen Afrika sollte ein Land aufgefunden werden, das für den deutschen Landmann geeignet war! Es ist dort bis heute kein Strich bekannt, von dem man es unumwunden behaupten könnte. Die Gründung deutscher Ackerbaukolonien in jenen Gebieten mußte jedem Afrikakenner von Anfang an illusorisch erscheinen. Aber es war ein Glücksumstand, daß die ostafrikanischen Kolonialapostel selber in diesem Wahn befangen waren; er gab ihnen den Mut, die Reise zu wagen, denn eine Handelskolonie oder eine Plantagenwirtschaft war mit 65 000 Mark doch nicht zu begründen. Land zu erwerben war schon leichter. Wie viel Land kauft man nicht in unzivilisierten Gebieten für ein paar Stück Tuch, für eine Flasche Rum? Berühmte Muster, nach denen man arbeiten konnte, lagen ja bereits vor. Erinnern wir nur an die Verträge, die im späteren Kongo- staate abgeschlossen wurden!

Das ganze Unternehmen mußte jedoch geheim gehalten werden. War denn Ostafrika wirklich herrenlos? Darüber läßt sich streiten. An der Küste herrschte entschieden der Sultan von Sansibar. Und im Innern? Nun, wo die Araber sich niedergelassen hatten, da erkannten sie ihn als ihren Souverain. Die Araber saßen jedoch nicht an allen Flecken Ostafrikas fest. Diese dürften als unbestrittener Besitz der Regenhäuptlinge anerkannt werden.

Hätte aber der Sultan von Sansibar, hätten die Engländer etwas Genaueres von den Absichten der Deutschen erfahren, so hätten sie sicher ihre Absichten vereitelt. Die erste Peterssche Expedition hätte unverrichteter Dinge zurückkehren müssen: sie hätte nicht einmal Träger für den Marsch nach Ujagara finden können.

Darum wurde alles im stillen vorbereitet, Dr. Peters und seine Genossen reisten ab — nach Afrika, man wußte aber nicht, wohin.

Am 4. November 1884 war Peters bereits in Sansibar eingetroffen. Wir müssen seiner Energie volle Anerkennung schenken. Am 28. März war erst die erste Versammlung der Gesellschaft abgehalten worden, und trotz der Lässigkeit des Großkapitals, trotz der kühlen Aufnahme in den großen Massen, trotz der geringen Mittel, schon im November Thaten — und trotz aller bisherigen Unkenntnis der Verhältnisse nicht geahnte Erfolge — das zeugt in der That von einem ungewöhnlichen Charakter. Diese große Eile war natürlich auch eine durch die Not der Verhältnisse hervorgerufene Ueberstürzung. Die kühnen Pioniere haben viel erreicht, aber wie wir sehen werden, haben sie auch im Laufe der Zeit sich in Schwierigkeiten verwickelt, die nur durch die Macht der Waffen gelöst werden konnten.

Die Lage der Dinge in Ostafrika schilderte Peters später ganz zutreffend.

Das Sultanat Sansibar, welches durch die von Sir John Kirk sehr geschickt vertretene britische Politik als die offizielle Macht in Ostafrika emporgeschraubt war, erhob den Anspruch der Souveränität nicht nur über die Küste von Kap Guardafui bis zum Rowuma, sondern auch über das Hinterland bis an die mittelafrikanischen Seen und darüber hinaus. Seine Ansprüche waren freilich staatsrechtlich nicht zu begründen, indes mußte Peters darauf gefaßt sein, bei seinem Vorgehen auf dem Festlande auf die Gegnerschaft des Sultans von Sansibar zu stoßen. Die Anschauungen, welche diesen im Jahre 1884 noch erfüllten, werden durch die Thatsache gekennzeichnet, daß er damals gerade Tippu-Tib an den oberen Kongo entsandt hatte, mit dem Befehl, die Begründung des internationalen Kongostaates zu verhindern. Auch der Kongo fiel nach der Meinung von Seïd Bargasch unter die weiten Gebiete, auf welche er selbst einen Anspruch habe.

Der zweite Faktor war die Gegnerschaft Englands. Englische Kapitalisten waren nämlich seit jeher bestrebt gewesen, Ostafrika in eine britische Kolonie zu verwandeln. Schon im Jahre 1824 hatte der englische Kapitän Owen

einen Vertrag mit den Massaruis von Bombas abgeschlossen, durch welchen diese Bombas und das Gebiet zwischen Tana und Pangani einschließlich der Insel Pemba unter die englische Oberhoheit stellten. Der Vertrag fand die Ratifikation in England nicht. Im Jahre 1876 bis 1877 hatte dann wieder der Engländer Macinnon durch die Vermittlung von Sir John Kirk mit dem Sultan von Sansibar einen Vertrag abgeschlossen, welcher thatsächlich die Verwaltung des



Seid Bargash, Sultan von Sansibar.

gesamten Sultanates, der Inseln und des Festlandes, in die Hände einer von Mr. Macinnon zu begründenden britisch-ostafrikanischen Gesellschaft legte. Nur die Thatsache, daß der Earl of Derby als prinzipieller Gegner der weiteren Ausdehnung britischer Kolonialpolitik auch die Ratifikation dieses Vertrages verweigerte, hat Ostafrika von neuem vor dem Uebergang in britische Herrschaft bewahrt.

Aber die englischen Privatunternehmer arbeiteten indessen in Afrika rüstig fort. Sie hatten eine große Gesellschaft gegründet, welche in den Seegebieten Stationen anlegte und ihre zahlreichen Missionen im Inneren bereiteten gleichfalls den Boden für künftige Besitzergreifung vor.

England war im Jahre 1884 überhaupt die tonangebende Macht in Sansibar. Es hatte mit dem Sultan den Sklavenvertrag abgeschlossen, der ihm jeden Augenblick Gelegenheit gab, sich in die Angelegenheiten des Sultanats einzumischen. Vor Sansibar lagen stets englische Schiffe, dort war die britisch-indische Post, eine britische Dampferlinie und ein britisches Kabel besorgte die Verbindungen

mit der Außenwelt. Ein Engländer, der General Matthews, war der Befehlshaber der Truppen von Sansibar.

Die indischen Kaufleute, die den Arabern das Geld zu ihren Expeditionen verschaffen, die Millionäre und Kleinräumer von Sansibar, fühlten sich als englische Unterthanen, und mit ihrer steigenden Einwanderung wuchs auch der englische Einfluß.

Außerdem aber trug sich im stillen noch eine andere Macht mit der Absicht, Hand auf Ostafrika zu legen. Es war dieselbe belgische oder internationale Association, die bereits mit Hilfe Stanleys das weite Kongobecken besetzt hatte. Unter Führung des Lieutenants Becker organisierte sie gerade eine Expedition im großen Stile in Sansibar, welche Ostafrika in Bereich des Machtbezirktes des späteren Kongostaates hineinziehen sollte. Sie zögerte mit dem Aufbruch, weil in jenen Tagen in Ostafrika von Mozambique bis nach Abessinien Hungersnot herrschen sollte.

Mitten unter diesen Rivalen erschien Dr. Peters, mit geringfügigen Mitteln, ohne auf die Autorität der Reichsregierung oder die öffentliche Meinung sich stützen zu können. Daß er sie aus dem Felde geschlagen, zeugt von seiner Kühnheit und seiner Energie, und wenn Deutsch-Ostafrika einst eine große Kolonie werden wird, dann wird seine erste Expedition sicher zu den denkwürdigen der Welt zählen. Darum ist es am Platze, gerade ihrer ausführlicher zu gedenken.

Die Usagara-Expedition *).

Das Projekt der Landerwerbung in Ostafrika sollte geheim gehalten werden; leider aber wurde das Geheimnis ausgeplaudert und die Zeitungen verrieten das Ziel der Reisenden, indem die gegnerische Presse zugleich das Unsichtlose und Abenteuerliche des Unternehmens darzuthun

*) Nach Peters' eigener Schilderung. Vgl. „Deutsch-National“ S. 142 u. ff.

suchte. Peters' erste Aufgabe war nun zunächst gegenüber dieser täppischen Indiskretion, die öffentliche Meinung auf eine falsche Fährte zu locken. Er lancierte in die Presse die Notiz, daß er und seine Gefährten über Liverpool nach Westafrika abgedampft seien, die auch in die „Times“ und dadurch in die gesamte englische Presse gelangte. Dann ließ er mehrere hundert propagandistische Schriften über die Burenfrage in Berliner Restaurants verteilen, berichtete darüber in den Zeitungen und erweckte so den Anschein, daß die Burenrepublik das Ziel seiner Reise sei, denn auf den Schriften war der Vermerk vorgezeichnet: „Geschenkt von der Gesellschaft für deutsche Kolonisation.“ Der Zweck, die öffentliche Meinung zu verwirren, dürfte wohl gelungen sein. Die Dementis kamen ja später, immerhin aber war Zeit gewonnen.

Peters und seine Gefährten dampften indes nach Sansibar. „Es mag einen oder den anderen meiner Leser interessieren,“ berichtet Peters, „daß ich durch Deutschland als ein Mr. Kirkmann, in Triest als Fred Hunter, an Bord der „Titania“ als Mr. Bowman, in Aden und an Bord der „Bagdad“ als Herr Baumann, und auf der Chartered Bank in Sansibar als Mr. L. F. G. Peters, 81 Portland Road, Nothing Hill, W. London, austrat, daß Dr. Jühlke die Reise als Herr Janssen aus Amsterdam machte, Graf Pfeil sich nacheinander in einen Mr. Jim Hunter (meinen Better), Mr. George und Herrn Georg verwandelte und Herr Otto unter der harmlosen Bezeichnung Herr Friedrich mit durchging.“

Am 4. November sah Peters die Stadt Sansibar aus dem Meere emporsteigen. „Ich muß gestehen,“ bemerkt er, „ich hatte ähnliche Empfindungen, wie sie der Eroberer Mexikos gehabt haben mag, als er seine Schiffe hinter sich verbrannte. Denn ein unehrenhafter Rückzug war ja auch für uns unmöglich. Unsere Schiffe hatten wir verbrannt, als wir auf unsere Gefahr und Verantwortung hin noch in den letzten Tagen das Westprojekt in das in jeder Beziehung großartigere und kühnere Ostprojekt umgewandelt

hatten und plötzlich nach Sansibar gefahren waren. So viel war mir klar, daß nicht nur mein Leben, sondern, was mehr war, mein Name und meine Ehre in der aufgenommenen Sache mit ausgesetzt waren. Es gab demnach für uns nur eins: einen schnellen und entscheidenden Erfolg!"

In Sansibar wurden Peters und seine Gefährten zuerst für Mitglieder der Kongo-Expedition gehalten. Anfangs schwiegen sie dazu; dann aber, als die Täuschung nicht anging, gaben sie sich für Mitglieder einer wissenschaftlichen Expedition aus, die nach dem Innern aufbrechen wolle und deren Ziel die Erforschung des Seengebiets sei. Den Deutschen gegenüber war diese Taktik überflüssig, wie es sich bald herausstellte.

Peters wollte sofort, womöglich schon am nächsten Tage, nach dem Festlande aufbrechen. Er ging darum sofort daran, Träger, Tauschartikel u. s. w. zu mieten und zu kaufen. Er wurde aber dabei immer und immer auf das deutsche Haus Hansing & Comp. gewiesen, an das er sich zuerst nicht wenden wollte, da er nicht wußte, wie die Herren sich zu seinem Unternehmen stellen würden.

In Folge der wiederkehrenden Hinweise entschloß er sich jedoch, dort sofort Erkundigungen einzuziehen.

Auf der kühlen Veranda seines Hauses empfing Herr Strandes, der Vertreter des Hauses, die künftigen Gründer der größten deutschen Kolonie. Dr. Peters führte sich auch hier als Erforschungsreisender ein und teilte auch gleich mit, daß er am nächsten Tage abzumarschieren gedenke.

Herr Strandes lächelte, ob über die Verstellung oder den Eifer, konnte in jenem Augenblicke Peters nicht sagen. Der Landsmann erklärte sich aber sofort bereit, Dr. Peters nach Kräften zu helfen. „Vor drei bis vier Monaten,“ fügte er indes hinzu, „werden Sie kaum ins Innere gehen können; einerseits wird ihre Ausrüstung so viel Zeit beanspruchen, andererseits herrscht auf dem Kontinent eine allgemeine Hungersnot von Mozambique die ganze Somaliküste hinauf. Drei bis vier Monate ist überhaupt die normale Zeit für derartige Vorbereitungen.“

Diese Neußerung war den Neulingen auf ostafrikanischem Boden recht peinlich, aber an ihrem Entschlusse festhaltend, verließen sie das Haus Hansings und nahmen die Einladung zu einem Diner für den Abend an. Als sie in ihr Hotel zurückkehrten, erwartete sie eine freudige Ueberraschung: Graf Pfeil war es inzwischen gelungen, eine Dau zur Ueberfahrt nach Bagamoyo zu mieten. Es stellte sich allerdings später heraus, daß er von dem Schiffer sehr übervorteilt worden war und einen etwa fünffach übertriebenen Preis bezahlt hatte. Aber der erste Schritt war gethan, es fehlten nur noch Mannschaft und Gepäck.

Eine neue Ueberraschung stand Peters am Abend bevor. Als er und seine Gefährten beim Herrn Strandes erschienen, bat ihn dieser auf einen Augenblick in ein Nebenzimmer und erklärte, daß er die Pläne Peters wohl kenne und ihm darum Vorsicht empfehle, da heute abend auch der Vertreter der Kongo-Gesellschaft beim Diner anwesend sein werde. Die Beamten des Hauses Hansing & Comp. halfen auch den Pionieren der deutschen Kolonisation in Afrika in der liebenswürdigsten Weise, obwohl sie selbst an dem Gelingen des Unternehmens sehr zweifelten. Wenn die erfahrenen Kaufleute das Thun und Treiben der Gefährten des Dr. Peters ansahen und seine Anordnungen hörten, so mußten sie trotz aller Sympathien doch mit einem Kopfschütteln erwidern, denn ihr Vorgehen war unerhört, eine solche Expedition hatte bis dahin Sansibar noch nicht verlassen. Sie gaben Peters Ratschläge, er aber schlug sie in den Wind; er rüstete eine fliegende Kolonne aus, die noch leichter sein sollte als diejenige, mit welcher Stanley von Tabora nach dem Tanganyika aufbrach, als er Livingstone suchte.

Obwohl Peters in ein Land ging, in welchem Hungersnot herrschte, so war sein Bestreben, gegen den Rat aller Sachverständigen, so wenig Munition und Lebensmittel mit hineinzunehmen, wie nur irgend möglich war. Statt 100 Pfund Zucker, die er gekauft hatte, nahm er nur 30 Pfund, statt 50 Zinnbüchsen Gemüse, nahm er nur 15, Mehl gar nicht, Kompott gar nicht u. s. w. Dagegen nahm er 100 Pfund

Pulver und vor allem sehr große Ballen an Tauschartikeln und Geschenken für Häuptlinge mit. Die Geschenke bestanden aus Talaren, Tüchern, Rattunen, Perlen u. s. w., unter anderem auch aus 25 Husarenjacken, welche den Mitgliedern der Expedition manchen heiteren Augenblick im Inneren verschafft haben.

In Sansibar wurden noch 6 persönliche Diener, die bewaffnet wurden, engagiert. Sie waren zugleich die „Soldaten“ der Expedition. Was die Träger anbelangte, so hatte sich ein Jnder in Saadani infolge einer Vermittelung des Hauses Hansing & Comp. verpflichtet, die erforderliche Anzahl zu stellen.

Diese Vorarbeiten, die drei bis vier Monate Zeit erfordern sollten, waren von Peters in fast ebenso vielen Tagen erledigt. Allerdings war die Ausrüstung derart, daß die Mitglieder der Expedition noch von gutem Glück sagen können, daß sie lebend heimgekehrt sind. Aber Peters wußte, daß hier vor allem Eile not that, er wollte, er mußte die Rivalen überrumpeln, und er und seine Genossen schlugen einfach ihr Leben für die Sache in die Schanze.

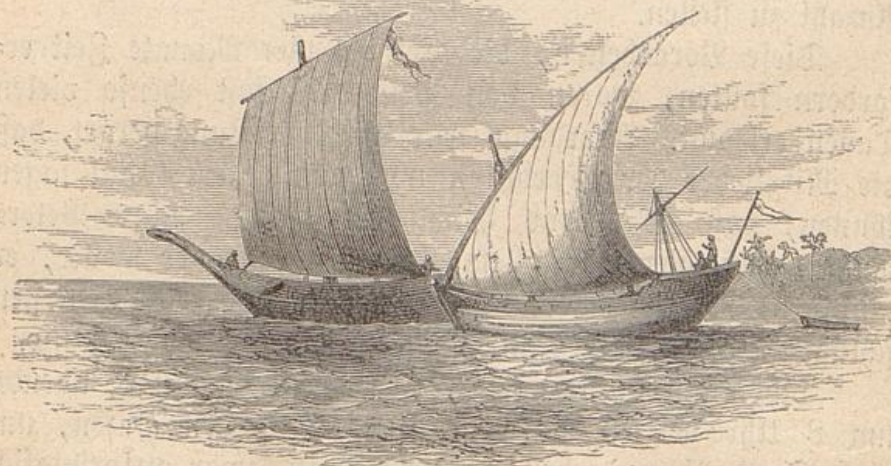
Schon am 9. November, es war ein Sonntag, abends um 8 Uhr verließ die gebrechliche Dau den Hafen, um nach Saadani zu gehen. Peters hatte zwar ursprünglich Bagamoyo in Aussicht genommen, aber in Sansibar war die Nachricht verbreitet, daß die Bagamoyostrafe durch räuberische Massaihorden verlegt sei — eine Nachricht, die sich später als ganz unrichtig erwies.

„Es war ein herrlicher Morgen,“ schildert Peters die Abfahrt von Sansibar; „über uns das kristallblaue Himmelszelt, unter uns das kristallblaue Meer! Eine leichte Brise schwellte unsere Segel; am Ufer standen mehrere deutsche Herren, mit ihren Taschentüchern uns nachwinkend, und dahin sank allmählich der weiße Häuserkranz von Sansibar! Mit eigentümlichen Empfindungen sahen wir sie entschwinden. Unsere Landsleute da drüben, das wußten wir, gaben uns verloren, und wir selbst? Durften wir hoffen, die europäische Welt, deren letzte Vertreter wir soeben verlassen

hatten, je wiederzusehen? Konnten wir hoffen, das große Werk, zu dem wir zogen, auszuführen?

„Langsam stiegen inzwischen die Umrisse des geheimnisvollen Erdteiles an der anderen Seite empor, auf welchem ernste Fragen ihre Beantwortung finden sollten.“

Das so teuer bezahlte Fahrzeug der Expedition war so morsch und lech, daß es nur durch Wasseraus schöpfen hoch gehalten werden konnte — endlich lief es um vier Uhr nachmittags mit wuchtigem Anprall an den Strand von



Arabische Daus.

Saadani auf und auf dem Rücken eines Negers setzte Peters über den noch 300 Schritt breiten Seestreifen, wobei sich noch der Zwischenfall ereignete, daß der Neger unter ihm verschwand und er ganz durchnäst im schwarzen Erdteil ankam.

Wie alle Erforschungsreisenden war auch Peters mit einem Empfehlungsbrief des Sultans an den Wali von Saadani versehen und wurde infolgedessen von „Seiner Excellenz“ freundlich empfangen.

Mit dem frühesten am anderen Tage wurde die Dau gelöscht und die Waren in landesübliche Ballen verpackt. Der Boden brannte Peters unter den Füßen, er beschloß noch an demselben Tage abzumarschieren!

Peters führte an diesem Tage eine 45 Mann starke Karawane ins Innere. Er hatte 36 Träger mit Speeren bewaffnet, sechs Diener mit Borladern und drei europäische Gefährten mit modernen doppelläufigen Schrotflinten. Er selbst führte eine Henry-Martinibüchse mit 500 Patronen Munition, von denen er selbstverständlich in seiner Patronentasche nur immer 20—25 Stück trug. Außerdem hatte jeder der Deutschen einen guten Revolver, Fühlke und Pfeil recht gute Dolchmesser.

Gegen 5 Uhr abends rückte die Karawane von Saadani ab.

„Ich werde niemals die eigentümliche Schönheit dieses ersten Marschtages vergessen. Wir stiegen vom Meere aus langsam bis auf eine Höhe von 300 Fuß. Das Meer hinter uns begann sich allmählich in jene unsagbar reizvollen Farbtöne der Tropenwelt zu kleiden, und vor uns flammte der westliche Himmel nach und nach in der Glut der untergehenden Sonne. Am fernsten Horizont im Westen lagerte dunkles Gewölk, hinter welchem die Sonne etwa um 6 Uhr zu verschwinden begann. Die Luft war warm und durchsättigt von all den eigentümlich berausenden Düften der Tropen; bunte hellshimmernde Blumen aller Art und von allen Farben strömten fortwährend das süße, aber gefährliche Gift dieser Dünste aus. Dazwischen wiegten sich niegesehene Schmetterlinge und Käfer von glühender Farbenpracht. Fremdartige, bizarre und oft groteske Baumformen traten links und rechts aus dem tiefen Schatten hervor und über alle empor ragte von den größeren Erhebungen die stolze, melancholische Palme. Dazu das Schnurren, Pfeifen, Zischen, kurz alle die unbezeichnenbaren Töne der Vogelwelt, die eigentümlichen Zurufe der Neger! Der Abend sank tiefer herab und nun begann es in den Gebüschen zu funkeln und zu leuchten. Milliarden und Milliarden von glühenden Leuchtkäfern schwirrten und sausten an uns vorüber; ein seltsam beklemmendes Gefühl überkam mein Herz, ungewohnt all solcher Eindrücke. Ich fühlte mich wie hinausgeworfen auf einen anderen Planeten, wo das Leben noch

glühender durch die Natur pulsiert. Ein unaussprechliches Sehnen und eine tiefe Melancholie überkam mich."

Die späteren Geschichtschreiber werden es gewiß als sonderbar schildern, daß derjenige, der ausgezogen war, um Ostafrika für Deutschland zu erwerben, von diesem Lande nichts kannte; daß ihm alles, was er sah, Bäume, Tiere, Menschen, neu war, daß er über den eisenharten afrikanischen Pfad zum erstenmal in seinem Leben schritt, daß er sich am ersten Lagerabend unbehaglich fühlte, da ihm seine Mahlzeit auf einer nicht eben übergroßen Kiste serviert wurde und er sie in einer unbequemen Lage sitzend einnehmen mußte. Der spätere Geschichtschreiber wird auch mehr als die Mitlebenden die Energie des Mannes bewundern, der trotzdem sein Ziel zu erreichen wußte.

Uns aber erscheinen darum schon heute die ersten Eindrücke, die der Begründer der deutsch-ostafrikanischen Kolonie auf diesem Grund und Boden empfing, von gewissem historischem Wert, selbst wenn sie in das Genre der Anekdoten streifen.

Peters traf die Anordnung, daß zwei Flaschen kalten Kaffees, die eine vorn, die andere hinten im Zuge, für die weißen Herren mitgenommen wurden. „In Bezug auf diesen Kaffee," fügt er hinzu, „bestand ein gewisser Ehrgeiz unter uns, möglichst wenig davon zu nehmen und möglichst viel dem Gefährten zu überlassen. So kam es zuweilen vor, daß die ganze Flasche unberührt am Endziel des Marsches mit anlangte, wo ihr Inhalt dann freilich mit unheimlicher Schnelligkeit, halb und halb geteilt, zu verschwinden pflegte. Ich für meine Person trank wenigstens prinzipiell in den ersten zwei Stunden des Marsches nie, so sehr der Durst auch mahnen mochte. Es pflegte sich dann wohl eine Art von Vision einzustellen, insofern mir die Phantasie lebhaft die Vorzüge eines Glases deutschen Biers ausmalte.

„Im speziellen richteten sich meine Träumereien in der Regel auf ein Wirtshaus in der Nähe von Ifeld, ‚die Einnahme‘, wo ich als Schüler meinen Durst häufig gelöst habe. Einigemal habe ich ganz deutlich die Stimme

des alten Cinnahmewirtes vernommen: „Noch ein Glas, Herr Peters?“ Die Enttäuschung, wenn ich mit „Gewiß!“ antworten wollte, war dann um so schmerzlicher.“

Die Zeit im Lager vertrieb sich Peters mit Lektüre, und er las zumeist — in Lessings Dramaturgie oder dem Laokoon. Die Lust zu Exkursionen in der Umgebung war ihm bald vergangen. Er war kein guter Schütze und ging darum selten auf die Jagd, um sein Ansehen bei den Negern nicht in Frage zu stellen. Es passierte ihm dennoch, daß er sich einmal in der Wildnis verirrte.

„Eines Nachmittags,“ erzählte er, „ging ich mit dem Diener Sururu auf die Jagd, und da ich eine Antilope auf den ersten Schuß nicht traf, indes eifrig geworden war und weiter in den Wald hineinzudringen wünschte, so schickte ich Sururu nach unserem Lager zurück. Bei einem zweiten Schuß war ich dann glücklicher; ich schoß wenigstens eine Antilope an und folgte deren Schweiß, ohne der Richtung irgendwie zu achten, über Berg und Thal.“

Plötzlich brach die Dämmerung und gleich darauf die Dunkelheit ein. Ich blieb zunächst sehr gleichmütig, da ich die Richtung zum Lager genau zu kennen glaubte. Nach einem etwa zweistündigen Suchen entdeckte ich, daß dies eine arge Täuschung war. Ich hatte mich verirrt, und zwar in der Wildnis von Afrika mich verirrt. Daß meine Gefährten am andern Morgen mich suchen würden, war selbstverständlich, daß sie mich finden würden, wahrscheinlich. Die Aussicht auf eine Nacht allein im afrikanischen Walde ohne Lager und ohne Abendessen blieb trotzdem einigermaßen unbehaglich. Dazu kam, daß ich mich beim Umhertappen im Finsternen, wobei ich in eine Kuhle gefallen war, das Schienbein empfindlich verletzt hatte. Ich feuerte demnach meinen Karabiner wiederholt ab. Vergebens. Ich lehnte mich an einen Baum, da ich ermüdet war und aus Furcht vor Schlangen und Gewürm mich nicht hinsetzen wollte. Einmal beschloß ich noch zu feuern, da ich noch zwei Büchsenpatronen für meine Verteidigung übrig behielt. Da, wahrhaftig — aus weiter Ferne ein Schuß als Ant-

wort. Nun war die Richtung gefunden. Ich machte mich also nochmals auf die Beine und als ich nach etwa einer Viertelstunde von neuem einen Schuß aus größerer Nähe hörte, feuerte ich noch einmal, meine vorletzte Patrone, ab. Nach einer Viertelstunde war ich von meinen schwarzen Dienern umringt, die mir vor Freude die Hände küßten und das Gesicht streichelten. Und als ich mit ihnen aus dem Walde heraustrat, sah ich eine mächtige Feuerlohe vor mir. Meine deutschen Gefährten hatten ein großes Feuer entzündet, um mir ein Zeichen zu geben. Als ich an dasselbe herantrat, ward mir nach sehr freudiger Begrüßung ein großer Kump dampfenden Kakaos gebracht. . . Meine Freude, als ich kurz darauf mit meinen Gefährten bei einem Stück Ziegenfleisch am Wachtfeuer saß, wird sich leichter beschreiben als empfinden lassen."

Doch genug dieser genrehaften Episoden. Wenden wir uns der eigentlichen ländererwerbenden Thätigkeit der Expedition zu! Die Art und Weise, in welcher man vorging, schildert Peters selbst sehr anschaulich:

„Nachten wir uns einem Kraal, wo ein Kontrakt zu machen war, so pflegte ich mit dem Dolmetscher und denjenigen von meinen Leuten zusammen zu marschieren, welche irgend etwas von dem betreffenden Herrscher, seinem Charakter, seinen Schicksalen, seinem Besitzstand mitteilen konnten. Wir hielten uns dichter zusammen als an andern Tagen, und der Einzug ins Kraal geschah mit einer Art von Pomp. Waren Araber in der Nähe, von denen wir Gegenintriguen erwarteten, so ließ ich unsere Leute auf gut Glück ihre Büchsen abfeuern, um die ‚Canailen‘ einzuschüchtern. Ich selbst habe mir, um den Sultanen ebenbürtiger zu erscheinen, eine Reihe von Fahnen mitgenommen, die ich aufziehen ließ, wo dies am Plage schien. Außerdem waren Gerüchte von meiner Macht und meinem Einfluß in Umlauf gesetzt, und schließlich hatte ich mir meine Haare glatt herunterscheren lassen und sah nun aus, da ich auch meinen Bart anders trug, wie ein alter ehrwürdiger Mann.

„Zogen wir ins Kraal ein, so begaben Fühlke und ich

uns zu Seiner Hoheit und fragten, was sonst nie geschah, ob er gestatte, daß auch wir unser Lager aufschlügen. In Mbusine, bei Mbuela, knüpften wir sofort ein recht kordiales Verhältnis an, indem wir den Sultan zwischen uns auf ein Lager (Kitanda) nahmen, von beiden Seiten unsere Arme um ihn schlagend. Wir thaten dann einen Trunk guten Groggs und brachten Seine Hoheit von vornherein in die vergnüglichste Stimmung. Als Graf Pfeil erschien, meinte er, das sei ja schon ein recht vielversprechender Anblick. Alsdann wurden die Ehrengeschenke ausgetauscht und wir zogen uns zum Mittagessen in unser Lager zurück. Nach dem Essen machte uns der Sultan seinen Gegenbesuch, wobei wir ihn mit süßem Kaffee traktierten. Als bald begannen dann auch die diplomatischen Verhandlungen und auf Grund derselben wurde der Kontrakt abgeschlossen.

„War dies geschehen, so wurden die Fahnen, wenn's ging, auf einer die Umgegend beherrschenden Höhe gehißt, der Vertrag im deutschen Text von Dr. Fühlke verlesen, ich hielt eine kurze Ansprache, wodurch ich die Besitzergreifung als solche vornahm, die mit einem Hoch auf Seine Majestät den deutschen Kaiser endete und drei Salven von uns und den Dienern abgegeben, demonstrierten den Schwarzen ad oculos, was sie im Fall einer Kontraktbrüchigkeit zu erwarten hätten. Man wird sich nicht leicht vorstellen, welchen Eindruck der ganze Vorgang auf die Neger zu machen pflegte. In das Hoch auf den Kaiser stimmten sie freischend und springend, die Sultane voran, mit ein, bei den Salven wichen sie scheu zurück.“

Dr. Karl Peters schloß auch nach berühmten Mustern Blutsbrüderschaften mit den Sultanen. So z. B. vollzog er diesen Akt mit dem Sultan Mafungu Biniani von Nguru.

Peters' Karawane hatte bereits die Ordre erhalten, nach Kwindofaniani, der Residenz dieses Herrschers, zu marschieren, als Peters unterwegs erfuhr, daß der Sultan in einem anderen westlich von der Route gelegenen Orte weile. Um nicht Zeit zu verlieren, sandte er sofort Fühlke dorthin mit

dem Auftrag, den Sultan nach Kwindofaniani zu bringen. Zühlke vermochte jedoch den Sultan zum Kommen nicht zu bewegen, brachte aber wenigstens dessen „Premierminister“ mit, einen alten, äußerst einfach gekleideten schwarzen Herrn, welcher schüchtern und verlegen dastand. Peters machte ihm sofort, nachdem er ihm ein wenig Cognac angeboten hatte, den der Neger indes scheu ablehnte, ein Stück Rattun zum Geschenk und schickte ihn zurück zum Sultan Masungu mit dem Bemerkten, er warte nur auf seine Ankunft, um ihm reichliche und schöne Geschenke zu überreichen. Seine Excellenz verschwanden darauf, in dem Lager aber wurden Vorbereitungen zum Empfang des Sultans getroffen. Die Deutschen blieben in voller Ausrüstung, die Diener standen da mit Waffen in der Hand. Drei deutsche Reichsfahnen wurden herbeigeholt und gehißt. Mit großer Ungeduld wurde die Ankunft des Herrschers abgewartet, denn dies sollte der erste Vertrag sein, den man abschloß.

Etwa um 4 Uhr erschien der Sultan Masungu Biniani, ein noch junger Mann, mit einem großen Gefolge.

Die Mannschaften der Expedition standen in Parade und Peters trat fünf Schritt vor, um den Sultan zu begrüßen. Er schüttelte ihm kräftig die Hand und Masungu mußte sich auf einen Schemel zwischen Peters und Zühlke setzen, wobei einige Tassen süßen Kakaos bald ein freundschaftliches Verhältnis anbahnten. Sultan Masungu nahm das Freundschaftsanerbieten Peters an und erklärte seinerseits, er wolle sein Blutsbruder werden. Natürlich wurde der Vorschlag angenommen und die Zeremonie sofort ausgeführt. Die Oberarme beider wurden entblößt; sie traten, jeder seine Mannschaft hinter sich, von zwei Seiten auf einen freien Platz; es ward ein tiefer Ritx in beide Oberarme geschnitten und nun sogen beide gegenseitig von jenem roten Saft, welches nach Mephistopheles „ein ganz besonderer Saft“ ist. Jetzt war alles Eis gebrochen und in einer Stunde erfolgte die Abfassung des Vertrages. Dann ereigneten sich drei feierliche Scenen.

Zuerst führte Bruder Masungu Biniani Peters seine

Frauen vor mit der Bitte, davon auszuwählen, und schenkte ihm eine Ziege.

Die Deutschen ergriffen hierauf in pomphafteſter Weiſe von dem Lande Beſitz vor Hunderten von Schwarzen mit Fahnen und Gewehrfalven. Dann kam für Maſungu der wichtigſte Moment. Ein Bündel von Peters Borräten wurde aufgeſchnürt, eine der Huſarenjacken wurde hervorgezogen und dem Sultan mitgeteilt, daß Peters dieſe Tracht nur ſeinen beſten Freunden zum Geſchenk mache. Endlich wurde unter lautloſer Stille Maſungu eine Ziethenhuſarenjacke angezogen, der hierdurch bei ſeinem treuen Volke beſonders in Achtung ſtieg.

In der vorgerückten Abendſtunde nahmen noch die Blutsbrüder gemeinſam ein Bad im Fluſſe und den Tag beſchloß ein Feſteſſen, zu dem der Sultan das Ziegenfleisch, die Expedition den Grog ſtellte.

Aber Peters litt es nicht lange bei ſeinem neuen Bruder; er brach ſchon am nächſten Tage auf, um Uſagara, das Hauptziel ſeiner Reiſe, zu erreichen; er eilte, denn er fürchtete, der Sultan von Sansibar oder die Kongoexpedition möchten ihm zuvorkommen!

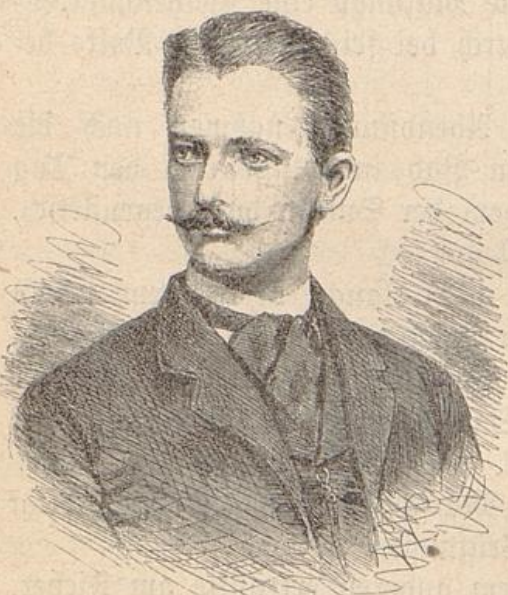
Bis Nguru war der Marſch glatt abgelaufen. Nun aber ſtellten ſich ſchwere Prüfungen ein.

Ein Mitglied nach dem anderen erkrankte am Fieber. Peters verbrannte ſich durch Karbolsäure den Fuß bis auf die Knochen und mußte zulezt in der Hängematte getragen werden. Auch die Koſt wurde ſchmaler; die dürſtigen mitgenommenen Borräte gingen raſch zu Ende. Die überſtürzte Ausrüſtung der Expedition rächte ſich jezt; als die Karamane, das Mfondonguathal hinaufziehend, in Muinin Sagara, dem Hauptort von Uſagara, anlangte, waren die Europäer von den Strapazen und Entbehrungen faſt aufgerieben.

Nichtsdeſtowedeniger war die Freude groß, daß man das Ziel erreicht, daß man auch hier die deutſchen Flaggen hiſſen konnte. „Siebenzig Jahre,“ ſprach der alte Sultan Muinin Sagara zu Peters, „ſiße ich nun hier und wiederholt ſind Weiße mit den Gütern Europas durch mein Land gezogen

und zu Gaſt bei mir geweſen; ich habe oft gehofft, daß ſie ſich in meinem ſchönen Lande — Uſagara Baſuri — niederlaſſen würden und das Land in ihrer Weiſe beſtellen; nun ſoll ich das ſelbſt noch erleben.“ Den Vertrag mit Muinin Sagara ſchloß Peters von ſeiner Hängematte aus ab, und zwar am 4. Dezember.

Damit war das Endziel der Reiſe erreicht. In dem Berglande, deſſen ausführliche Schilderung wir ſpäter geben werden, ſollten Graf Pfeil und Otto bleiben und die erſte



Graf Joachim Pfeil.

deutſche Station errichten. Zu dieſem Zwecke blieben drei der Diener und vier Träger bei ihnen zurück; ebenſo behielten ſie alle Tauschartikel und den größten Teil noch nicht verbrauchten Proviantſ.

Peters und Jühlke wollten dagegen wieder in Silmarſchen die Küſte erreichen, um die Verträge, deren Zahl ſich im ganzen auf zwölf belief, nach Sansibar und nach Deutſchland zu bringen.

Otto war bereits bettlägerig. Graf Pfeil gab jedoch ſeinen Freunden noch ein Stück Weges Geleite, dann drückten ſich die Scheidenden die Hände, ſagten ſich Lebewohl und nun begann der Rückmarſch, der ſich viel ſchlimmer geſtaltete als die Reiſe nach Uſagara, und auf dem Peters und Jühlke die ſchlimmſten Qualen ertragen mußten.

Hier ein paar Proben in Peters eigenen Worten:

„Dr. Jühlke hatte gegen meinen Rat es vorgezogen, zunächſt zu marschieren. Dies rächte ſich ſehr bald. Ich ſelbſt mußte meiner Fußwunde wegen mich tragen laſſen. An einer Stange war vorne und hinten eine Hängematte befeſtigt; die Stange wurde von zwei Negern auf die Schulter

genommen, und in der Hängematte lag ich, geklemmt und gedrückt wie ein Fisch im Netz. Die Schwarzen, trotz meiner Reitpeitsche und meines drohenden Revolvers, behandelten mich, schon aus alter Trägergewohnheit, rücksichtslos wie jedes andere Stück Gepäck, warfen mich unbarmherzig über den Kopf hinüber von einer Schulter auf die andere, sie setzten mich, zu Anfang wenigstens, nieder, ob in der Sonne oder im Schatten, ganz gleich, wenn sie müde waren — bis meine Peitsche, die jetzt erst in Anwendung kam, als ich krank war, sie belehrte, daß wenigstens meine Arme noch nicht abgestorben waren. Zweimal ließ eine der Canaillen mich auf die Erde fallen, daß mein Körper auf dem steinigen Boden erdröhnte und die Stange mir ins Gesicht schlug. Dr. Zühlke, der vom zweiten Tage an getragen werden mußte, versuchten sie sogar Geld abzupressen. Zuweilen mußte der Revolver, der im Hineinmarsch meist im Futtermal stecken blieb, den Kerlen beweisen, daß wir noch immer ihre Herren waren.“



Dr. Karl Zühlke.

Zühlke verpflegte Anfangs den Freund, aber bald brach auch er zusammen und nun war die Verlegenheit groß, da der kranke Peters Träger besorgen mußte, um auch Zühlke tragen zu lassen. Aber Not bricht Eisen. Peters raffte sich auf und nun wurde der Marsch in zwei Hängematten fortgesetzt. Bequem war diese Art des Reisens nicht. Die Kranken wurden durch die unerträgliche Sonnenglut, da sie in der Hängematte keine Helme tragen konnten, bis zum Wahnsinnigwerden gepeinigt; auch konnten sie sich nicht gegen die Dornen der Mimosen von beiden Seiten des

Pfades schützen. Der Körper blutete aus vielen kleinen Wunden und Tausende von blutgierigen Insekten aller Art, die sie nicht immer abwehren konnten, sorgten dafür, daß viele Wunden so bald nicht zuheilten.

„So ging es,“ fährt Peters in der Schilderung fort, „über Berg und Thal, durch Flüsse und Wälder rastlos fort. Oft marschierten wir von 1 Uhr morgens — bei vorausgetragenen Talglichtern — bis mittags 1 Uhr und von nachmittags um 3 Uhr wieder bis abends um 8 Uhr. Zuweilen, wenn die Träger nicht aufstehen wollten so früh in der Nacht, mußte ich mich mit gezogenem Revolver unter sie führen lassen und zum Aufbruch zwingen. Wie oft haben wir wohl beide hernach stundenlang zum funkelnden Sternenhimmel emporgeblickt, an dem gerade über dem Meridian das schimmernde Sternbild des Orion, im Norden unmittelbar über dem Horizont der alte liebe Bär, im Süden aber das geheimnisvolle Kreuz mit jenen eigentümlichen ‚Kohlenfäcken‘ daneben standen, und versucht, im Anschauen des Unendlichen die Qualen der Gegenwart zu vergessen. Dann flammte der Himmel im Osten auf und scharf, zunächst fast gespensterhaft, tauchten die Umrisse der Felsen und Berge mit ihrem Palmenschmuck hervor — bis plötzlich er selbst emporstieg, der Schmerzensbringer, der rote, glühende Sonnenball.“

Wir setzen unsere Hoffnungen, was Ostafrika anbelangt, auf Plantagenbau; der Gründer dieser Kolonie wäre auf seiner ersten Reise durch jene Gebiete verhungert, wenn nicht sein Dolmetscher Kamassan die Jesuiten in Simbammeni besucht und von diesen eine ganze Ladung Kohlrabi, Steckrüben, Wirsingkohl und Mohrrüben erhalten hätte. Davon hatten sich Peters und Zühlke vier Tage lang genährt und daraus Widerstandskraft geschöpft für die letzten drei Tage der Reise, die sie völlig ohne Nahrung zubringen sollten.

In diesem elenden Zustande schlossen sie noch am 14. Dezember in Ukami und zwar in dessen Hauptort Kangasi einen Vertrag ab, durch welchen die „herrlichste Gebirgslandschaft“, welche bis etwa fünf Meilen an die Küste reicht, ebenfalls

in deutschen Besitz gebracht wurde. Mit den Pionieren der Deutschen Gesellschaft für Kolonisation sah es allerdings schlimm aus. Peters hatte 140 Pulsschläge in der Minute und er sah für die Nacht seinem Ende entgegen. Da verabredete er mit Jühlke, dieser solle mit dem Begraben seiner Leiche keine Zeit verlieren, sondern ohne Unterbrechung bis an die Küste eilen; stirbe auch er, so solle wenigstens der Dolmetscher Kamassan die Verträge zu Hansings bringen.

Der Tod verschonte beide, düster und niedergeschlagen zogen sie weiter, bis am 17. Dezember am Mittag der Kingani überschritten wurde und plötzlich die See vor ihnen auftauchte, von den Trägern und Dienern mit betäubendem Freudengeschrei begrüßt. Vor ihnen lag Bagamoyo und vor ihnen stand plötzlich ein Weißer, ein Bruder des Klosters, welcher einen Spaziergang machte und die aus der Wildnis Kommenden freundlich zu seiner Brüderschaft einlud.

Zwei Stunden weit war noch das Kloster, aber um 7 Uhr abends lenkte die kleine Karawane endlich in die breite Allee ein, die zu der Mission führte. „Nie werde ich,“ schrieb Peters, „die nun folgende Scene vergessen! Aus dem Halbdunkel vor uns traten allmählich die mächtigen Umrisse der herrlichen Gebäude hervor. Vom Portal herunter winkte das christliche Kreuz: ein Symbol, daß wir uns der europäischen Kultur wieder näherten. Und als wir einzogen in den Hof, da plötzlich flammten die hell erleuchteten gotischen Fenster uns entgegen und daraus hervor brausten die ernstesten Töne der Orgel! Den Eindruck zu beschreiben ist nicht möglich; aber ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach und die ganze Spannung der letzten Wochen in einem Thränenstrom sich Luft machte.“

Welch ein gastfreundlicher Empfang! Nach herzlicher Begrüßung die so lange nicht gehörte Frage, was die Gäste zu essen wünschten. Ein Glas Milch. Leider war solche zur Stunde noch nicht da und so baten Peters und Jühlke um eine Tasse Schokolade und um ein Glas Rotwein. Die Leckerbissen wurden alsbald gebracht, aber welche Wahr-

nehmung! Nur mit Widerwillen nahmen die Hungernden dieselben zu sich. Sie hatten das Essen verlernt und lernten dasselbe erst nach mehreren Tagen wieder. Sie freuten sich, daß sie endlich wieder im Bette unter einem Moskitonez schlafen konnten, aber den daran Gewöhnten unter freiem Himmel zu schlafen, erschien das Gemach drückend und schwül und sie fanden keinen Schlaf. Aber die Wunden wurden regelrecht verbunden und wenigstens die Gefahr der Blutvergiftung beseitigt.

Am anderen Tage besuchte ein junger aus Deutschland vertriebener Mönch Peters und weihte ihn ein in die Geheimnisse des Wirkens und Strebens unter den Negern. Er besorgte auch für seinen Landsmann eine Dau und das Geld auf eine Anweisung, damit er den Rest seiner Leute ablohnen konnte.

Am folgenden Morgen wurden Peters und Jühlke auf zwei Sesseln ans Meer getragen und mit der Ebbe verließen sie auf dem schwanken Fahrzeug Afrikas Strand.

„Es war wiederum ein köstlicher Morgen, wie bei unserer Abfahrt von Sansibar. Ebenso wie damals strahlte und funkelte die See in dem ganzen Flimmer tropischer Farbenglut und von der Küste her schwellte eine kühlende Brise das Segel unseres schwankenden Fahrzeuges. Aber welch ein Kontrast im großen und ganzen! Damals hatte eine große Aufgabe vor uns gelegen, deren Lösung uns mehr als unwahrscheinlich schien; jetzt war diese Aufgabe gelöst, und wie ein toller grotesker Traum lagen die letzten sechs Wochen hinter uns da! Was wollte es dem gegenüber sagen, daß wir krank und matt, zu Tode erschöpft in Sansibar wieder anlangten?“

In dasselbe Hotel, das sie einst bezogen hatten, wurden jetzt die Heimgekehrten getragen und das erste, was sie thaten, war, den Leibarzt des Sultans, Dr. Gregory, zu rufen. Sie waren zu schwach, selbst eine nur einfache Depesche mit dem Worte „richtig“ nach Deutschland aufzusetzen.

Dann kamen die Landsleute von Hansings. Sie waren sichtlich überrascht über die Erfolge dieser Expedition und

brachten den Kranken dafür die erfreuliche Nachricht, daß Dr. Kohlfs demnächst als deutscher Generalkonsul mit einem deutschen Kriegsschiff nach Sansibar kommen werde! Wie „liebliche Musik“ klang dies in Peters Ohren.

Die Hansings halfen, wie sie konnten, sie sandten den Erschöpften gute Weine, Austern und Früchte zur Erquickung, sie ließen beglaubigte Abschriften von den Verträgen herstellen, sie luden Peters und Zühlke für die bevorstehende Weihnachtsfeier ein. Aber schon am 24. Dezember stach Peters auf dem Sultansschiff „Avoca“ nach Bombay ab, um von dort mit einem Passagierdampfer nach Europa zu eilen. Die Luft in Sansibar war ihm schwül. Kohlfs und die deutschen Kriegsschiffe waren ja noch nicht eingetroffen.

Dr. Zühlke blieb indessen in Sansibar, um schleunigst eine Proviantkolonne für die erste deutsche Station in Usagara auszurüsten. Solange er das Schiff sehen konnte, winkte er dem scheidenden Peters mit dem Taschentuch nach.

* * *

Wie war nun der Erfolg der Expedition beschaffen, welcher Art waren die Verträge, die Peters mit den „Sultanen“ abgeschlossen hatte?

Wir geben den wichtigsten wieder:

„Muinin Sagara in Usagara, 4. Dezember 1884.

Muinin Sagara, alleiniger absoluter Herr von ganz Usagara, und Doktor K. Peters, als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, schließen hierdurch einen ewigen Freundschaftsvertrag ab.

„Sultan Muinin Sagara erhält eine Reihe von Geschenken; weitere Geschenke für die Zukunft werden ihm versprochen und er tritt hierdurch unter den Schutz der Gesellschaft.

„Dafür tritt der Sultan an Herrn Doktor K. Peters, als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, kraft seiner absoluten und unumschränkten Machtvollkommenheit, das alleinige und ausschließliche Recht, Kolonisten nach ganz

Ujagara zu bringen, ab; ferner das alleinige und ausschließliche Recht völliger und uneingeschränkter privatrechtlicher Ausnutzung von ganz Ujagara; endlich alle diejenigen Rechte, welche nach dem Begriff des deutschen Staatsrechts den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen, unter anderem das Recht der Ausbeutung von Bergwerken, Flüssen, Forsten; das Recht, Zölle aufzulegen, Steuern zu erheben, eigene Justiz und Verwaltung einzuführen, und das Recht, eine bewaffnete Macht zu schaffen.

„Der privatrechtliche Besitz des Sultans wird von der Gesellschaft anerkannt und garantiert, und die Vertreter der Gesellschaft werden angewiesen, diesen Besitzstand mit allen Kräften mehren zu helfen.

„Die Gesellschaft wird mit allen Kräften dahin wirken, daß Sklaven aus dem Gebiet des Sultans Muinin Sagara nicht mehr fortgeschleppt werden dürfen.“

Wenn man den Bildungsgrad der schwarzen Naturkinder und den Wortlaut eines solchen Vertrages in Betracht zieht, so kommt das Ungeheuerliche solcher Abmachungen sofort zum Bewußtsein. Manche Kulturhistoriker spötteln heute über die Proklamationen, welche spanische und portugiesische Eroberer und Entdecker an die Indianer erließen. Da war von der Kirche und der Macht des Papstes und von der Teilung der Welt unter die Spanier und Portugiesen die Rede. Die Affen und Papageien in den Baumzweigen verstanden ebensoviel von diesen Proklamationen wie die Indianer, denen sie vorgelesen wurden.

Und was verstand der edle ehrwürdige Muinin Sagara, fragen wir, von dem Inbegriff des deutschen Staatsrechtes? Diese Vertragsabschlüsse sind reine Komödienstücke in der Geschichte der Kolonisation, aber ohne sie wäre die Kolonisation überhaupt unmöglich.

Überall in Afrika verfahren die Europäer nach demselben Prinzip, und nicht mehr und nicht weniger erhielten die Könige am Kongo für ihre Hoheitsrechte und Ländereien.

Die Verträge werden ja auch nicht für die Negerfürstane abgefaßt; der Reisende wußte wohl, wie es mit der Herr-

schaft eines solchen Häuptlings, der viele Quadratmeilen Landes unter den Schutz der Gesellschaft stellte, beschaffen war; der Häuptling herrschte vermutlich nicht weiter, als der Blick von dem Dache seiner Hütte reichte. Die Verträge wurden mit Rücksicht auf andere Menschen abgeschlossen, sie sollten Rechtstitel gegenüber Europa bilden.

Mit Rücksicht auf England und das Sultanat von Sansibar wurde auch der Wortlaut der Verträge von Peters abgefaßt. Muinin von Sagara wird als alleiniger absoluter Herr von ganz Usagara bezeichnet und somit dem Sultan von Sansibar jedes Hoheitsrecht in diesen Gebieten abgesprochen.

Peters mußte darauf gefaßt sein, daß der Sultan von Sansibar gegen seine Erwerbungen Protest erheben würde, und er suchte einem solchen von vornherein jeden Boden zu entziehen. Er ließ die Häuptlinge ausdrücklich erklären, daß sie alleinige absolute Herren jener Ländereien seien, ja er ging sogar noch weiter. Er nahm von einem Beamten des Sultans folgende Erklärung zu Protokoll:

„Mwomero, den 26. November 1884.

Salim bin Hamid, seit vier Jahren erster Bevollmächtigter S. M. des Sultans von Sansibar in Nguru, erklärt vor einer Reihe rechtsgültiger Zeugen, daß der Sultan von Sansibar auf den Kontinent von Ostafrika, speziell in Nguru und Usagara, Oberhoheit und Schutzrecht nicht besitzt.“

Dadurch wurde die Oberhoheit des Sultans in den inneren Gebieten in Frage gestellt und der deutschen Regierung die Möglichkeit geboten, die Länder unter deutschen Schutz zu stellen.

Was aber andere Nationen anbelangt, so waren von diesem Augenblicke an alle diese Gebiete für dieselben unantastbar; man sah das sofort ein und die Kongoexpedition unter dem Lieutenant Becker wurde in Anbetracht dieses Erfolges der Deutschen von Sansibar zurückgezogen.

Diese Erwerbungen in Ostafrika geschahen übrigens sozusagen in letzter Stunde, denn um dieselbe Zeit suchten englische Gesellschaften von ihrer Regierung einen Schutz-

brief von Ostafrika zu erlangen. Derselbe würde ihnen 1887, da die Ansichten über Kolonien auch in England eine Veränderung erfahren hatten, sicher gewährt worden sein, wenn ihnen eben Peters und, wie wir später sehen werden, auch die deutsche Regierung nicht zuvorgekommen wären.

Die Ueberfahrt nach Bombay gestaltete sich anfangs recht angenehm, denn der erste Offizier an Bord des Sultansdampfers „Avoca“ war zufälligerweise ein Graf Pfeil, ein Vetter des Reisegefährten von Peters, und auch der Kapitän und der Ingenieur waren Deutsche.

Infolge von Genuß verdorbenen Weines zog sich Peters einen Dysenterieanfall zu, aber er konnte schon das Neujahrsfest beim Glase Champagner feiern.

Am 16. Januar dampfte er an Bord der „Massilia“ nach Europa ab. Am 1. Februar traf er in Venedig ein und fuhr am folgenden Tage über den Brennerpaß nach Deutschland zurück.

Die Expedition hatte gerade vier Monate gedauert. Die eigentliche Arbeit, die Sicherstellung des Errungenen, sollte erst beginnen, und dieser Teil des Werkes war nicht der leichteste, denn in Deutschland selbst stand man Ostafrika mit getheilten Gefühlen gegenüber.

Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Berlin, wo Peters am 2. Februar 1885 eintraf, wandte er sich an das Reichskanzleramt, um das neu erworbene Gebiet völkerrechtlich sicher zu stellen. Er fand das größte Entgegenkommen, und schon am 27. Februar wurde ihm der nachstehende Schutzbrief erteilt: „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden deutscher Kaiser, König von Preußen, thun kund und fügen hiermit zu wissen:

Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ Dr. Karl Peters und Unser Kammerherr Graf Behr-Bandelin, Unsern Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in Ostafrika, westlich

von dem Reiche des Sultans von Sansibar, außerhalb der Oberhoheit anderer Mächte, nachgesucht und Uns die von besagtem Dr. Karl Peters zunächst mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Ufeguha und Ufami im November und Dezember vorigen Jahres abgeschlossenen Verträge, durch welche ihm diese Gebiete für die deutsche Kolonisationsgesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit abgegeben worden sind, mit dem Ansuchen vorgelegt haben, diese Gebiete unter Unsere Oberhoheit zu stellen, so bestätigen Wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete, vorbehaltlich Unserer Entschliessungen auf Grund weiterer Uns nachzuweisender vertragsmäßiger Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger in jener Gegend unter Unserm Kaiserlichen Schutz gestellt haben. Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, daß sie eine deutsche Gesellschaft bleibt, und daß die Mitglieder des Direktoriums oder die sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des Deutschen Reiches sind, sowie den Rechtsnachfolgern dieser Gesellschaft unter den gleichen Voraussetzungen, die Befugnis zur Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte, einschließlich der Gerichtsbarkeit, gegenüber den Eingeborenen und der in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und anderen Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reiches und anderer Nationen, unter der Aufsicht Unserer Regierung und vorbehaltlich weiterer von Uns zu erlassender Anordnungen und Ergänzungen dieses Unseres Schutzbriefes.

Zur Urkund dessen haben wir diesen Schutzbrief höchst eigenhändig vollzogen und mit Unserem Kaiserlichen Insignel versehen lassen.

Gegeben Berlin, den 27. Februar 1885. (gez.) Wilhelm.
(gez.) v. Bismarck."

Die Gesellschaft für deutsche Kolonisation hatte den Zweck, passende Länder aufzufinden und solche zu erwerben. Das war nun geschehen, zwar nicht in der Art, wie man es ursprünglich beabsichtigt hatte, aber in einer für den

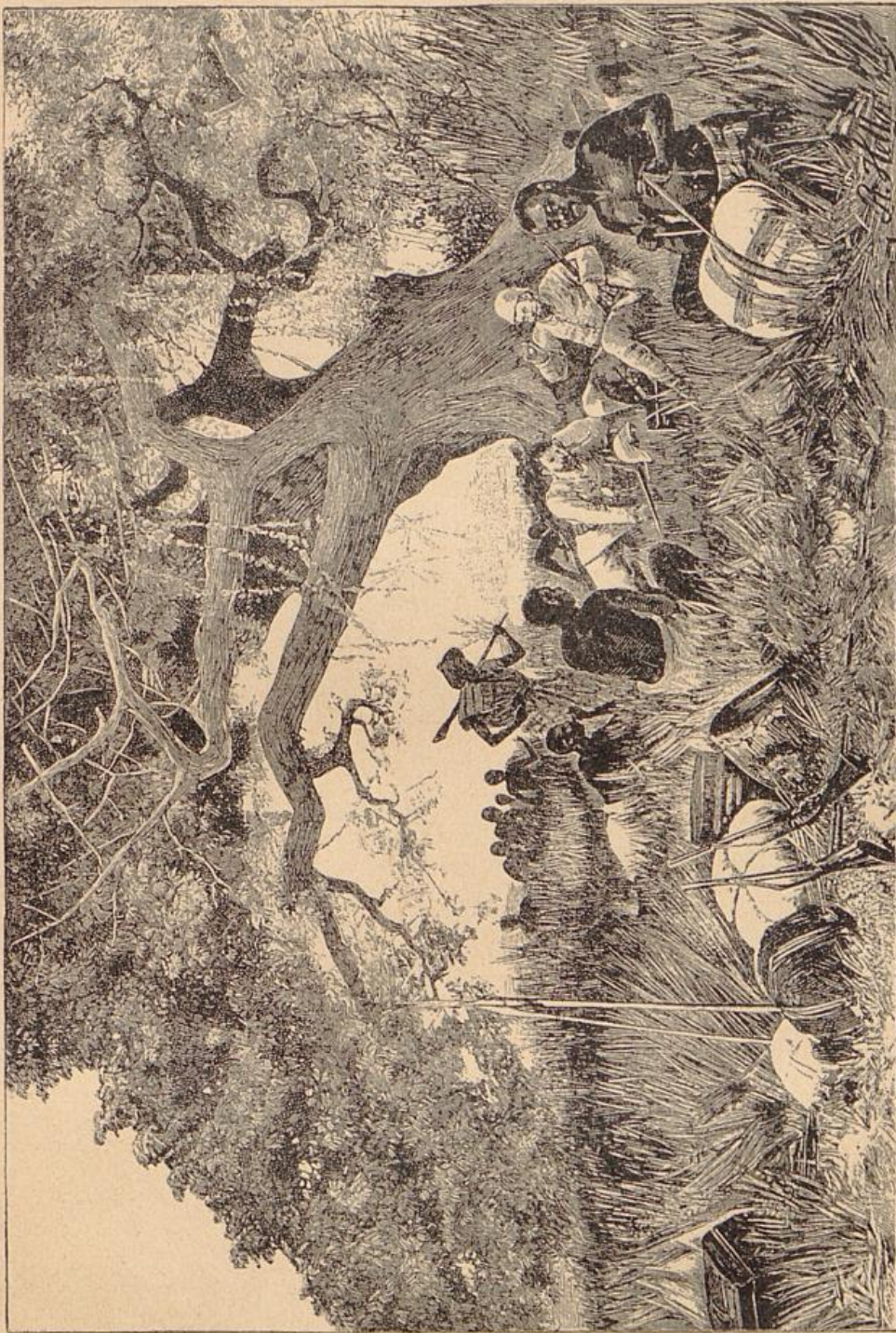
Anfang ganz befriedigenden Weise. Jetzt handelte es sich darum, die Regierung und Ausbeutung dieser Länder zu übernehmen. Man stand auf einem ganz neuen Boden. Debatten in der Hauptversammlung wären nutzlos gewesen, das sahen alle ein und beeilten sich, einen Antrag Peters anzunehmen, der an Stelle des bisherigen Ausschusses ein Direktorium setzte — ein Direktorium aus fünf Mitgliedern auf 15 Jahre ernannt, welchem die Ausübung der in Afrika erworbenen Rechte unter Zuziehung der verschiedenen Interessentengruppen allein und ausschließlich zustand.

Der Antrag wurde am 12. Februar 1885 einstimmig angenommen. Bald darauf traten die Besitzer der Anteilsscheine von 50, 500 und 1000 Mark der neugebildeten Gesellschaft bei. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft wurde unter der Firma „Karl Peters und Genossen“ in das Gesellschaftsregister eingetragen. Dr. Peters, Dr. F. Lange, Konsul Roghé und Hofgardendirektor Jühlke hafteten persönlich, Graf Behr-Bandelin mit einem Teile seines Vermögens.

Wenn schon die ganze Macht der Kommanditgesellschaft in die Hände des Direktoriums gelegt war, so ging man am 9. April 1885 noch einen Schritt weiter, indem die ganze Exekutivgewalt in die Hand eines Einzigen gelegt wurde. Dieser Einzige war aber der Verwaltungschef Dr. Karl Peters.

Die ihm erteilte Vollmacht lautete:

„Namens der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft „Karl Peters und Genossen“ erteilen wir hierdurch dem Mitglied der Gesellschaft, Herrn Dr. Karl Peters zu Berlin, die Vollmacht, die allgemein administrative und politische Leitung der Gesellschaft zu führen. Insbesondere ist derselbe hierdurch ermächtigt, die Beamten im Namen des Direktoriums anzustellen, zu befördern, zu entlassen, die Aufsicht und Kontrolle über dieselben zu führen, alle administrativen Anordnungen selbständig zu treffen, Befehle zu erteilen, die Disziplin zu handhaben, Disziplinarstrafen zu verhängen. Diese Vollmacht hat Bezug auf alle Beamte der Gesellschaft in Deutschland wie in Afrika und sonst an anderen Orten,



Eine Karawane der deutsch-afrikanischen Gesellschaft.



Eine Karawane der deutsch-afrikanischen Gesellschaft.

Bibliothek der
Leschalle in Bremen

Zivilbeamte wie Militär und Militärbeamte. Ferner wird Herr Dr. Peters ermächtigt, als erster Exekutivbeamter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft alle in sein Ressort fallenden Beschlüsse des Direktoriums zur Ausführung zu bringen; in dringlichen Fällen ist er ermächtigt, Maßregeln und Bestimmungen für die Interessen der Gesellschaft auch ohne vorherige Einholung eines Direktorialbeschlusses zu treffen, indes ist er für derartige Akte dem Direktorium verantwortlich."

Peters vornehmlichste Aufgabe bestand darin, das ostafrikanische Schutzgebiet zu erweitern. Von Anfang an erstrebte er die Gründung einer Kolonie im größten Maßstabe und als Grenzen derselben schwebten ihm der Viktoria-Nyanza und der Nyassasee vor.

So entwickelte sich im Jahre 1885 ein äußerst reges Treiben in Ostafrika. Die von Peters ausgesandten Expeditionen drangen nach allen Richtungen vor.

Im Mai des Jahres 1885 zogen Fr. Fühlke und Premierlieutenant Karl Weiß den Pangani hinauf und occupierten die Landschaften Ujambara, Pare und Dschagga am Kilimandscharo.

Im Juni wurde Kutu durch Graf Pfeil erworben.

Im September stellten Lieutenant Schmidt und Söhnge Usaramo unter deutschen Schutz, während durch Regierungsbaumeister Hörnecke und Lieutenant von Anderten die Nordostküste des Somalilandes von Halule bis Warscheh sicher gestellt wurde.

Im November wurde im Süden das Schutzgebiet durch die Landschaften Uhehe, Mahenge, Ubena und das Land der Waginde zwischen dem Rufidschi und Rowuma durch Graf Pfeil erweitert.

Im Januar des darauffolgenden Jahres 1886 hißte Andersen die deutsche Flagge an der Küste um die Mündung des Sabaki, und im Herbst wurde noch durch Dr. Fühlke, Lieutenant Günther und Janke von der Küste des Somalilandes an der Wubuschi-Mündung Besitz ergriffen.

* * *

Während so die Grenzen des Schutzgebietes erweitert wurden, erfolgte indessen die diplomatische Campagne zur Sicherung der Gebiete.

Der Sultan von Sansibar fühlte sich durch das Vorgehen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaften in seinen Rechten verletzt. Als ihm am 25. April 1885 offiziell der Inhalt des kaiserlichen Schutzbriefes durch Rohlf's mitgeteilt wurde, erhob er dagegen Protest und depešierte an Kaiser Wilhelm I.:

„Wir haben vom Generalkonsul Rohlf's Abschrift von Eurer Majestät Proklamation vom 27. Februar empfangen, wonach Gebiete in Usagara, Nguru und Ukami, von denen es heißt, daß sie westlich von unseren Besitzungen liegen, Eurer Oberhoheit und deutscher Regierung unterstellt sind. Wir protestieren hiergegen, weil diese Gebiete uns gehören und wir dort Militärstationen halten und jene Häuptlinge, welche die Abtretung von Souveränitätsrechten an die Agenten der Gesellschaft anbieten, dazu nicht Befugnis haben: diese Plätze haben uns gehört seit der Zeit unserer Väter.“

Um diesem Protest noch besonderen Nachdruck zu verleihen, ließ Saïd Bargasch Truppenabteilungen gegen Usagara und Dschagga vorrücken. Von deutscher Seite wurde indessen beschlossen, ein Kriegsgeschwader nach Sansibar zu entsenden, und Fürst Bismarck erklärte im Namen des deutschen Kaisers den Protest für unbegründet, protestierte seinerseits gegen die nachträgliche Besetzung von Gebieten, welche innerhalb des deutschen Schutzgebietes lagen und sprach die Erwartung aus, daß der Sultan, um das freundliche Einvernehmen mit Deutschland aufrecht zu erhalten, seine Beamten und Truppen aus dem deutschen Gebiet zurückziehen werde.

Der erste Erfolg dieser Erklärung bestand darin, daß der Vormarsch der Sansibartruppen am 24. Juni 1885 eingestellt wurde. Als aber am 7. August das deutsche Kriegsgeschwader im Hafen von Sansibar erschien, sah sich Saïd Bargasch gezwungen, folgende Erklärung abzugeben:

„Infolge der Forderung, welche von S. M. dem Kaiser

gestellt ist als Ultimatum und unerläßlich für die Aufnahme freundlicher Verhandlungen, anerkennen wir die Schutzherrschaft Deutschlands über die Länder von Usagara, Nguru, Usogaha, Ukami und über das Gebiet von Witu. Wir übernehmen es, unsere Soldaten zurückzurufen, und machen dies unseren Beamten bekannt, welche die sämtlichen Küstengebiete besetzt halten."

Deutschland trat dagegen dem französisch-englischen Abkommen vom 10. März 1862 bei, durch welches die Unabhängigkeit des Sultans von Sansibar garantiert wurde, jedoch unter der Bedingung, daß dieser die Häfen Pangani und Dar-es-Salaam in Form der Zollpacht an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft abtrete.

So waren denn die Schwierigkeiten nach der einen Seite hin glücklich erledigt. Der Sultan von Sansibar hatte den deutschen Einfluß anerkannt, aber außer ihm war an der Ostküste, wie wir bereits wissen, noch eine andere Macht zu berücksichtigen, die durch ihre Handelsfaktoreien und Missionen längst viele Plätze besetzt hatte.

England durfte bei der Besitzergreifung von Ostafrika durch die Europäer nicht leer ausgehen, aber auch mit diesem führten die Verhandlungen zu einem befriedigenden Abschluß, der in dem internationalen Vertrag zu London am 1. November 1886 seinen Ausdruck fand. Durch diesen wurden die Interessensphären der von der Ostküste von Afrika beteiligten Mächte abgegrenzt. Wir heben nur die wichtigsten Punkte dieses Vertrages hervor.

Der erste Paragraph desselben lautet:

„Deutschland und Großbritannien erkennen die Souveränität des Sultans von Sansibar über die Inseln Sansibar und Pemba, sowie über diejenigen kleineren Inseln an, welche in der Nähe der ersten innerhalb eines Umkreises von zwölf Seemeilen liegen; desgleichen über die Inseln Lamu und Mafia.

Dieselben erkennen in gleicher Weise als Besitz des Sultans auf dem Festlande eine Küstenlinie an, welche unterbrochen von der Mündung des Mininganiflusses am

Ausgang der Tunghu-Bucht bis Kipini reicht. Diese Linie beginnt im Süden des Mininganiflusses, folgt dem Laufe desselben fünf Seemeilen und wird dann auf dem Breitenparallel bis zu dem Punkte verlängert, wo sie das rechte Ufer des Rowumafusses trifft, durchschneidet den Rowuma und läuft weiter an dem linken Ufer entlang.

Die Küstenlinie hat eine Tiefe landeinwärts von zehn Seemeilen, bemessen durch eine gerade Linie ins Innere von der Küste aus bei dem höchsten Wasserstande zur Flutzeit. Die nördliche Grenze schließt den Ort Konu ein. Im Norden von Kipini erkennen die genannten Regierungen als dem Sultan gehörig an: die Stationen von Kismaju, Barawa, Marka, Makdischu mit einem Umkreis landeinwärts von je zehn Seemeilen und Warschnih mit einem Umkreis von fünf Seemeilen."

Ein anderer Paragraph besagt:

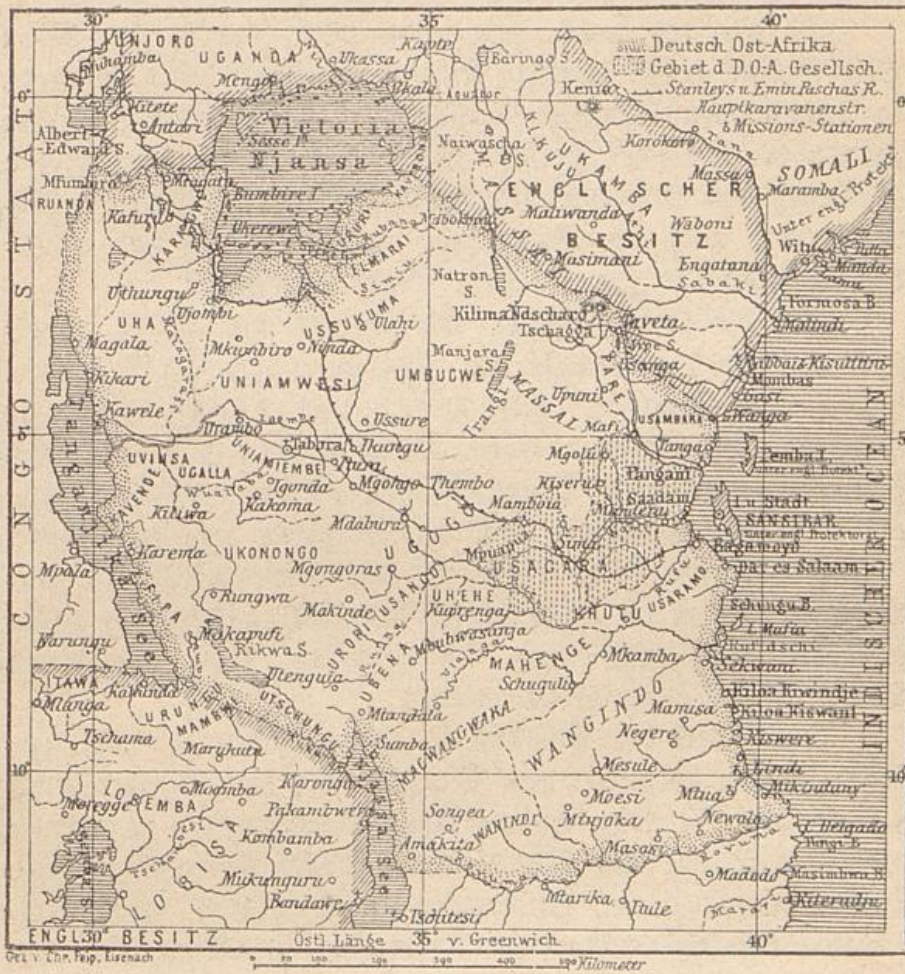
"Beide Mächte (England und Deutschland) kommen überein, eine Abgrenzung ihrer gegenseitigen Interessensphären in diesem Teile des ostafrikanischen Festlandes vorzunehmen, in gleicher Weise, wie dies früher bei den Gebieten am Golf von Guinea geschehen ist.

Das Gebiet, auf welches dieses Uebereinkommen Anwendung findet, soll begrenzt sein im Süden durch den Rowumafluß und im Norden durch eine Linie, welche von der Mündung des Tanafusses ausgehend, dem Laufe dieses Flusses oder seiner Nebenflüsse bis zum Schneidepunkt des Aequators mit dem 38° östl. Länge folgt und dann in gerader Richtung fortgeführt wird bis zum Schneidepunkt des 1° nördl. Breite mit dem 37° östl. Länge, wo die Linie ihr Ende hat.

Die Demarkationslinie soll ausgehen von der Mündung des Flusses Wanga oder Umbe, in gerader Richtung nach dem Tipe-See laufen, dann entlang an dem Ostufer und, um das Nordufer des Sees führend, den Fluß Lumi überschreiten, um die Landschaften Tawela und Dschagga in der Mitte zu durchschneiden und dann entlang an dem nördlichen Abhang der Bergkette des Kilimandscharo in gerader Linie weiter geführt zu werden, bis zu demjenigen

Punkte am Viktoria-Nyanza, welcher von dem 1° südlicher Breite getroffen wird.

Deutschland verpflichtet sich, im Norden dieser Linie keine Gebietserwerbungen zu machen, keine Protektorate anzunehmen und der Ausbreitung englischen Einflusses im



Karte von Deutsch-Ostafrika.

Norden dieser Linie nicht entgegen zu treten, während Großbritannien die gleiche Verpflichtung für die südlich von dieser Linie gelegenen Gebiete übernimmt."

Was nun die südliche Grenze der deutschen Interessensphäre anbelangt, so wurde dieselbe durch das Abkommen mit der portugiesischen Regierung vom 30. Dezember 1886

geregelt. Es heißt darin: „Die Grenzlinie zwischen den deutschen und portugiesischen Besitzungen in Ostafrika folgt dem Laufe des Rovuma von seiner Mündung bis zu dem Punkt der Einmündung des Msinjusflusses und läuft von dort weiter nach dem Breitenparallel bis zum Ufer des Nyassa-Sees.“

So war im Laufe von etwa zwei Jahren der Plan Peters, eine große deutsche Kolonie in Ostafrika zu gründen, in allgemeinen Umrissen vollendet. Weite Länderstrecken bis an die Ufer der großen Binnenseen waren Deutschland gesichert; das Ansehen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft war auch im Vaterlande gestiegen und das Großkapital stand ihr freundlicher gesinnt gegenüber.

Für die großen Ziele, wie sie jetzt thatsächlich vorgezeichnet waren, genügte die Kommanditgesellschaft „Karl Peters und Genossen“ nicht mehr, und es ging auch nicht mehr an, die Exekutivgewalt fernerhin in der Hand eines Einzigen zu belassen. Ebenso schnell wie das deutsche Schutzgebiet wuchs, wechselten auch die Statuten der Gesellschaft.

Sie wurde Ende 1885 in eine Aktiengesellschaft verwandelt, wobei die Beteiligung des kleinen Kapitals völlig ausgeschlossen und nur Anteilscheine von mindestens 10 000 Mark ausgegeben wurden.

Der Zweck der Gesellschaft wurde dahin zusammengefaßt: in den Gebieten von Ostafrika die Landeshoheit auszuüben und die dazu erforderlichen Einrichtungen zu treffen; die Zivilisierung des Schutzgebietes durch Ansiedelung und Handel anzubahnen; Ländereien zu erwerben, zu bewirtschaften und zu verwerten. Neben der Direktion, die aus zwei oder mehreren Mitgliedern bestehen sollte, wurden noch ein Direktionsrat und die Revisoren eingesetzt. Die wichtigste Neuerung bestand aber darin, daß das Reich die Ueberwachung der Gesellschaft übernahm.

Laut Statuten derselben hat der Reichskanzler durch einen Kommissar die Oberaufsicht über die Gesellschaft. Der Kommissar ist berechtigt, an allen Sitzungen des Direktionsrates und der Generalversammlung teilzunehmen und jeder-

zeit von der Direktion Berichterstattung zu verlangen. Seiner Genehmigung sind unterworfen: die Grundsätze über Ausübung der landeshoheitlichen Rechte im Schutzgebiet, die Wahl des Vorsitzenden, der Direktion, die Ernennung und Entlassung der höchsten Beamten, die Aufnahme von Anleihen, die Aenderung der Satzungen und die Auflösung der Gesellschaft.

Dieser Neuerung war es wohl vor allem zu verdanken, daß auch die finanzielle Lage des Unternehmens sich bedeutend besserte, die Geldmittel flossen jetzt reichlicher zu und man verfügte zuletzt über ein Aktivvermögen von drei und eine halbe Million Mark.

Die anscheinende Sicherung der Verhältnisse führte auch zur Begründung anderer ostafrikanischer Unternehmen in Deutschland.

Zunächst bildete sich die Ostafrikanische Plantagengesellschaft; sie sollte die Thätigkeit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, die zunächst in der Organisation und Verwaltung des Landes fast gänzlich aufging, ergänzen. Sie wollte die Plantagenwirtschaft im großen Stile betreiben und gab Aktien im Betrage von 1000 Mark aus; das Kapital strömte ihr zu und Anfang des Jahres 1888 verfügte sie bereits über nahe zwei Millionen Mark. Sie kaufte von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in deren Schutzgebiete 100 000 Morgen Land, das sie mit 100 Stück eigener Aktien bezahlte und trat, wie wir später sehen werden, sofort in Wirksamkeit. Außerdem besteht noch in Deutschland die deutsche Pflanzergesellschaft, die gleichfalls in Ostafrika Kulturen anzulegen beabsichtigt, ihre Thätigkeit aber noch nicht eröffnen konnte.

Wie erfreulich auch alle diese Erfolge waren, so haftete der ganzen Erwerbung ein sehr empfindlicher Mangel an. Alle diese deutschen Schutzgebiete waren vom Meere abgeschnitten, der zehn Seemeilen breite Küstenstreifen vom Nowuma bis zum Pangani gehörte dem Sultan. Kolonien ohne eigene Seehäfen haben aber einen sehr fraglichen Wert.

Diesen Mangel empfand Peters sehr lebhaft, und

schon während der ersten Usagara-Expedition suchte er, wenn auch vergeblich, sich Rechtstitel auf Bagamoyo zu verschaffen. Die deutsche Regierung griff durch ihre Verhandlungen, wie wir bereits gesehen haben, auch nach dieser Richtung helfend ein. Sie machte ihre Anerkennung der Unabhängigkeit des Sultans von Sansibar von der pachtweisen Ueberlassung der Häfen von Pangani und Dar-es-Salaam an die Deutschen abhängig. Der Sultan fügte sich, und nun war es Sache der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, mit ihm einen womöglich günstigen Spezialvertrag abzuschließen.

Mit der Lösung dieser Aufgabe wurde Peters während seiner zweiten Anwesenheit in Sansibar beauftragt.

Der Sultan Saïd Bargasch ging nur mit großem Widerstreben auf diesen Vorschlag ein. Eine doppelte Zollerhebung an der Küste erschien ihm mißlich, und er fürchtete, daß Dar-es-Salaam, namentlich wenn die Deutschen eine Eisenbahn nach dem Inneren bauten, Bagamoyo gänzlich überflügeln würde. Peters dagegen forderte nicht nur die Ueberlassung der Zollerhebung, sondern zugleich die der Verwaltung, denn die Zollerhebung wäre geradezu unmöglich gewesen, wenn die Beamten der Gesellschaft den Schikanen der Walis des Sultans ausgesetzt sein sollten. So ergab sich auf beiden Seiten die Idee, als zweckmäßigste Lösung die Uebergabe der ganzen Küstenverwaltung herbeizuführen. Die Verhandlungen wurden monatelang verschleppt und Saïd Bargasch starb darüber am 30. März 1888. Erst mit seinem Nachfolger Saïd Khalifa wurde der Küstervertrag am 28. April 1888 mit dem deutschen Generalkonsul Michahelles vollzogen.

Hierdurch wurde die Gesellschaft ermächtigt, Beamte einzusetzen, Gesetze zu erlassen, Gerichtshöfe einzurichten, Verträge mit den Häuptlingen abzuschließen, alles noch nicht in Besitz genommene Land zu erwerben; Steuern, Abgaben und Zölle zu erheben, Vorschriften für den Handel und Verkehr zu erlassen, die Einfuhr von Waren, Waffen und Munition und allen anderen Gütern, welche nach ihrer Ansicht der öffentlichen Ordnung schädlich sind, zu verhindern; alle

Häfen in Besitz zu nehmen und von den Schiffen Abgaben zu erheben.

Die Verwaltung sollte im Namen des Sultans und unter seiner Flagge, sowie unter Wahrung seiner Souveränitätsrechte geführt werden. Dem Sultan wurde dafür eine bestimmte Pachtsumme zugesichert.

Durch diesen Küstenvertrag war das Werk gekrönt, die Kolonie von nun an lebensfähig geworden. Die Deutschen sollten thatsächlich Herren der Küste werden, denn der Vertrag lautete auf 50 Jahre und die Autorität des Sultans war von nun an doch nur eine scheinbare. So schien alles im besten Geleise zu sein, als unvorhergesehene Ereignisse eintraten, welche Deutschland nötigten, die völkerrechtlich ihm gesicherte Kolonie mit Waffen in der Hand zu erobern. Bevor wir aber auf diese Ereignisse eingehen, möchten wir noch eine kurze Uebersicht der Verbreitung des deutschen Elementes in Ostafrika um jene Zeit geben.

* * *

Als Peters Muinin Sagara im Dezember 1884 verließ, gab er dem zurückbleibenden Grafen Pfeil den Auftrag, dort eine Station zu gründen. Diese wurde auch thatsächlich in Sima zur Ausführung gebracht. Mit der ersten, bereits im Februar 1885 nachgesandten Expedition wurde der Gärtner Schmidt ausgesandt, um die Kulturen auf der Sima-Station rationell in Betrieb zu nehmen. Derselbe hat dort nicht nur eine Reihe von europäischen Gemüsen, sondern auch alle Arten von tropischen Pflanzen mit Erfolg gezogen, denn gleich die erste Station, wie auch die meisten später gegründeten, waren mehr oder weniger bestimmt auf landwirtschaftlichen Betrieb angelegt gewesen; nur ein anderer Teil sollte als Handelsfaktoreien dienen. Bis zum Jahre 1888 hatte die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft im ganzen 18 Stationen angelegt und im Betrieb gehalten. Außer dem Usagarahaus in Sansibar selbst waren die wichtigsten: am Ringani die Stationen Dunda, Madimula und Usungula, an der Saadanistraße die Station

Petershöhe, an der Bagamoyostraße die Stationen Bagamoyo, Kiora und Mpwapwa, in Usaramo die Stationen Dar-es-Salaam und Pugu, in Usambara die Stationen Rifogwe, Pangani, Korogwe und Mafi, im Kilimandscharo-Gebiet die Stationen Moschi und Aruscha und im Sabaki-Gebiet die Station Tanganjiko oder Kilusi.

Das Gebiet, welches die Gesellschaft dadurch annähernd besetzt hielt, entsprach seinem Flächeninhalt nach ungefähr der Größe von Bayern, Württemberg und Baden.

Die Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft besaß bereits Plantagen in Kibueni auf der Insel Sansibar, Deutschenhof bei Lewa in Usambara und Mbusine in Useguha am Wami. — Wir ersehen aus dieser Zusammenstellung, daß in Anbetracht der Kürze der Zeit die Thätigkeit der Deutschen gewiß eine rege war. Wir dürfen nämlich bei Beurteilung dieser Entwicklung nicht außer acht lassen, daß bei dem späten Eintreten Deutschlands in die koloniale Bewegung der Mangel an geeigneten Kräften ein fühlbarer sein mußte, um so mehr, als es sich nicht allein darum handelte, Ostafrika zu besetzen, sondern auch andere weite Gebiete in Angriff genommen werden mußten, daß zu gleicher Zeit Togo und Kamerun an der Westküste von Afrika und Neu-Guinea und der Bismarck-Archipel in der Südsee viele Kräfte absorbierten.

So lagen die Dinge, als der verhängnisvolle August 1888 nahte, an welchem der Küstenvertrag praktisch ausgeführt werden sollte.

Der Aufstand.

Bei allen diesen Verhandlungen und Verträgen wurde ein Element außer acht gelassen, welches an der Küste und tief im Inneren thatsächlich die wichtigste Macht repräsentierte: die Araber. Wir haben schon öfters im Verlauf unserer Schilderungen hervorheben müssen, wie die Europäer den Einfluß des Arabers und seine Stellung in Afrika unterschätzten. Das war auch hier der Fall.

Die arabischen Händler begrüßten das Erscheinen der Deutschen keineswegs mit freudigen Gefühlen. Die Zeiten waren vorüber, wo sie in dem Europäer nur den harmlosen Reisenden, den sonderbaren Kauz erblickten, der nach Flüssen, Seen und Bergen herumfragte, von dem sie mitleidig, wie von Livingstone, sagten, er müsse Wasser im Gehirn haben. Der Europäer erschien ihnen als der gefährlichste Konkurrent. Um jene Zeit hatten schon Zusammenstöße zwischen den Arabern und den europäischen Nationen am oberen Kongo stattgefunden, deutsche Kaufleute waren als Elfenbeinhändler in Tabora erschienen und der Haß der Araber gegen sie so groß, daß sie einen von ihnen meuchlings ermordeten. Was wollten diese Europäer? Hatten sie nicht bereits den Sklavenerport an der Küste lahm gelegt und so eine Quelle des Reichthums unterbunden? In jenem Augenblicke hatte der Sklavenhandel gerade einen neuen Aufschwung genommen, durch die Anwesenheit der Europäer an der Küste mußte er völlig vernichtet werden. Und im Inneren? Auch dort würde der Christ die Araberwirtschaft nicht dulden und außerdem im Elfenbeinhandel ein Konkurrent des Arabers werden. Und der Araber betrachtet Afrika noch immer als ein ihm von der Vorsehung zur Beute ausgeliefertes Land.

Zu diesem prinzipiellen Gegensatz kam noch die Spannung des Augenblicks. Die Expeditionen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft standen mit den Arabern nicht auf dem besten Fuße. Peters und seine Nachfolger hatten in ihren Augen ihnen das Negerland weggeschnappt, und so suchten sie aus Rache das Zustandekommen der weiteren Expeditionen zu verhindern. Der Sultan mußte unter dem Druck der Konsuln und im Angesicht der Kriegspanzer, die in seinem Hafen lagen, Empfehlungsbriefe den Deutschen ausstellen, aber die Walis fühlten es heraus, daß diese Empfehlungen erzwungen waren und handelten dementsprechend. So kam es häufig zu Reibereien zwischen den Beamten der Gesellschaft und denen des Sultans, und diese Reibereien waren um so verhängnisvoller, als die Pioniere der deutschen Kolonisation in den seltensten Fällen Erfahrungen in afrikani-

ſchen Dingen beſaßen und inſolge der Unkenntnis der Sitten und Gebräuche oft die Araber verletzten.

Das wußte man wohl und faßte auch im Schoße der Deutſch-Oſtafrikanischen Geſellſchaft den Termin der Uebernahme der Küſtenverwaltung, den 16. Auguſt 1888, als einen kritiſchen Tag. Die Vorbereitungen auf ihn wurden ſchon einige Wochen vorher getroffen. Der Generalbevollmächtigte der Geſellſchaft trat in Begleitung eines Sultansbeamten eine Küſtenfahrt an, auf der er alle in Frage kommende Häfen beſuchte und die Walis von dem bevorſthenden Regierungswechſel unterrichtete. Es wurden dabei freundliche Verſicherungen abgegeben, man verſprach, die Sitten und die Gebräuche der Einheimiſchen zu ſchonern, und die Walis erklärten ſich ihrerſeits bereit, auf ihren Poſten unter der Leitung der Geſellſchaft zu bleiben.

Anfang Auguſt rüſteten ſich die Beamten der Geſellſchaft, von Soldaten des Sultans begleitet, zur Abfahrt nach den beſtimmten Punkten.

Der 16. Auguſt kam heran, brachte aber bittere Enttäuſchung. In Pangani brachen gleich am erſten Tage bei der Flaggenhißung Unruhen aus. Es iſt noch nicht aufgeklärt, ob die Geſellſchaft mit gutem Recht neben der Sultansflagge auch die ihrige hißen ließ. Jedenfalls gab überall das Hißen der Wagaraflagge und das Einziehen der Sultansflagge auf den ehemaligen Regierungsgebäuden die äußere Veranlaſſung zu den Unruhen.

In Pangani mußte die deutſche Marine ſchon am 19. Auguſt eingreifen; der widerſpenſtige Wali entfloh und die Stadt blieb ruhig, während die Umgegend bereits in hellem Aufruhr ſtand, die Soldaten des Sultans verweigerten der Geſellſchaft, zu deren Schutze ſie da waren, den Gehorſam. Von der Geſellſchaft inſolgedeffen angeworbene Irreguläre aus Sanſibar gingen gleichfalls zu den Aufſtändiſchen über und die deutſchen Beamten wurden in ihrem Hauſe gefangen gehalten. Erſt am 7. September kam General Matthews mit einer Abteilung Soldaten nach Pangani und befreite die deutſchen Beamten. Es zeigte ſich

aber dabei, daß der Sultan selbst an der Küste jedes Ansehen verlor und so mußte Pangani geräumt werden.

Da trat an die Spitze der siegreichen Aufständischen der Araber Buschiri-bin-Salim, der sich schon in Kämpfen gegen Mirambo ausgezeichnet hatte, und eröffnete jetzt einen regelrechten Feldzug gegen die Europäer.

Das benachbarte Tanga, in dem anfangs alles ruhig ablief, folgte dem Beispiel Panganis, so daß die deutschen Beamten es am 8. September räumen mußten.

Bagamoyo verhielt sich anfangs auch ruhig, ein Aufbruch, den die Araber in Scene setzen wollten, wurde von dem Bezirkschef Freiherrn von Gravenreuth unterdrückt, und als die Aufständischen aus dem Inneren des Landes sich zu einem Angriff gegen dasselbe rüsteten, wurden sie bei Mtoni im offenen Felde geschlagen. So herrschte hier Ruhe, und Handel und Verkehr begannen sich bis Mitte September zu regen.

Dar-es-Salaam war lange Zeit der ruhigste Ort an der Küste, was sowohl der Energie des Bezirkschefs Leue, als auch der steten Anwesenheit eines deutschen Kriegsschiffes auf der Reede zu danken war.

In der Nähe von Dar-es-Salaam, in der deutschen Missionsstation Pugu, wurden sogar, da die Sicherheit groß schien, die von dem Blockadegeschwader befreiten Sklaven untergebracht.

Ende November brach Buschiri mit seinen Horden von Pangani nach Süden auf und erschien am 5. Dezember vor Bagamoyo, um es mit Sturm zu nehmen. Zwei Tage lang dauerten die Kämpfe, in welche die „Leipzig“ energisch eingriff, und unter schweren Verlusten zog sich Buschiri am 7. ins Innere zurück. Aber schon am 23. Dezember erschien er vor Dar-es-Salaam, und nach einer langen Reihe von Gefechten nahm er die Missionsstation in Pugu ein und bemächtigte sich zweier Missionare und einer Oberin als wertvoller Geiseln, ebenso der dort untergebrachten früher befreiten Sklaven.

So lagen die Dinge im Norden. Nur in dem bis auf

die deutschen Häuser eingäscherten Bagamoyo und Dar-es-Salaam hielten sich die Besatzungen der Gesellschaft, nur die fernen Stationen in Usungula, Mpwapwa und Moschi blieben bis dahin unangefochten, waren aber von der Küste

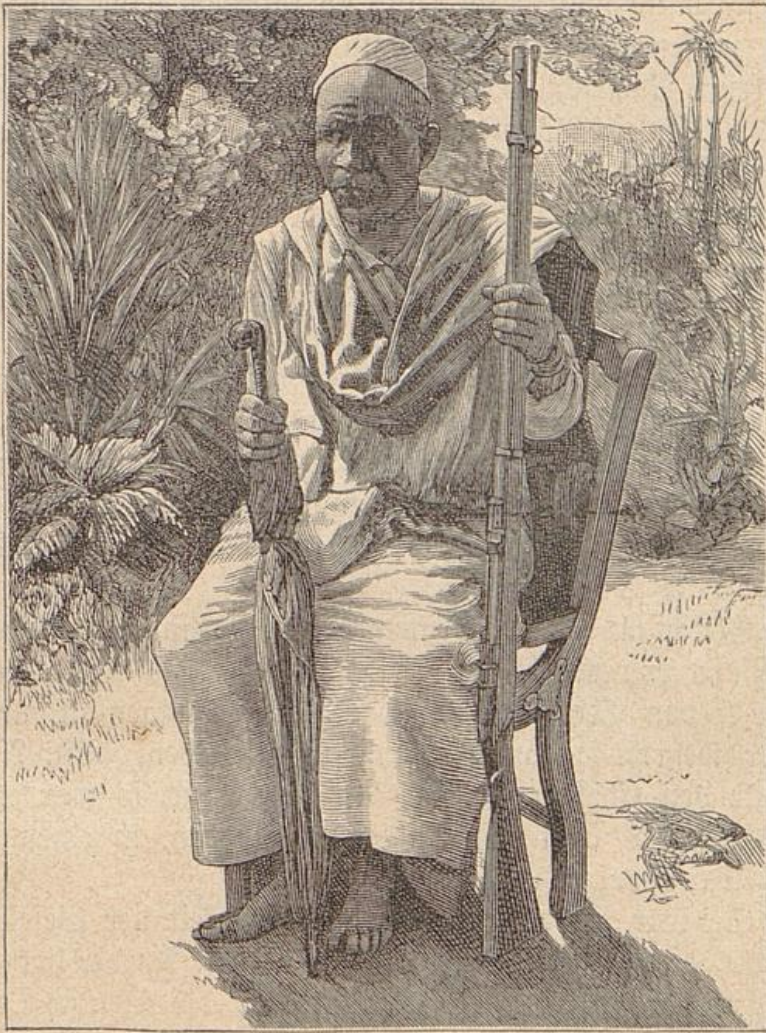


Eine Zanzibaranerin.

abgeschnitten, überall sonst hatten die Araber mit Hilfe ihrer getreuen Neger die Beamten der Gesellschaft vertrieben.

Biel schlimmer waren die Ereignisse im Süden. Die Häfen Kilwa, Lindi, Mikindani waren seit jeher berühmte Schlupfwinkel der Sklavenhändler. Diese holten sich hier Bundesgenossen, die wilden kriegerischen Stämme der Maos

und Maviti, ihre Helfershelfer bei den abscheulichen Sklavenjagden in den Gebieten des Nyassasees. In Kilwa hatten der Bezirkschef Gessel und sein Genosse Krieger die Verwaltung übernommen. Die Eingeborenen des Ortes schlossen



Ein Häuptling der Yao.

sich ihnen an, und es verlief alles bis zum 19. September in friedlicher Ruhe. An diesem Tage erschienen aber in nach Tausenden zählenden Haufen die wilden Yaos und riefen, daß sie die Küste, die ihnen früher gehört habe, wieder in Besitz nehmen wollten. Den Deutschen gewährten sie eine Frist von 48 Stunden zu freiem Abzug. Als diese

aber von dem Anerbieten keinen Gebrauch machten, wurde das Usagara-Haus angegriffen. Trotz der tapfersten Verteidigung konnten die Deutschen den überlegenen Feind nicht zurückschlagen. Die „Möwe“ lag bei Kilwa vor Anker, aber sie hatte die Ordre, „aufs Geratewohl keine Boote ans Land zu setzen“ und die Deutschen konnten ihr von ihrer Not keine Nachricht geben. So geschah das tragische Ereignis. Am 24. September fiel Krieger, und Hessel nahm sich selbst das Leben, um nicht in die Hände der wilden Gegner zu fallen.

Erst im Mai 1890 sollte der Tod der beiden tapferen Beamten durch die Einnahme Kilwas durch Wisßmann geföhnt werden.

Der Feldzug der Yaos gegen die südlichen Häfen war sicher planmäßig verabredet, denn gleichfalls am 20. September erschienen sie vor Mikindani und zwangen den Bezirkschef von Bülow, der von seinen schwarzen Soldaten im Stiche gelassen wurde, zur Räumung der Stadt und zur Flucht nach Sansibar.

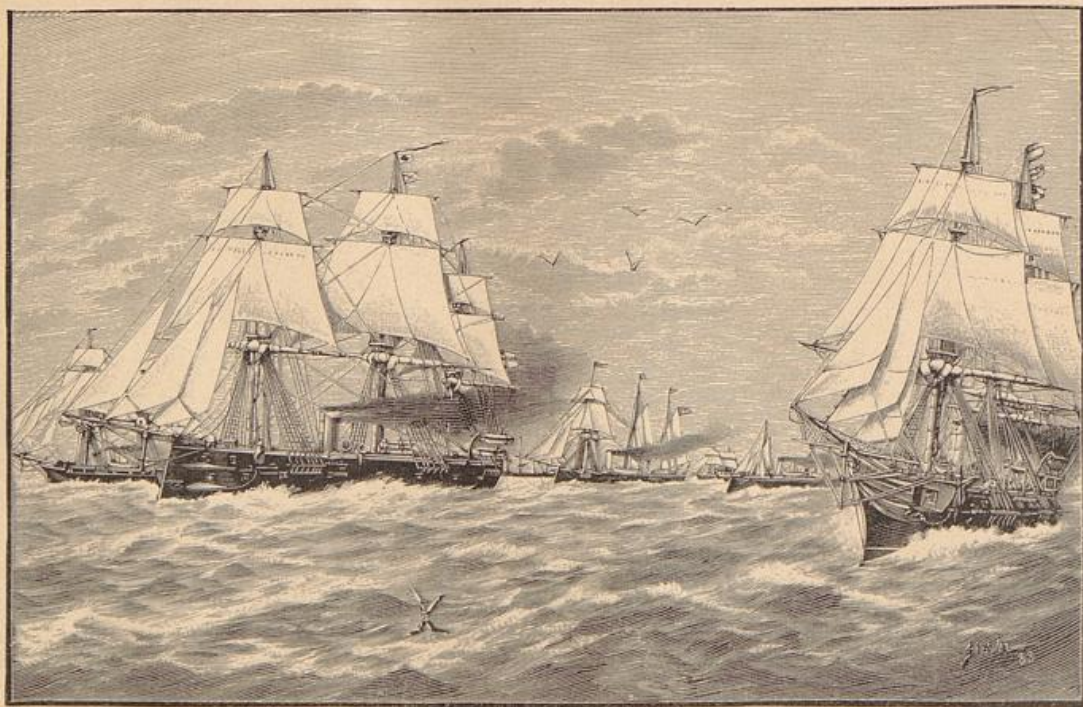
Gleichfalls am 20. September tauchte ein anderer Haufen der Yaos vor Lindi auf. Hier knüpften sie mit dem Bezirkschef von Eberstein scheinbar Verhandlungen an, um ihn später wehrlos zu machen und zu ermorden. Ein Araber warnte den Chef vor diesem Anschlag, und so war es den Deutschen noch im letzten Augenblick möglich, in einem Boot nach Sansibar zu entfliehen.

So war die vielverheißende Thätigkeit der Gesellschaft auf der ganzen Linie unterbrochen — die Araber hatten die Deutschen vertrieben! Bis dahin war die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft die kriegsführende Macht. Das Reich schützte nur durch die Kriegsschiffe die persönliche Sicherheit seiner Unterthanen.

Die Regierung hatte anfangs nur in indirekter Weise eingegriffen. Die Agitation, die in Europa gegen den Sklavenhandel, namentlich vom Kardinal Lavigerie, in Scene gesetzt wurde, bot dem Reichskanzler eine günstige Gelegenheit, England und Portugal zu einer Blockade der Ostküste von



Das deutsche Blockade-Geschwader an der ostafrikanischen Küste.



Das deutsche Blockade-Geschwader an der ostafrikanischen Küste.

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

Afrika zu bestimmen. Diese im November 1888 beschlossene Maßregel verfolgte nicht nur den Zweck, die Sklavenausfuhr zu hemmen, sondern auch die Einfuhr von Waffen und Munition zu verhindern und so die Araber der Mittel zur Fortführung des Aufstandes zu berauben. Sechs deutsche und sieben englische Kriegsschiffe mit zusammen 106 Geschützen führten die Blockade aus. Die Sklavenausfuhr wurde zwar verhindert, aber der Aufstand wurde, wie wir dies bereits aus der Schilderung der Kämpfe um Bagamoyo und Dar-es-Salaam sehen konnten, dadurch gar nicht beeinträchtigt. Die Ostafrikanische Gesellschaft hatte keine Mittel, um eine Truppe zur Wiedereroberung der verloren gegangenen Plätze auszurüsten, und sie stand vor der schmerzlichen Notwendigkeit, entweder zu liquidieren oder die Hilfe des Reiches anzurufen. Selbstverständlich wandte sich die junge Kolonie zuerst an das Mutterland, und zwar Anfang Januar 1889, an den Deutschen Reichstag. Der Ruf wurde erhört. Volk und Regierung beschloßen, die deutschen Interessen thatkräftig zu schützen. Den Rebellen, die immer meinten, nur England besitze Macht und die Deutschen seien nur ein unbedeutendes Völkchen, sollte die wirkliche Macht des Reiches gezeigt werden. Die Araber, die seit dem Sturz der portugiesischen Herrschaft sich als unumschränkte Herren in Ostafrika gebärdeten, sollten mit einemmal erfahren, daß auch andere Nationen in dem dunklen Weltteil ein Wort mitzureden haben. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft tritt in dieser Phase in den Hintergrund. Die Expedition Wismanns beherrscht die Situation, und ein Name, der in der Geschichte der Afrikaforschung bereits ruhmreich bekannt ist, tritt an die Stelle Peters, der bis dahin die Seele des Unternehmens war. Dem Reichskommissar, dessen Erscheinen in Sansibar einen Wendepunkt in der Geschichte der jungen Kolonie bildet, seien die nachfolgenden Worte gewidmet.

Hermann von Wisemann.

Deutschland darf mit Stolz auf eine Reihe berühmter Afrikaforscher zurückblicken, welche sich um die Erforschung des dunklen Weltteils unvergängliche Verdienste erworben haben. Die Reihe der Veteranen hat zwar der Tod stark gelichtet; indessen sind jüngere Kräfte an deren Stelle getreten und von diesen hat sich Hermann Wisemann am meisten ausgezeichnet. Er wurde am 4. September 1853 in Frankfurt an der Oder als Sohn eines dortigen Regierungsbeamten geboren. Schon als Knabe zeichnete er sich durch Mut und Entschlossenheit aus und wählte die militärische Laufbahn. Im Jahre 1873 wurde er Offizier und stand bei einem mecklenburgischen Infanterieregiment in Rostock. Die großartigen Reisen Livingstones, Schweinfurths und Stanleys erregten damals allgemeines Aufsehen, und namentlich die Werke der beiden letzten Forscher waren ebenso durch die Neuheit des Stoffes, die Fülle der Erlebnisse, die Größe der überwundenen Gefahren, wie durch die meisterhafte Darstellung dazu angethan, selbst in fernerstehenden Kreisen eine förmliche Begeisterung für die Entdeckungen im dunklen Weltteil zu erwecken. Das Lesen derselben entfachte auch in Wisemann den ersten Wunsch, in das Herz von Afrika einzudringen und mitzuarbeiten an dem Werke der Erforschung des noch so wenig bekannten Weltteils.

Da fügte es der Zufall, daß Bogge nach seiner Rückkehr von der berühmten Reise im Lundareiche sich in Rostock aufhielt und hier mit Wisemann bekannt wurde. Da Bogge sich mit neuen Reiseplänen trug, so bot sich ihm Wisemann als Begleiter an, und in der That sollte sein Wunsch erfüllt werden.

Der junge Offizier meldete sich bei dem damaligen Vorsitzenden der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin, dem leider 1885 verstorbenen Dr. Nachtigal, und erfuhr von ihm die Bedingungen, unter denen er als Geograph für die nächste Expedition in Aussicht genommen werden könnte.

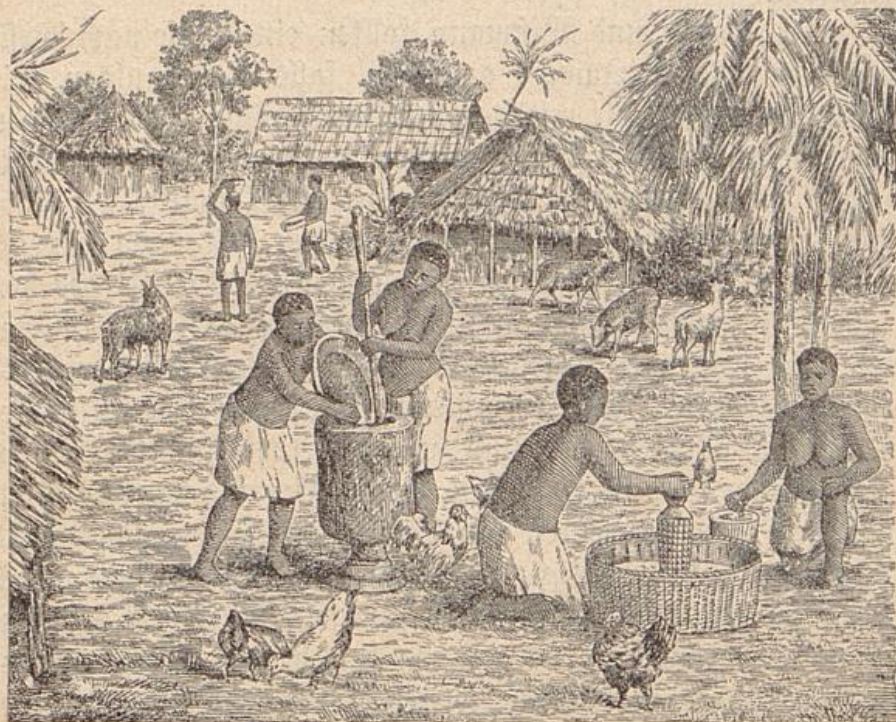
Topographische Aufnahmen waren ihm bereits geläufig, aber Wismann mußte noch sechsmonatlichen astronomischen und meteorologischen Studien in der Seemannsschule zu Rostock obliegen. Auf der Universität studierte er Zoologie und Geologie und fand in Dr. Kersten, dem früheren Begleiter des in Afrika ermordeten Barons von der Decken, einen bewährten Ratgeber. Endlich kam das so heiß ersehnte Angebot.

Dr. Pogge und Wismann sollten eine Reise nach Westafrika zu Muata Jamwo antreten, falls sie glaubten, die ihnen gesteckten Ziele mit der verhältnismäßig sehr geringen Summe von 20000 Mark erreichen zu können. Pogge entschied sich zusagend. Von einem „Millionär“, der ihm nach einer Anekdote, die unlängst in den Zeitungen gedruckt wurde, das viele Geld zu der ersten Afrikareise gegeben haben soll, weiß Wismann nichts zu berichten. Im Gegenteil, die beiden Reisegefährten mußten schon bei der Ausrüstung sparen. Sie verzichteten sogar auf Zelte, Reisebetten und Moskitoneze, und auch die Ausrüstung in Waffen war gering: sie bestand in drei leichten Gyppsdoppelgewehren und zwei Schrotgewehren für die beiden Weißen, sowie sechs Chassepotkarabinern für ihre Leute, zu denen später noch Steinschloßflinten traten, die sich auch als Waren im Inneren brauchbar erwiesen. Es wurden den beiden Forschern von der Gesellschaft für jedes weitere Jahr noch 20000 Mark ausgesetzt, aber sie waren bald so weit ins Innere vorgezogen, daß sie auf die nächste fällige Summe nicht rechnen konnten.

Am 19. November 1880 verließen Pogge und Wismann Hamburg, und am 7. Januar 1881 war mit Loanda ihr erstes Ziel erreicht. Nachrichten, die sie in Afrika, namentlich von dem heimkehrenden Dr. Buchner, erhalten hatten, zwangen sie, ihren Reiseplan zu ändern, und so marschierten beide durch unbekannte Länder; sie erreichten als die ersten Weißen Lubuku, „das Land der Freundschaft“, und wurden von den Einwohnern als Geister zweier verstorbenen Häuptlinge begrüßt, die aus dem Geisterwasser, d. h. dem Meere,

heimkehrten. Begleitet von Leuten des Balubastammes, den Baschilangen, deren Bedeutung für die Zukunft Zentralafrikas eine sehr große zu werden verspricht, erreichten sie Nyangwe, die westliche Araberstadt am Kongo. Hier trennten sich die beiden Gefährten. Pogge kehrte nach Lubuku zurück, Wismann zog nach Osten.

Es war eine ganz kleine mit Flinten bewaffnete Kara-



Dorfscene in Lubuku.

wane, die er führte — mitten durch die Wildnis, durch räuberische Stämme. Auf die persönlichen Eigenschaften des Führers kam hier alles an, und was diese anbelangt, steht Wismann unter den Afrikaforschern fast unerreichbar da. Wie oft schwebte er in Lebensgefahr und wußte dennoch durch Geistesgegenwart und Listen, die einem alten Pfadfinder alle Ehre machen würden, sich und seine schwarzen Genossen zu retten.

Auf diesem Zuge quer durch Afrika lernte er die Missionen und die belgischen Stationen am Tanganyika kennen;

er traf mit Tippu-Tib zusammen, mit dem er bis zur Küste reiste, er besuchte den schwarzen Napoleon Mirambo, und wie freute er sich, als er in Gonda, unweit von Tabora — in einer wissenschaftlichen deutschen Station vorsprechen konnte! Den schon damals übermütig auftretenden Arabern wußte er durch seine Entschlossenheit und Treffsicherheit zu imponieren.

Am 14. November 1882 erscholl von den Lippen seiner Leute der Ruf: „Baharr! Baharr!“ (das Meer). Der Indische Ozean lag vor den Blicken des Reisenden; Wismann war der erste Deutsche, der Zentralafrika durchquert hat, und der erste Reisende überhaupt, der dies in der Richtung von West nach Ost zu thun vermochte. Am nächsten Morgen stand er beim Küstenstädtchen Saadani an dem Gestade und neigte sich nach der Sitte afrikanischer Völker Stirn und Schläfe mit dem Salzwasser des unendlichen Meeres.

Die deutsche Flagge, die ihm quer durch den dunklen Weltteil voranwehte, ruht jetzt in dem königlichen Museum zu Berlin bei den Sammlungen aus den Völkern, die sie durchzogen hat. Der Ruf Wismanns war mit einem Schlage begründet, der kühne Offizier zählte nun zu den berühmtesten Afrikaforschern. Er ruhte aber nicht lange aus.

Schon im Jahre 1883 wurde ihm von Leopold II., dem hochherzigen König der Belgier, der Auftrag zu teil, das südliche Kongobecken zu erforschen, und am 16. November verließ er wieder die Heimat. „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost“ hat Wismann das Werk betitelt, in dem er seine erste Reise beschreibt — und unter der deutschen vom Prinzen Friedrich Karl gestifteten Fahne sollte auch die zweite Expedition deutscher Offiziere Ruhmreiches auf schwarzer Erde vollbringen, so daß unsere Armee auch auf diese Siege, die unter Wismann errungen wurden, stolz zurückschauen kann. Wismanns Begleiter gehörten sämtlich dem deutschen Heere an: Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf, Hauptmann Curt von François, Lieutenant Franz Müller und Hans Müller, Lieutenant im preußischen Feldjägercorps und Forstreferendar, das waren die Mitglieder des Wismannschen Stabes, und als treffliche Werkmeister schlossen

sich ihnen der Schiffszimmermann Bugslag und die Büchsenmacher Schneider und Meyer an.

Sie sind nicht alle heimgekehrt. Der Büchsenmacher Meyer starb schon am 26. März 1883 in Malange am perniziösen Fieber. Wismann, Wolf, François und Franz Müller trugen den Sarg zur letzten Ruhestätte, die neben dem Grabe des im Jahre 1876 gestorbenen Afrikareisenden Eduard Mohr errichtet wurde. Kaum ein Jahr darauf wurde am Luluafusse in der neugegründeten Station Luluaburg Franz Müller selbst zu Grabe getragen. Drei Salven wurden als Ehrengruß dem verstorbenen Soldaten übers Grab gefeuert. In demselben Augenblicke brach mit einem heftigen Donnerschlag ein Gewitter los, wie es nur die Tropen kennen. Der den ersten Schlag verursachende Blitz hatte einen Urwaldriesen getroffen, welcher mit lautem Krachen und Geprassel zur Erde stürzte. Es war, als ob die Natur sich dem letzten Scheidegruß an den Heimgegangenen anschließen wollte.

Die überlebenden Mitglieder der Expedition hatten die ihnen gestellte Aufgabe, die Erforschung der Zuflüsse des Kassai, in glänzendster Weise gelöst. Um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr am 9. Juli 1885 erblickten sie eine weite Wasserfläche, mit der sich der Kassai vereinigte, es waren die Fluten des Kongo. Durch die Ferngläser und Krimstecher sahen sie am Ufer eine Station und über ihr eine blaue Flagge mit goldenem Stern lustig im Winde flattern. Gewehrsalven knallten zum Gruß; zwei Europäer, von bewaffneten Schwarzen umringt, standen am Ufer. Was sollte das alles bedeuten? Die Kassaifahrer trafen mit zwei Beamten des Kongostaates zusammen und hier erhielten die kühnen Reisenden die erste Kunde, daß ein Kongostaat, von dem sie, innerhalb seiner Grenzen rastlos arbeitend, keine Ahnung gehabt hatten, inzwischen gegründet worden war.

Wismann ging im September 1885 schwer krank vom Kongo nach Madeira. Kaum hatte er sich erholt, so trat er wieder im Auftrage des Königs der Belgier eine Expedition an und durchquerte in den Jahren 1886 und 1887

zum zweitenmal Afrika von der Mündung des Kongo zu der des Sambesi. Auf dieser Reise war er Zeuge großer Wandlungen, die im Inneren vorgegangen waren. Ortschaften, die er früher im blühenden Zustande kennen gelernt hatte, waren niedergebrannt, wohlhabende Stämme verarmt, friedliche zu kriegerischen raublustigen Haufen umgewandelt worden. Die Araber waren vom Osten her in jene Gegenden eingedrungen und hatten die schändliche Sklavenjagd eingeführt. Hier lernte Wismann das „Raubtier“ Afrikas kennen, und predigte nach seiner Rückkehr nach Deutschland den Vernichtungskrieg gegen dasselbe. Und mit welchen beredten Worten that er es!

Vor einer Reihe von Jahren befand sich Wismann im Herzen von Afrika, wenige Grade von dem Aequator entfernt. Es war eine Gegend von besonderer Schönheit und Fruchtbarkeit, mit Wäldern und Flüssen und großen wohlbevölkerten Ortschaften. Die Einwohner waren ein ruhiges und friedliches Volk, das in schlichter Einfalt dahinlebte und glücklich war. Seit vielen Menschenaltern hatte es das Land inne; die Leute bauten ihre Gärten und verstanden sich auf allerlei Gewerbe. Kein Araber, kein Sklavenjäger hatte das Land noch ausfindig gemacht; kein Knall eines Schießgewehres war je dort gehört worden. Vier Jahre darauf zog Wismanns Karawane abermals durch jene friedliche Waldschönheit.

„Als wir den Ortschaften näher kamen, wunderten wir uns, daß niemand sich blicken ließ, uns zu bewillkommen, kein froher Ruf ertönte. Wir betraten den tiefen Schatten der mächtigen Palmen; zur Rechten und zur Linken waren die Aushaue, wo unsere Freunde gewohnt hatten; hohes Gras hatte überwuchert, was uns früher das Herz erfreute. Die Ernten waren zerstört, alles in eine Wüste verwandelt. Todesstille herrschte, die hohen Palmen neigten ihre Häupter leise. Wir suchten vergeblich nach den friedlichen Hütten, den Heimstätten des Glücks. Ein verkohlter Pfahl hier und dort, ein paar Bananenbäume war alles, was noch davon zeugte, daß Menschen hier gewohnt hatten.

Bleichende Schädel am Weg und an Stangen geklammerte Knochenhände sagten uns, was geschehen war, seit wir hier waren. . . . Männer in langen weißen Hemden und umwickelten Köpfen (die Araber) waren mit ihrem Häuptling, der Tippu-Tib hieß, gekommen. Er kam zuerst nur als Händler, dann raubte er die Weiber und führte sie davon. Wer sich widersetzte, wurde zusammengehauen oder niedergeschossen; die meisten der Eingeborenen flüchteten sich in die Schluchten und Wälder. Die Araber behaupteten den Ort, solange eine Möglichkeit vorhanden war, Jagd auf die Flüchtlinge im Wald zu machen und sie wegzufangen. Sie verwüsteten die Gegend, zerstörten, was sie nicht brauchten, und steckten in Brand, was sie konnten, dann zogen sie weiter. Die überlebenden Flüchtlinge kehrten an ihren alten Wohnort zurück; sie versuchten die Felder wieder zu bauen und herzustellen, was möglich war. Nach drei Monaten erschienen Tippu-Tibs Horden aufs neue, dieselben Greuelthaten wiederholten sich und wiederholten sich zum drittenmal abermals nach drei Monaten. Hungersnot und unsägliches Elend war die Folge für das ganze Land der Beneki. Auf Hungersnot folgen in Afrika meist schwere Seuchen, besonders die Pocken. Man sagte mir, daß einige wenige Flüchtlinge nach dem Westen entkamen, jedenfalls nur in geringer Anzahl im Verhältnis zu den Tausenden, ja fast Millionen, die bei meinem ersten Besuch das Land bewohnten."

Kein Wunder, daß Wismann, der dies alles mit eigenen Augen gesehen, eine Art Kreuzzug gegen die Araber predigte. Damals war Stanley, der zur „Befreiung Emin's“ ausgezogen war, spurlos in den Wildnissen des Aruwimi verschwunden. Eine deutsche Expedition wurde gerüstet, und Wismann sollte die Führung derselben übernehmen. Er wollte die Aequatorialprovinz halten helfen, damit sie ein Bollwerk der Zivilisation bleiben und die Sklavenjäger des Nordens und des Südens sich die Hand nicht reichen könnten. Da brach der Aufstand an der Küste aus, und nun sollte er dorthin an der Spitze von 14 deutschen Offi-

zieren und 100 Unteroffizieren mit mehreren Hunderten Sudanesen ziehen, um die Araber aus ihren festesten Bollwerken zu vertreiben.

Das war eine schwierige Aufgabe. Schritt für Schritt mußte das Land wiedererobert, Stadt für Stadt mußte gestürmt werden, aber das Haupt der Rebellen fiel in Wismanns Hände und wurde hingerichtet. Auch Banaheri, der an Buschiris Stelle trat, wurde bezwungen, und auch von den Schlupfwinkeln im Süden wurden die Sklavenhändler vertrieben und auf Kilwa wehte wieder die deutsche Flagge.

Befestigte Forts wurden überall errichtet, überall legte Wismann Besatzungen hinein, die wichtigste Handelsstraße von Bagamoyo über Mpwapa wurde wieder eröffnet. Handel und Gewerbe begannen aufzublühen.

Ueber die Behandlung der Araber sind die Meinungen der Afrikaforscher geteilt. Ein Kenner der Verhältnisse, der Direktor der englischen Ostafrikanischen Gesellschaft Mackenzie, sprach sich mitten in dem Aufstande darüber folgendermaßen aus:

„Die Sklavenfrage, jenes wichtige Problem, wird auf verschiedene Weise betrachtet. Im allgemeinen wird der Araber als ein alles menschlichen Gefühles entblößtes, grausames, blutdürstiges Wesen dargestellt. Ich werde mir nicht erlauben, den Erklärungen vieler verdienter Männer zu widersprechen, die bei ähnlichen Angaben glaubten, daß sie durch die Thatsachen gerechtfertigt und auf Wirklichkeit begründet seien. Ich beeile mich aber festzustellen, daß meine persönliche Erfahrung eher das Gegenteil beweisen könnte. Und doch habe ich 15 Jahre unter Arabern gelebt und zähle unter ihnen meine besten Freunde und Bundesgenossen. Ich protestiere gegen jene ebenso gefährliche als unausführbare Lehre, deren Zweck die Organisation eines Kreuzzuges gegen die Araber in Zentralafrika ist. Der Araber ist ein Kaufmann von vollendeter Geschicklichkeit, der die Sklaverei nur vom Handelsstandpunkte im Auge hat. Die Sklaverei muß freilich notwendigerweise unterdrückt werden, aber nicht durch Gewaltmaßregeln. Eine Institution, die auf Gesetze und

Sitten des Landes gegründet ist, kann nicht von einem Tag auf den anderen enturzelt werden."

Wisemann selbst war nach den ersten Siegen geneigt, mildere Saiten aufzuziehen. Fraglich blieb es immerhin, ob auch der Person des Siegers die Besiegten eine veröhnliche Stimmung und volles Vertrauen entgegenbringen würden. Da ereignete sich, daß um dieselbe Zeit Deutschland ein Mann wiedergegeben wurde, der kaum wie ein anderer sich dazu eignet, das Missionswerk der Kultur in Afrika zu fördern. Stanley befreite Emin wirklich aus der ägyptischen Sklaverei und Emin konnte in Deutschlands Dienste treten. So erschien die nächste Zukunft Deutsch-Afrikas besser als je gesichert. An der Küste tapfere, gefürchtete Heerführer und im Inneren, umgeben von tüchtigen Offizieren, ein Organisator ersten Ranges, der beste Kenner des Negercharakters und auch ein mit den Sitten und Gebräuchen der Araber aufs innigste Vertrauter!

Die Geschichte der jungen Kolonie war in festere Bahnen gelenkt worden. Abenteuerlich, romantisch war ihre Entstehung, wie dies die erste deutsche Usagara-Expedition beweist. Ein Versuch wurde auf gut Glück gewagt. Erfolge waren zu verzeichnen, aber auch Fehler begangen worden. Da traten die Stürmer und Dränger vom Schauplatz ab, nicht mit Unehren, sondern mit dem Ruhm, eine große That vollbracht zu haben, und an ihrer Stelle erschienen altbewährte Kräfte, die Zierden der deutschen Afrikaforschung, Männer, deren Ruf in allen Ländern anerkannt ist: Hermann von Wisemann und Emin-Pascha.

Und auch das Mutterland blickte jetzt mit anderen Augen nach der Kolonie hinüber. Dort in den fernen Zonen war nicht nur deutsches Kapital engagiert, deutsche Ehre war dort verpfändet, ein Zurück gab es nicht mehr. Mit Gut wurde uns Afrika gewonnen, mit Blut wurde es wiedererobert, und niemand dachte daran, es aufzugeben. Aber Deutsch-Ostafrika war ein schwankender Begriff, ein Gebiet ohne Grenzen. Der Vertrag über die Interessensphäre ließ Lücken im Norden und Westen. Auch dem sollte abgeholfen werden.

Im Sommer 1890 wurden durch ein Abkommen mit England die Grenzen Deutsch-Ostafrikas endgültig bestimmt. Die Linien der Interessensphären, welche zwischen den beiden Staaten und Portugal im Norden und Süden vereinbart worden waren, blieben bestehen.

Im Norden reichte diese Grenzlinie nur bis zur Ostküste des Victoria-Nyanza; sie wurde dermaßen verlängert, daß die Grenze des deutschen Kolonialgebietes vom Westufer des Sees längs dem ersten Grad südlicher Breite bis zum Kongostaat verläuft, den Berg Mfumbiro aber südlich umgeht. Im Westen bilden die Besitzungen des Kongostaates und die Ostküste des Tanganyika unsere Grenze. Im Süden ist als solche eine Linie gedacht, welche von der Südspitze des Tanganyika zur Nordwestspitze des Nyassa-sees geht.

Deutsch-Ostafrika war bis jetzt von dem Meere abgeschnitten — der Küstenstreifen war vom Sultan von Sansibar der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft nur pachtweise überlassen worden. Laut dem englisch-deutschen Abkommen soll der Sultan von Sansibar diesen Küstenstreifen, sowie die Insel Mafia an Deutschland abtreten, während seine übrigen Besitzungen unter das Protektorat Englands gestellt werden.

So ist Deutsch-Ostafrika ein von fremden Einflüssen völlig gesäubertes Gebiet geworden. Die Araber, die in demselben wohnen, können nicht mehr auf ihre politischen Beziehungen zu Sansibar pochen, sondern müssen einsehen lernen, daß sie Deutschland unterthänig sind.

Dieses Abkommen wurde in der Tagespresse vielfach abfällig beurteilt; denn Deutschland trat an England auch seine Schutzrechte über das Sultanat Witu und die Somali-küste ab. Wir werden im nachstehenden unsere Leser in die Lage zu versetzen suchen, sich ein Urteil über den Wert von Ostafrika zu bilden, indem wir, von der Stadt Sansibar ausgehend, die einzelnen Gebiete, die hier in Frage kommen, schildern werden. Am Schluß dieser Schilderung werden wir dann den Wert des Abkommens beleuchten können.

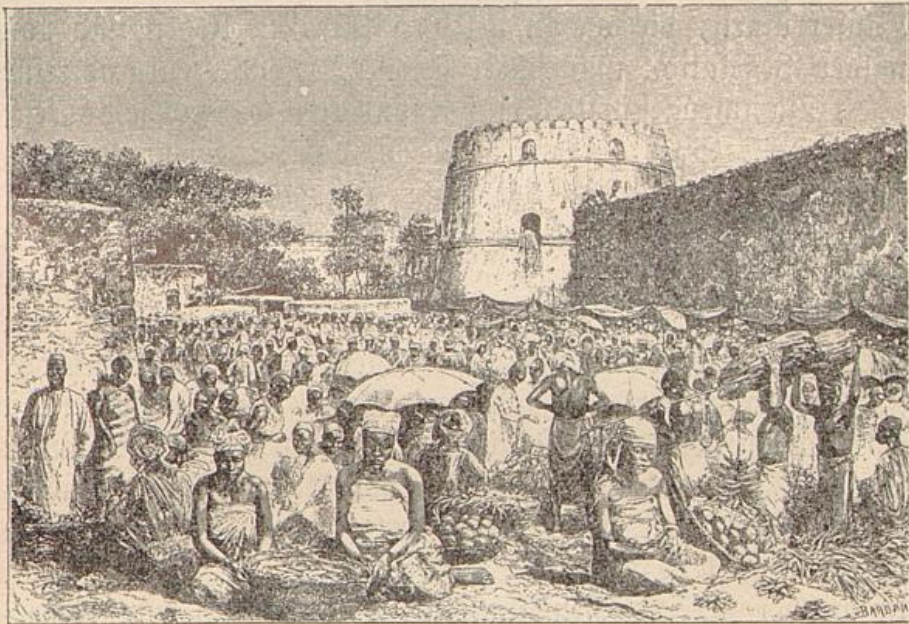
Sansibar.

„Sansibar ist das Bagdad, das Ispahan oder Stambul, wie man will, von Ostafrika. Es ist der große Markt, welcher die Elfenbeinhändler aus dem Inneren Afrikas anlockt. Dahin kommen das Kopalgummi, die Häute, die Orseille, das Bauholz und die schwarzen Sklaven Afrikas. Bagdad hat große Seidenbazare, Sansibar Elfenbeinmagazine; Bagdad hat einst mit Juwelen gehandelt, Sansibar handelt mit Kopalgummi. Stambul pflegte tscherkessische und georgische Sklaven einzuführen. Sansibar importiert schwarze Schönen aus Whiju, Ugindo, Ugogo, Unjamwesi und Galla. Dieselbe Art des Handels herrscht hier wie in allen mohammedanischen Ländern vor, ja es ist dieselbe, wie sie lange vor der Geburt Moses existiert hat.“ So schilderte Stanley Sansibar vor etwa 20 Jahren. Seit jener Zeit hat sich vieles verändert, aber die Bedeutung Sansibars als Handelsmetropole von Ostafrika ist dieselbe geblieben; die Stadt bildet noch immer das Thor, durch welches man in das Innere des Kontinents von der Ostküste einzieht.

Sansibar liegt auf der gleichnamigen Insel, die zu den fruchtbarsten des Indischen Ozeans zählt. Ihr Anblick ist anmutig und erfreulich, zu welcher Tageszeit immer der Reisende sich ihr nähert. Am Tage erfreut sein Auge der Anblick der im Grün versteckten Häuser, der anmutigen Wipfel der Kokospalme, der Fahnen, die von den Zinnen der Häuser wehen, des Hafens, in dem neben den arabischen Daus, den leichten Zweimastern, europäische Dampfer und Kriegsschiffe zu sehen sind. Während der Nacht erblickt das Auge Tausende Lichter und hoch über allen die große Laterne des elektrischen Leuchtturms, die ihre Lichtwellen auf den Palast des Sultans wirft und ihn magisch aus der Finsternis hervortreten läßt.

Sansibar ist eine Stadt, in welcher die Araber herrschen. Aus ihren ursprünglichen Sitten sind sie schon seit

Jahrhunderten hierher ausgewandert. Als Vasco da Gama im Jahre 1598 mit seinen portugiesischen Schiffen zum erstenmal die Ostküste von Afrika besuchte, fand er hier bereits blühende Niederlassungen der Mauren vor. Die portugiesischen Entdecker gerieten bald, wie in Indien, so auch an der Ostküste von Afrika in Streitigkeiten, und erst nach jahrelangem blutigem Kampfe gelang es den Christen, hier festen Fuß zu fassen und ihre Herrschaft zu begründen.



Fruchtmarkt in Sansibar.

Aber ihre Herrlichkeit dauerte nicht lange. In den portugiesischen Kolonien herrschten Tyrannei und Willkür, welche die Christen den Eingeborenen verhaßt machten, und so gelang es den Arabern, nach und nach die Forts und Citadellen der Portugiesen zu erobern; im Jahre 1740 wurden die letzten europäischen Soldaten von der Küste vertrieben und die Araber aus Maskat waren wieder Herren des Landes. Ostafrika war ursprünglich eine arabische Kolonie, die vom Mutterlande abhing; aber sie erstarbte mit der Zeit und die letzten Sultane von Sansibar waren unabhängige Fürsten.

Trotzdem ist die Stadt keineswegs vorwiegend arabisch;

sie trägt auch in ihrem Aeußeren neben dem orientalischen einen afrikanischen Charakter. Schöne Bauten sind hier nicht vorhanden, selbst die Moscheen sind äußerst einfach, nur der Palast des Sultans kann einigermaßen als ein besseres Gebäude gelten. Die Straßen sind eng und winklig, und in den im arabischen Stil gebauten viereckigen Häusern wohnen untereinander gemischt Araber, Jnder und Europäer; denn ein europäisches Viertel existiert hier nicht. Aber einen romantischen Schmuck besitzt sie doch; es sind dies die vielen Häuserruinen, die oft in belebten Straßen liegen und von wilder Vegetation umwuchert sind. Diese Ruinen sind keine alten zusammengestürzten Häuser, sondern unvollendete Bauten; denn es ist Sitte bei den Arabern, daß der Sohn ein Haus unvollendet läßt, wenn der Vater über dem Bau desselben gestorben ist, weil dies als Mißfallen des Himmels gedeutet wird.

Die Stadt ist auf einer Halbinsel gelegen, die von dem Meere und einer Lagune umschlossen wird. Hier erheben sich am Hafen der alte und neue Palast des Sultans nebst dem Leuchtturm, das Zollhaus und das Fort, und hinter ihnen erstreckt sich die eigentliche Hauptstadt. Von der nördlichen Spitze der Halbinsel führt über die Lagune eine steinerne Brücke nach der Vorstadt, der Madagaskarstadt, in welcher die indischen Kaufleute wohnen, und dem Negerviertel Ngambo.

Sansibar ist eine interessante Stadt; aber nicht die Bauten befriedigen die Neugierde des Besuchers, sondern die Einwohner selbst, deren Zahl etwa auf 80000 Seelen geschätzt wird. Wir finden hier alle die Elemente vertreten, mit denen unsere Kolonisatoren in Ostafrika in erster Linie zu rechnen haben, und wir wollen darum dieselben etwas näher betrachten.

Beginnen wir mit der herrschenden Rasse, den Arabern. Es dürften ihrer in Sansibar etwa 5000 wohnen, und sie bilden ohne Zweifel den malerischsten Teil der Bevölkerung.

„Mit Kleidungsstücken beschwert sich der Araber nicht

sehr," sagt Dr. Kurt Wilhelm Schmidt*), „aber was er besitzt, ist stets gut und sauber.“ Um die Hüften trägt er das Rifoy, das Hüfttuch, welches bis an die Knöchel reicht. Darüber kommt ein weißes aus feinem Zeuge gefertigtes Hemd, der lange herabwallende Kangu, der bei vornehmen Leuten durch eine seidene Schärpe zusammengehalten wird. Schließlich wird ein kastanartiger langer Mantel angezogen,



Partie aus einer Vorstadt von Sansibar.

halb mit Ärmeln, halb ohne solche. Gestickte Zeugmütze und Turban, sowie lederne Sandalen vervollständigen den Anzug. Der Kastan ist sehr oft mit reichen Goldstickereien geschmückt; sonst trägt der Araber keine Schmucksachen, abgesehen von silbernen Ringen und dem Rosenkranz. Sein Schmuck sind seine Waffen, auf die er besonders hält.

Ein Paradestück seines Kostüms, ohne welches der Araber ebensowenig denkbar ist wie ohne den Turban, ist sein Handschar, ein breitklingiger Dolch, der vorn in der um

*) Sansibar, ein ostafrikanisches Kulturbild. Leipzig 1880.

den Leib gewundenen Schärpe getragen wird. Der Griff desselben ist mit Gold oder Silber beschlagen, mit Mustern geziert und oft mit Edelsteinen ausgelegt. Die billigsten Handscharen kosteten im Jahre 1888 etwa 100 Mark; der Durchschnittspreis der gewöhnlich getragenen Dolche war aber 200 Mark. Auch die Belutschensäbel mit schmalen, stark gekrümmten Klingen sind von verhältnismäßig hohem Wert und man findet häufig solche zu dem Preise von 100 Mark und mehr.

Die billigsten Waffen bilden die Schwerter, meist schlechtes europäisches Fabrikat, die in der roh gearbeiteten Scheide an einem Riemen über der Schulter oder frei in der Hand getragen werden.

Den Kopf rasiert der Araber meist glatt, den Bart aber färbt er rot mit Henna. Er parfümiert sich auch gewöhnlich mit Ambra und Sandelholzöl und ist von einem eigenartigen „orientalischen“ Parfüm umgeben.

Die meisten der Araber sind Händler, die mit ihren Karawanen Afrika durchziehen; die meisten haben ein abenteuerliches Leben hinter sich, und die vornehmeren besitzen ihre Niederlassungen an verschiedenen Punkten von Sansibar bis zum Kongo. Nicht alle sind von reiner Rasse, in den Adern vieler rollt Negerblut, wie ja der angesehenste, Tippu-Tib, von schwarzer Hautfarbe ist.

Nur wenige Araber sind wirklich reich; denn die Hauptgeschäfte macht ein anderer Volksstamm: es sind eingewanderte Indier, die in Sansibar ebensogut in den kleinsten Läden wie in feinen Häusern als Großkaufleute und die Millionäre von Ostafrika anzutreffen sind. Zum größten Teil sind sie Mohammedaner und heißen dann Hindi, ein Bruchteil besteht auch aus Buddhisten, die von den Eingeborenen Banjanen genannt werden.

Der kleine indische Krämer handelt mit allem möglichen; er ist Gemüsehändler oder verkauft Material- und Spezereiwaren, in der Madagaskarstadt hat er seine Bazare, und da er listig, verschlagen und schlau ist, dabei äußerst sparsam lebt, erwirbt er sich leicht einiges Vermögen. Der

Großhändler hat sozusagen die meisten Araber in der Hand, denen er Geld und Waren zur Ausrüstung von Karawanen vorschießt. Sie müssen ihm dafür Bacherzinsen bezahlen.

Die Tracht des Inders besteht aus Hüfttuch und langem Hemd; darüber wird meist noch ein weißes oder buntes waffenartiges Kleidungsstück und nicht selten auch noch ein weißes mantel- oder kastanartiges Gewand getragen. Im

Gegensatz zu dem Araber ist der Indier pußsüchtig und hängt viel Schmuck an sich. Selbst Männer tragen außer Fingerringen noch Ohr- und Nasenringe; an Frauen und Kindern der Reichen hängen aber oft mehrere Hundert Dollar an silbernen und goldenen Ketten und Halsketten.

Aus der portugiesischen Kolonie Goa in Ostindien ist ein Mischvolk zwischen Portugiesen und Indern nach Sansibar eingewandert, die Goanesen, denen wenig Gutes nachgerühmt wird. Unter ihren Lastern sticht namentlich die Liebe zu geistigen Getränken unangenehm hervor. Die Musikbande des Sultans besteht fast durchgehends aus Goanesen. Ferner gehören die Wäscher, die Schneider, die Köche, die Besitzer der Läden für den Bedarf der Europäer u. s. w. ebenfalls meist zu diesem Volk.

Während die Zahl der Araber, Indier und Goanesen in Sansibar etwa 10 000 beträgt, ist der Rest der Bevöl-



Indischer Großkaufmann.

ferung dunkelfarbig. Die Sansibarneger nennt man gewöhnlich Wasuaheli. Doch das trifft nicht zu; es gibt zwar eine Suahelisprache, das für Ostafrika so überaus wichtige Kisuaheli, aber kein Suahelivolk. Mit diesem Namen wird eigentlich jeder bezeichnet, der in Sansibar geboren wurde, gleichviel ob er von Negern oder Arabern und Indern abstammt. Freilich ist der Ausdruck Sansibar in diesem Falle dehnbar und umfaßt das Gebiet der ältesten Hochburgen des Arabertums. Suaheli sind alle, die nicht nur auf der Insel Sansibar und den ihr unmittelbar gegenüberliegenden Plätzen, sondern auch diejenigen, die in Mombas und Lamu das Licht der Welt erblickten. Vielleicht hatte es zur Zeit der ersten Einwanderung der Araber in diesen Gegenden ein Suahelivolk gegeben, dessen Sprache die Araber als Verkehrssprache für Afrika adoptierten, und diese Sprache hat sich bis heute erhalten; an der Ostküste bis weit nach Süden wird überall das Kisuaheli gesprochen, und im Inneren findet man stets einige Leute, namentlich an wichtigeren Handelsplätzen, die es verstehen.

Die farbige Bevölkerung Sansibars zerfällt in Freie und Sklaven.

Das Los der letzteren ist nicht hart. Greuelszenen, wie sie aus anderen Ländern berichtet wurden, kamen bei den arabischen Sklavenherren in Sansibar nicht vor. Der Araber behandelt seine Sklaven gut und sie leben teils als Diener in der nächsten Umgebung ihres Herrn oder auf dessen Landgütern als Feldarbeiter. Die Greuel, die mit der Sklaverei verbunden sind, spielen sich hauptsächlich beim Sklavenraub und Sklaventransport tief im Inneren ab. Die Zahl der Sklaven wird jedoch dank der europäischen Intervention immer geringer; neue Sklaven dürfen in Sansibar nicht mehr erworben werden, und jeder Schwarze, der, aus dem Inneren kommend, den Boden von Sansibar betritt, gilt jetzt als ein Freier. Die Sklaven werden Watuma genannt, und einen Gegensatz zu ihnen bilden die Wangwana.

Es sind dies „freie Männer“, zum Teil erst Freigelassene, über die von verschiedenen Reisenden sehr verschieden

geurteilt wird. Sie haben alle die Fehler, welche man an den Negern entdeckt hat, haben sich aber auch vielfach als zuverlässige Leute erwiesen. Ihre Religion ist die mohammedanische, aber sie bekennen dieselbe nur äußerlich, von Fanatismus oder selbst tieferer Ueberzeugung ist dabei keine Rede. Diese „schwarzen Türken“ feiern die Festtage, beobachten aber nicht die Fasttage. Am schlechtesten unter ihnen sind diejenigen, welche von der Kultur ein wenig beleckt sind, fremde Sprachen sprechen, „halbgebildet“ sind: unter zehn von diesen sind vielleicht neun Schufte, die namentlich dem Laster des Diebstahls ergeben sind. Sie sind, wie alle Neger, abergläubisch, fürchten allerlei Zaubereien. Man könnte ihr Sündenregister noch länger machen, aber andererseits ist es nicht zu vergessen, daß sie dem Kulturwerke in Afrika große Dienste geleistet haben. Waren sie es nicht, die, im Dienste der berühmtesten Reisenden, diesen es möglich machten, die Entdeckungen in Zentralafrika zu machen? Sansibarneger durchquerten mit Stanley den dunklen Weltteil und Sansibarneger halfen die ersten Stationen am Kongo zu errichten. Sie können unter Führung der Europäer ebenso nützlich werden, wie sie unter der Leitung arabischer Sklavenjäger zu einer Geißel der von ihnen besuchten Länder geworden sind.

Wir haben bis jetzt nur von dem männlichen Teil der Bevölkerung gesprochen; es erübrigt uns noch die faszinierende Frauenwelt zu schildern. Die Araberinnen leben zurückgezogen; wenn sie auf die Straße gehen, sind sie verschleiert. Doch wir wollen über dieses Thema eine Dame sprechen lassen. Freiin von Bülow*) schildert einen Besuch, den ihr drei vornehme Araberinnen abgestattet hatten, folgendermaßen:

„Nachdem das Terrain von den gefährlichen Europäern gesäubert war — die Schwarzen durften als Wesen untergeordneter Art gegenwärtig bleiben — öffnete sich das geheimnisvolle Pförtchen und es erschien ein ganzer Zug von

*) Reiseeskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika.

Frauen. Voran die drei reichgekleideten noch jungen Damen in Begleitung einer lebhaften kleinen Alten, die eine Art Ehrendame zu sein schien, und gefolgt von einer großen Zahl schwarzer Sklavinnen in arabischer Tracht. Die Damen stelzten langsam daher auf zwei Zoll hohen perlmuttereingelegeten Holzschuhen, die sie nur mit zwei Fußzehen mittels eines dazu angebrachten Griffes am Fuße festhielten. Sie entledigten sich dieses Fußgestelles, sowie sie im Salon Platz nahmen. Wir saßen um einen runden Tisch den Araberinnen gegenüber, tranken Mandelmilch und unterhielten uns so gut es ging. Die hölzernen mit Perlmutter eingelegeten Masken behielten die Damen vor dem Gesicht, so daß man bis auf die schönen Augen von den Gesichtszügen nicht urteilen konnte. Ihre mit schwerem Goldschmuck beladenen Arme und Beine — letztere nur bis an die Knöchel von seidenen Beinkleidern bedeckt — waren schön geformt, Hände und Füße reizend, die Bewegungen langsam und vornehm. Im übrigen sahen die Damen mit ihren sanften, schwermütigen Augen aus, als ob sie geistig schliefen, was sie vermutlich auch thaten. Nach einer halbstündigen sehr primitiven Unterhaltung bestiegen die Schönen wieder ihr Schuhwerk, drückten uns der Reihe nach mit verbindlichem Abschiedsgruß die Hand und wanderten in feierlicher Prozession nach dem Mauerspörtchen zurück.“

Mehr läßt sich von den schwarzen Damen sagen, die Dr. D. Baumann*) sehr anziehend schildert:

„Suahelweiber sind auf den Straßen auffallend zahlreich und stets unver Schleiert zu sehen. Sie sind sehr häufig wohlgebaut, besitzen zwar selten den feinen Gesichtsschnitt der Abessinierin, aber um so öfter einen freundlichen, munteren Ausdruck, den selbst ein strenger Kritiker als ‚hübsch‘ bezeichnen müßte. Da sie auch meist zierliche Extremitäten und eine samtweiche angenehme braune Haut haben, so ist man in Ostafrika so ziemlich darüber einig, daß die Sansibarmädchen ihren guten Ruf verdienen. Allerdings

*) „In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes.“

bezieht sich letzterer nur auf das Aeußere, denn die Moralität dieser Damen ist eine nach unseren Begriffen unerhört schlechte, eigentlich gar keine. Doch sind sie freundlich und stets guter Laune, auch ziemlich willig und arbeitjam. Ihre Kleidung besteht meist aus rotem Zeuge, welches abenteuerlich mit Elefanten, Schirmen, Helmen oder anderen weißen Mustern verziert ist. Ein solches Zeug pflegen sie unterhalb der Schultern festzuknüpfen und werfen manchmal noch einen Ueberwurf um die Achseln. Um das Gesicht schlingen sie Strähne blauer Baumwolle, die am Scheitel durch eine silberne Schnalle zusammengehalten werden. Von dieser hängt ein dreieckiges schwarzes Tuch zopfähnlich über den Rücken herab. Sie färben die Fingernägel häufig mit Henna gelb, tragen hübsche Armbänder von Glasperlen und hohlen silbernen Rüssen, Halsbänder von Glasperlen und dicke silberne Fußringe. Die Unsitte, sich die Nasenflügel zu durchbohren und einen Ring durchzuziehen, beginnt leider aus Indien Verbreitung zu finden. Auch die



Geputzte Negerin.

Kunst, sich unter den Augen blau zu bemalen, ist den braunen Schönen Agundjas bereits sehr bekannt, wodurch sie denselben ‚schwärmerischen‘ Ausdruck bekommen, wie die europäischen Modedamen. Besonders hübsch sehen die Gruppen von Weibern aus, welche um die zahlreichen Brunnen der Stadt versammelt sind, wo sie ihre Krüge füllen und singend in malerischen Stellungen den Kübel aus der Tiefe hissen. Da

sie dabei stets Scherz und allerlei Schabernack treiben, so geschieht es nicht gar selten, daß eine in den Brunnen fällt, was große Aufregung und Entsetzen verursacht, bis die Verunglückte meist ganz unverfehrt unter allgemeiner Begeisterung wieder ans Tageslicht befördert wird."

So das Volk! Sehen wir uns jetzt das Heer von Sansibar an. Die Kerntruppe, die reguläre Armee, besteht durchweg aus Suahelinegern und ist sechs Kompanien stark. Die Bewaffnung besteht aus einem Snidergewehr und einem Säbel, die Uniform ist weiß, die Mützen sind denen der englischen Kavallerie nachgebildet. Einige der Soldaten haben Stiefeln, andere gehen barfuß. Obwohl sich so mancher Suaheliinfanterist beim Präsentieren vor dem Sultan mit einer Hand hinter dem Ohre kratzt, ist die Truppe doch ganz annehmbar und hat sich früher in Kämpfen gegen auf-rührerische Araber bewährt. In der Hauptsache versieht sie in der Stadt den Polizeidienst, und ihr ist es zu verdanken, daß die persönliche Sicherheit in Sansibar mindestens ebenso groß ist, wie in den europäischen Großstädten.

Den zweiten Teil der Armee bilden die Belutschen, die graue Jacken tragen, drei Kompanien stark sind und neben zwanzig Kavalleristen die Leibwache des Sultans bilden. Schließlich kommen noch die „Flöhe“ (Viroboto), wegen ihrer hüpfenden Tänze so genannt, in Betracht; sie sind Irreguläre aus Südarabien, die sich selbst bekleiden und bewaffnen müssen und in der Nähe des Palastes Polizeidienst thun.

So ist die Landmacht von Sansibar beschaffen, als eine Inselmacht verfügt es auch über eine Flotte, in der sich einige Dampfer befinden. Das sogenannte Kriegsschiff mit eisernen Salutgeschützen ist schon seit Jahren im Hafen verankert, da es eine Seereise zu machen nicht mehr im stande ist.

So, wie jetzt die Verhältnisse liegen, wird der Sultan von Sansibar schwerlich in die Lage kommen, seine Truppen ins Feld zu schicken; denn dies besorgen die europäischen Staaten für ihn.

Seit dem Tode Seid Bargaschs regiert jetzt in Sansibar der Sultan Seid Khalifah, ein hochgewachsener, auffallend dunkelfarbiger Mann. Sein Bruder und Vorgänger hatte ihn längere Zeit in der Feste gefangen gehalten und dann auf ein Landgut verbannt, um ihm etwaige Aufstandsgelüste zu vertreiben. Er kam unter ungünstigen Verhältnissen auf den Thron, denn sein Palast liegt im Bereich der Kanonen der europäischen Kriegsschiffe, und so mußte er offiziell während des Araberaufstandes mit den Deutschen halten, wodurch er bei den Arabern viel an Popularität einbüßte. Sein Vorgänger befahl den Arabern in Innerafrika bis Nyangwe; Seid Khalifa ist noch heute das Oberhaupt eines Teils dieser Niederlassungen, aber sein Einfluß ist bedeutend geschwächt. Er hat ihn auch nach und nach an die Deutschen und Engländer abtreten müssen und ist zu einem nominellen Fürsten unter englischem Protektorat geworden. Im Vergleich zu Seid Bargasch, der ein Vermögen von über 20 Millionen Mark besaß, ist der glückliche Erbe geizig zu nennen. Freilich war die Zeit der Kämpfe an der Küste nicht dazu angethan, glänzende Feste zu feiern.

Sansibar ist aber nicht allein als Zentralpunkt des Handels von Bedeutung. Die beiden kleinen Inseln Sansibar und Pemba, die zusammen kaum 60 Quadratmeilen groß sind, haben auch eine eigene Produktion. Seit den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts ist auf ihnen die Kultur der Gewürznelken eingeführt, die Kokospalme wird dort angebaut und Kopra gewonnen; an der Küste werden Kaurimuscheln gesammelt, und die Ausfuhr dieser Artikel ist so bedeutend, daß sie, vom Elfenbein abgesehen, fast ebensoviel wert ist wie die Ausfuhr des gesamten kontinentalen Ostafrika mit einer Gesamtfläche von 25 000 Quadratmeilen.

Der Handel selbst aber war bis in die jüngste Zeit vorwiegend in den Händen der Indier und der Araber, die auch den Handel in dem Inneren, namentlich den mit Elfenbein vollständig monopolisierten. Ein Versuch, den das deutsche Haus Meyer gemacht hatte, auf eigene Rechnung

in Tabora Elfenbein aufzukaufen, mißlang gänzlich. Zwei der Mitglieder der Expedition mußten krankheits halber nach der Küste heimkehren; der dritte Deutsche wurde aber auf Anstiften der Araber meuchlings erschossen. Bald darauf brach der Aufstand an der Küste aus. Er veränderte völlig die bisherige Lage der Europäer in Sansibar.

Usambara.

Die erste wichtigere Niederlassung, die wir an der Nordküste der deutschen Interessenssphäre finden, ist Pangani. Ein öder trauriger Ort, an flacher Küste gelegen. Er zählte vor dem Aufstand gegen 5000 Einwohner, die ebenso zusammengefaßt waren, wie die Bevölkerung von Sansibar. Es gab hier Araber, Jnder und Suaheli; die letzteren natürlich in der überwiegenden Mehrzahl. So ist es auch erklärlich, daß in Pangani nur etwa 30 steinerne Häuser vorhanden waren, darunter das Regierungsgebäude, die Wohnung des Wali, das Zollgebäude, eine Moschee und ein Hotel der englischen Mission. Der Rest der Bauten bestand aus einigen hundert einfacher Strohhütten, die sich im Grün der Kokospalmen verbargen.

Das Leben pulsierte hier noch träger als in anderen afrikanischen Städten, und dies veranlaßte wohl die englische Universitäts-Mission, hier für durchreisende Europäer ein offenes Haus zu halten. Als Johnston im Jahre 1884, von Kilimandscharo kommend, in pechfinsterer Nacht Pangani erreichte, fühlte er sich hier einsamer und verlassenener als je in der Wildnis und lernte die Wohlthat dieses Gasthauses kennen. Er fand dort neben anderen guten Dingen auch eine Kiste, zu der das Schlüsselwort mit griechischen Buchstaben geschrieben war, so daß nur ein gebildeter Europäer sie öffnen konnte und in der allerlei leibliche und geistige Bequemlichkeiten zu finden waren.

Später herrschte in Pangani ein regeres Leben. Neben der Flagge des Sultans von Sansibar wurde die Usagaraflagge, eine phantastische Kombination des südlichen Kreuzes

mit den deutschen Farben, gehißt und Beamte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft erhoben hier Zölle, erließen Proklamationen, führten eine Art Straßenpolizei ein. Leider dauerte diese friedliche Thätigkeit nicht lange. Bewaffnete Araber und Negerhorden vertrieben die Deutschen, hierher brachte der Rebellenführer Buschiri die ausgeplünderten Reisenden Meyer und Baumann, um sie gegen schweres Lösegeld freizulassen. Dann frachten die Kanonen vor Pangani, bis die rebellische Stadt sich wieder den Deutschen beugte.

Eine elende Stadt, die nicht einmal einen Hafen hat, denn die Reede liegt anderthalb Stunden seewärts, und nur durch eine schmale Rinne in dem der Mündung des Flusses vorgelegenen Riffe können kleinere Fahrzeuge die Küste erreichen. Und doch hat Pangani eine nicht zu unterschätzende Bedeutung; denn von hier führt die Karawanenstraße durch Usambara, Pare und Ugono nach dem Kilimandscharo.

Die Stadt liegt an den Ufern des gleichnamigen Flusses, den die Eingeborenen Ruwu nennen. Seine Gewässer werden von den Schneehäuptern des Kibo und Kimawensi gespeist, er ist ein reißender Gebirgsstrom und darum nur während der Regenzeit etwa 40 Kilometer weit von der Mündung für flachgehende Fahrzeuge schiffbar.

Fahren wir den Strom hinauf; auf seinem rechten Ufer erheben sich Hügel bis 80 und 100 Meter Höhe, auf dem linken liegt die Stadt, zunächst die steinernen Häuser, dann die ärmlichen Hütten, dann Busch und Wald — die Wildnis stößt unmittelbar an die bewohnte Stadt. Das nördliche Ufer ist zum großen Teil unangebaut und zeigt uns dichtes Urgestrüpp und mächtigen Graswuchs, während auf der südlichen, an den Hügeln hinansteigend, Mais-, Reis- und Zuckerrohrpflanzungen mit Bananefeldern abwechseln. Kokos- und Awerapalmen ragen schlank über den angebauten Feldern empor, und aus dem Grün derselben lauschen dunkle Negerhütten, seltener weißgetünchte arabische Häuschen hervor. Zuweilen begegnet uns ein Kanoe der Eingeborenen und am Ufer zeigen sich neugierige Leute und Ruf und Gegenruf schallt über das Wasser.

Karl Fühlke, einer der Pioniere Deutschlands in Ostafrika, der von den wilden Somali ermordet wurde, schilderte in seinen Berichten mit folgenden Worten eine nächtliche Fahrt auf dem Pangani: „Abends mußte das Rudern eingestellt werden. Die Ebbe war zu stark, als daß die Leute die Strömung hätten überwinden können. So lagen wir denn bis in die Nacht in einer stillen Bucht unter dem Dach der Uferbäume, und schweigend traten die leuchtenden Sterne aus dem Dunkel hervor. Nicht das südliche Kreuz ist es, welches dem tropischen Himmel einen besonderen Reiz verleiht, nein, seine Sterne ragen weder durch besonderen Glanz noch durch Größe der Zahl vor den übrigen hervor. Aber zwei Erscheinungen sind es, die, wenn sie wolkenlos am Himmel auftauchen, das Dunkel der Nacht besiegen und einen genügenden Schein von Helligkeit auch in mondlosen Nächten über die schlafende Erde werfen, das ist einmal das Sternbild des Orion mit seinen Nachbargruppen, dem Stier und den Plejaden, und sodann die Milchstraße. Steht der Orion im Zenith, so ist von eigentlicher Dunkelheit keine Rede, die Pracht und die Klarheit dieser Sterne ist großartig. Vier Stunden lagen wir etwa so, den Wiedereintritt der Flut abwartend, und gegen Ende dieser Zeit lauschte ich aufmerksam, ob sich nichts von dem dritten Fahrzeug hören ließe, aber alles blieb still. Dann führte uns die Flut ohne Ruderschlag wieder stromauf, und jetzt erhielt die nächtliche Fahrt erst ihren eigentlichen Reiz. Herden oder vielmehr Familien von Flußpferden tummelten sich im Wasser oder traten ans Ufer auf die Weide, hie und da wohl auch in die Pflanzungen einbrechend. Ich saß mit der Büchse auf den Knien am Steuer, um, falls eins der Tiere dem Boote zu nahe kommen sollte, zu feuern. Das eigentümliche Grunzen und Schnaufen schallte weit durch die Einsamkeit der Nacht; aus den Ufergebüsch und den Feldern tönte der Schrei der diebischen Affen, und fernher von den landeinwärts gelegenen Tschambas (Farmen) der Araber klang der eintönige, klagende Gesang der Negerklaven, die auf den Zuckerfabriken die Pressen in Bewegung setzten.

„Allmählich wurden alle meine Sinne von den eigentümlichen Eindrücken einer tropischen Nacht befangen; die Morgensonne weckte mich und zeigte mir den erreichten Landungsplatz.“

Nördlich vom Panganiflusse, zwischen ihm und dem Umba, dehnt sich eine Landschaft aus, welche einstimmig als die künftige Perle Ostafrikas bezeichnet wird: Usambara. Sie umfaßt drei Gebiete: die Nyikasteppe, die Landschaften Bondei und Handei und das eigentliche Bergland Usambara. Das meiste, was wir von dieser Gegend wissen, verdanken wir den Reisenden Dr. Meyer und Dr. Baumann. Der letztere schildert den Charakter des Landes etwa wie folgt:

Dem Reisenden, welcher Usambara der Länge nach durchzieht, fallen drei in ihrem ganzen Charakter voneinander verschiedene Abschnitte auf: die Waldregion, die Campinenregion und das Gebiet der Hochweiden. Die Waldregion umfaßt den südöstlichen Teil des Landes. Die Mulden und Berghänge dieser Zone sind vorherrschend mit dichtem tropischem Walde bedeckt, nur an den Kämmen treten manchmal steile Felsmassen zu Tage. Auf den höheren Teilen der Berge, die bis zu 1000 Meter ansteigen, nimmt der Wald ein alpines Gepräge an; die hochstämmigen Bäume, deren Astkrone erst in mächtiger Höhe sich verzweigt, stehen lichter; das niedrige Unterholz nimmt zu und wird dicht verfilzt; die prachtvollen Formen der Baumfarne und der wilden Banane mit riesigen, saftig grünen Blättern erfreuen das Auge des Reisenden. Lianen (darunter auch die Gummiliane) spannen sich gleich Schiffstauen von Baum zu Baum.

Dringt man weiter nach Westen vor, so hört plötzlich das Waldgebiet auf und man gelangt in die Campinenzone. Ueberall, wo das Auge hinblickt, sieht man hohes steifes Gras auf Hängen und Mulden; riesig entwickelte Euphorbien verleihen der Landschaft ein eigenartiges Gepräge; Bäumchen und Dornestrüppe sind hier nur kümmerlich entwickelt. Es ist eine öde Gegend, die namentlich nach den Grasbränden trostlos aussieht und an die verrufene Kataraktenregion am unteren Kongo erinnert. Nur wo Gewässer zu Thal ab-

fließen, erhebt sich der schmale Galeriewald mit einem ungeheuren Reichtum an Lianen.

Dringen wir noch weiter vor bis in jene Gegenden, wo sich bis zu 2000 Meter Höhe die höchsten Berge des Landes, wie der Schagaiu, Magamba und Schegescherai aufstürmen, so betreten wir das Gebiet der Hochweiden. Hier finden wir weiches, dem europäischen ähnliches Gras und niedrige Farne und Grifaarten; an niedrigeren Stellen breiten sich aber auch die tropischen Bergwäldungen aus.

Den nördlichsten Teil von Usambara nimmt die Nyifasteppe ein, die bis an den Fuß des Kilimandscharo reicht und mit seinem spärlichen Steppengras, seinen laublosen stacheligen Sträuchern eine der unfreundlichsten Gegenden der Welt bildet.

Die Hauptmasse der Bewohner von Usambara gehört dem Stamme der Waschamba an, welche zumeist kräftige, zähe Gestalten sind. Die Nähe der Küste brachte sie frühzeitig mit der Kultur in Berührung und so sind die meisten originellen Züge in ihrer Tracht und Bewaffnung verwischt. Nur selten begegnet man Leuten mit Lederschürzen, alles trägt die Sansibarstoffe. Hier und da erblickt man noch Bogen und Speer, aber die Hauptwaffe bildet die Flinte. Auch der Schild gehört bereits zu Seltenheiten im Lande. Originell ist nur die Anlage der Dörfer geblieben, die, wo es irgendwie angeht, auf hohen unzugänglichen Felsen liegen. So ist auch das Dorf Wuga, die etwa 200 Hütten umfassende „Königsstadt“ von Usambara, die kein Fremder betreten darf, gelegen.

Die Waschamba leben von Ackerbau und Viehzucht. Die Hauptnahrungspflanze ist die Bohne, aber auch Negerhirse, Maniok, süße Kartoffeln und Reis werden angebaut, wobei man namentlich in den nördlichen Bezirken ein ziemlich ausgebildetes Bewässerungssystem der Felder findet. Bemerkenswert ist die Vorliebe der Waschamba für die Bienenzucht. Besonders im Campinenlande werden erstaunlich viele Bienenstöcke aufgestellt, da dort der Feldbau weniger erträglich ist. Der Honig ist dunkelbraun, jedoch sehr süß

und wohlschmeckend, und die Eingeborenen verstehen es, eine Art leichten Mezs daraus herzustellen.

Usambara exportiert bis jetzt wenig. Honig, Butter, Tabak, Melasse, Bohnen und etwas Kautschuk sind die Hauptausfuhrartikel, welche von den Eingeborenen selbst zur Küste getragen werden. Darum kommt es auch, daß hier bares Geld überall gangbar ist und indische Kupfermünzen selbst in entlegeneren Gegenden angenommen werden.

Die Waschamba stehen unter der Herrschaft des Geschlechts der Wafilindi. Bis zum Jahre 1867 gehorchten alle dem Könige von Wuga. Seitdem aber hat sich der Häuptling von Bondei selbständig gemacht und der jetzige König Sembodja verließ auch Wuga und siedelte sich näher an der Karawanenstrasse an, um die durch sein Land ziehenden Händler durch Tributforderungen plündern zu können. Die Wafilindi waren seit jeher Freunde und Anhänger der Araber. König Sembodja verkaufte zwar für einen Posten Zeug Usambara an die Deutschen, für ein paar Ellen mehr hätte er aber ihnen auch ganz Afrika verkauft und er war der erste, der beim Ausbruch des Aufstandes sich auf die Seite der Araber schlug.



Sembodja.

In Usambara befindet sich auch einige Tagemärsche von der Küste weit die erste Ansiedelung der Deutsch-Ostafrikanischen Plantagengesellschaft, die Tabaksfarm Deutschenhof in der Nähe des Dorfes Lewa. Mit bewundernswerter Mühe hatte der Direktor derselben, Herr Koch, gearbeitet, um dieselbe in einen wirklich blühenden Zustand zu versetzen. Es gelang ihm, die Eingeborenen der Umgegend zur Arbeit heranzuziehen; von der Kuppe des Hügels, auf dem die Farm stand, konnte er auf die schön aufgehenden Pflanzen blicken und in dem neuen Magazin der Farm stand bereits

die gewichtige Tabakspresse, deren Transport ungeheure Anstrengungen gekostet hatte. Er sollte aber die Frucht seiner Arbeit nicht ernten. Nach einer heldenmütigen Gegenwehr wurden die Angestellten der Farm gezwungen, dieselbe zu verlassen.

Meyer und Baumann hatten dieselbe auf ihrem Marsche nach dem Kilimandscharo besucht; aber schon am 15. Oktober kamen sie, zur Umkehr gezwungen, wieder in Deutschland an.

„Der Gegensatz zwischen jetzt und früher war ein tiefbetäubender“, schreibt Baumann. „Nicht mehr erblickte man lange Reihen von Arbeitern, die mit fröhlichem Gesange die Spitzart führten oder anderen Beschäftigungen oblagen; tot und still lag die weite Farm vor uns. Das große Magazin, in welchem die Tabakspresse stand, schien unverfehrt, dagegen lag das nette Wohnhaus, in welchem wir mit Herrn Koch gemütliche Stunden verlebte, fast ganz in Trümmern und zeigte Spuren eines Kampfes. Am wehmütigsten stimmte der Anblick des Tabaks, dessen üppige, fastgrüne Pflanzen die weiten Gehänge der Farm bedeckten und zu erstaunlicher Pracht und Fülle gediehen waren. Trotz des eigenen Glends blutete uns das Herz, diese herrliche, erste deutsche Ernte in Ostafrika dem unrettbaren Verfaulen preisgegeben zu sehen!“

Von Lewa führt die Karawanenstrafe westwärts über die kleinen Ortschaften Sangarowe und Mgumi zu dem Zusammenfluß des Luengera mit dem Pangani. Jenseit des Luengera lag einst in einer sumpfigen Niederung die Station der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft Korogwe, die, in einer ungesunden Niederung gelegen, auch ohne Dazwischentreten der Araber verlassen worden wäre.

Im Thale des Udosu bestand außerdem noch eine europäische Niederlassung in Usambara: die englische Missionsstation Magila. Sie lag unzweifelhaft in einer schönen und fruchtbaren Gegend, ihre Häuser waren aus dem anliegenden Gestein sehr hübsch gebaut — aber es fehlten hier ausgebreitere Kulturen.

Das herrliche Bergland Usambara, welches von der Küste durch einen Streifen unwirtlicher Steppe getrennt ist,

wurde zuerst von dem Nestor der deutschen Afrikaforschung, dem Missionar Krapf, besucht, der von demselben einen sehr guten Eindruck empfing. 1861 berührten es von der Decken und Thornton und erkannten es als ein vielversprechendes Gebiet. Diesem Rufe folgten die englischen Missionare und gründeten Ende der sechziger Jahre die Station in Magila. Die Forschungsreisenden, welche es später auf dem Wege nach dem Kilimandscharo durchzogen, hatten keine Zeit, Usambara genauer zu erforschen. Erst in dem letzten Jahrzehnt drangen deutsche Kolonialapostel tiefer in dasselbe hinein. Die verlockenden Schilderungen, die sie veröffentlichten, wurden jedoch vielfach als optimistisch belächelt, aber die Forschungsreise, welche Meyer und Baumann im Jahre 1888 ausführten, brachte den Beweis, daß Usambara in der That eines der vielversprechendsten Gebiete Zentralafrikas sei.

Der Gedanke, in diesen Bergen europäische Kolonisten anzusiedeln, dürfte, soweit bis jetzt das Klima bekannt ist, ein utopischer bleiben, aber ohne Zweifel ist Usambara geeignet, einen guten Boden für Plantagenbau mit schwarzen Arbeitern zu liefern. Für diesen Fall müßte Usambara mit der Küste durch eine Eisenbahn verbunden werden, wobei aber nicht gleich an eine Eisenbahn in europäischem Sinne zu denken ist, sondern an ein einfaches Geleise, auf dem kleinere Wagen von Zugochsen oder auch Menschen fortbewegt werden.

Der feindliche Einfluß der Araber und der mit ihnen verbundenen Wakilindherrscher ist bereits gebrochen. Die Thätigkeit der deutschen Pflanzler ist wieder aufgenommen, und so dürfte für Usambara bald die Stunde einer besseren Zukunft schlagen.

* * *

Als Fortsetzung von Usambara mögen in der Richtung auf den Kilimandscharo zu die Berglandschaften Pare und Ugono gelten. Sie sind im Inneren noch gänzlich unerforscht. Sie sind von der wüsten Nyikaebene umgeben, aber

nach den Produkten, welche die Eingeborenen an die Karawanenstrafe bringen, zu urteilen, müssen sie doch fruchtbar sein.

In den Ugonobergen wird aus dem Flußsande ein gutes Eisenerz gewonnen und das Ugonoeisen ist auch in der Umgegend berühmt. Krapf meinte vor Jahrzehnten, hier sei das Material zum Eisenbahnbau vorhanden, es wird aber wohl noch lange Zeit vergehen, ehe Europäer an Eisenproduktion in Afrika denken werden.

Während Usambara verhältnismäßig arm an größeren Tierarten ist, bietet das Paregebirge einen anderen Eindruck. Johnston schildert ihn wie folgt:

„Das Land am nördlichen Abhange und der obere Teil des Tafellandes waren ausnehmend öde und unfruchtbar, aber auf dem Abstieg nach Süden und in der beckenartigen Vertiefung unten bestand das Erdreich aus einem reichen schwarzen Alluvialboden, in welchem grüne Gräser und einige liebliche Lilien üppig gediehen, deren weiße Blüten wie Sterne in allen Richtungen aus der Graswiese hervorleuchteten. Hier erblickte ich mehr Wild als je zuvor irgendwo in Afrika — hier war das Paradies des Jägers; ein köstliches Traumgebilde glücklicher Jagdgründe, wie es sich kaum je ein Jäger in diesem Leben verwirklicht glaubt. Hunderte und aber Hunderte von Giraffen stehen vor uns; Herden von Elenantilopen (die Stiere von tiefschwarzbrauner Farbe mit glänzendem Fell, welches in der Mittagssonne wie Atlas leuchtete) schlenderten umher, bald vom süßen Grase naschend, bald wegtrollend, sobald wir näher kamen. Tausende von roten Hartbeests, Säbelantilopen, Mpalas und Zebras erfüllten die wellenförmige Ebene; an unserer linken Seite sahen wir eine kleine Schar Strauße, und rechts vom Pfade im Schatten einer Mimose stand ein Rhinoceros, welches mit seinem kurzen Büschel hin und her wedelte und voll Verdacht die Bewegungen unserer Karawane überwachte.“

Solche Gegenden sind jedoch nur Dasen in der Wildnis. Die freundlichen Wapara, die gern Blutsbrüderschaft mit dem Reisenden schließen, um dabei ein Stück Zeug zu ver-

dienen, und die wohlgebauten Wageno führen trotzdem kein ruhiges Leben. Trotz der Wildnis dringen bis zu ihnen die wilden Steppensöhne, die Massai, vor und suchen die Dörfer zu plündern.

Die beiden Länder sind für die deutsche Kolonie dennoch von Bedeutung. Durch diese Oasen muß die deutsche Karawanenstraße nach dem Kilimandscharo führen, welche bei richtiger Anlage mit der kürzeren englischen über Taweta nach Mombas konkurrieren kann. Darum dürfte es sich empfehlen, auch hier einige Verpflegungsstationen zu gründen. Seit der Pacifikation Usambaras durch Wismann ist man auch von deutscher Seite thätig, diese Route zu sichern.

Von Ugeno gelangt man wieder in fruchtbare Zonen. Hier liegt am Weriveri, einem der Quellflüsse des Pangani, Klein-Uruscha (730 Meter über dem Meere) — eine äußerst fruchtbare Ebene, in welcher zwischen zahlreichen Wäldchen die Hütten der ackerbautreibenden Wakuasi liegen. Hier gedeihen Bananen, Mais und Bohnen, hier wird auch Zuckerrohr gepflanzt. Die Karawanen erholen sich hier nach den langen Märschen durch unwirtliche Gegenden und schwelgen auch in Fleisch, da die Gegend wildreich ist; auch hier hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft eine Station gegründet.

An Klein-Uruscha grenzt das lachende Rahe mit seinen hochstämmigen Waldungen, Palmengruppen, Anpflanzungen von Bananen; hier findet man richtige Wiesen mit weichem Grase, Weiden, für Viehzucht geeignet, und auch Salinen. Jenseit Rahe aber thront der Kilimandscharo mit seinem grünen Sockel, ein Juwel unter den deutschen Kolonien in Afrika*).

Bagamoyo.

Südlich von Pangani liegt in der Nähe der Mündung des Wamißflusses das Städtchen oder Dorf Saadani. Es bietet wenig Interessantes und auch die dahinter am Wami-

*) Was den Kilimandscharo anbelangt, so verweisen wir den Leser auf den Band „Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas“ dieser Bibliothek.

flüsse gelegenen Landschaften Udoe und Ufeguha sind nicht besonders verlockend; dürre Steppen, auf denen Zebras und Antilopen hausen, herrschen hier vor; erfreuliche Bilder schöner Waldungen und grünender Gärten sind verhältnismäßig selten. Einst mag Saadani bedeutender gewesen sein; Ruinen alter Moscheen bezeugen es. Auch in neuerer Zeit nahm es den Anlauf, zum Hauptausgangspunkt der nach dem Inneren gehenden Karawanen zu werden, aber es vermochte auf die Dauer die Konkurrenz des weiter südlich an der Mündung des Ringani gelegenen Bagamoyo nicht zu überwinden.

Bis auf die jüngste Zeit war Bagamoyo mit seinen 15 000 Einwohnern der wichtigste Handelsplatz an der Festlandsküste Sansibar gegenüber. Von hier gingen die Karawanen nach Tabora, dem Tanganyika und Victoria-Nyanza; hier sah man die Wanyamweziträger, die vom Inneren gekommen waren, und die Wangwana, die sich zum Abmarsch rüsteten. Eine Masse von Fremden war hier stets anwesend und trug viel zur Belebung des Stadtbildes bei.

Die äußere Physiognomie Bagamoyos trägt im großen und ganzen dieselben Züge wie die Panganis; einige steinerne Häuser der Araber und Indier, einige einfache Bethäuser und der Rest Hunderte von ärmlichen Stroh- und Lehmhütten der Wasuaheli im Grün der Palmen verborgen. Viele der letzteren sind allerdings während der Belagerung der Stadt durch Buschiri in Feuer und Flammen aufgegangen, aber sie sind leicht aufzuführen und augenblicklich wächst auch unter deutschem Schutze die Zahl der massiven Gebäude.

Bagamoyo hat seit lange eine einzige, aber für Afrika höchst lehrreiche Sehenswürdigkeit. Hier befindet sich die musterhafte katholische Mission der Kongregation „Du Saint Esprit“. Jeder Europäer, der Bagamoyo betritt, stattet ihr einen Besuch ab, und so wollen wir an dieser Stelle eine ausführlichere Schilderung derselben mitteilen:

„Nachdem man die letzten Hütten der Stadt hinter sich gelassen, tritt man in eine prachtvolle Kokospflanzung, welche

bereits zur Mission gehört. Ueberall sieht man hübsche Wege, die mit Ananas eingefaßt sind und unter den vertrauten Formen der Kokospalmen erblickt man vereinzelt fremdartige amerikanische Palmenarten. Nach etwa 20 Minuten erreicht man das Eisengitter, welches die Missionsgebäude und den Garten einzäunt. Vor dem Eingange steht eine Christusstatue aus Bronze, welche die Eingeborenen ‚Kambi Mbaia‘ nennen, weil sie nach ihrer Ansicht einem



Verteilung von Speisen an die Eingeborenen von Bagamoyo.

Manne dieses Stammes ähnlich sieht. In einer Statue des heiligen Joseph, die im Garten aufgestellt ist, glauben sie einen Negerhäuptling aus Unjamjembe zu erkennen und bezeichnen sie daher als ‚Sultani Unjamjembe‘.

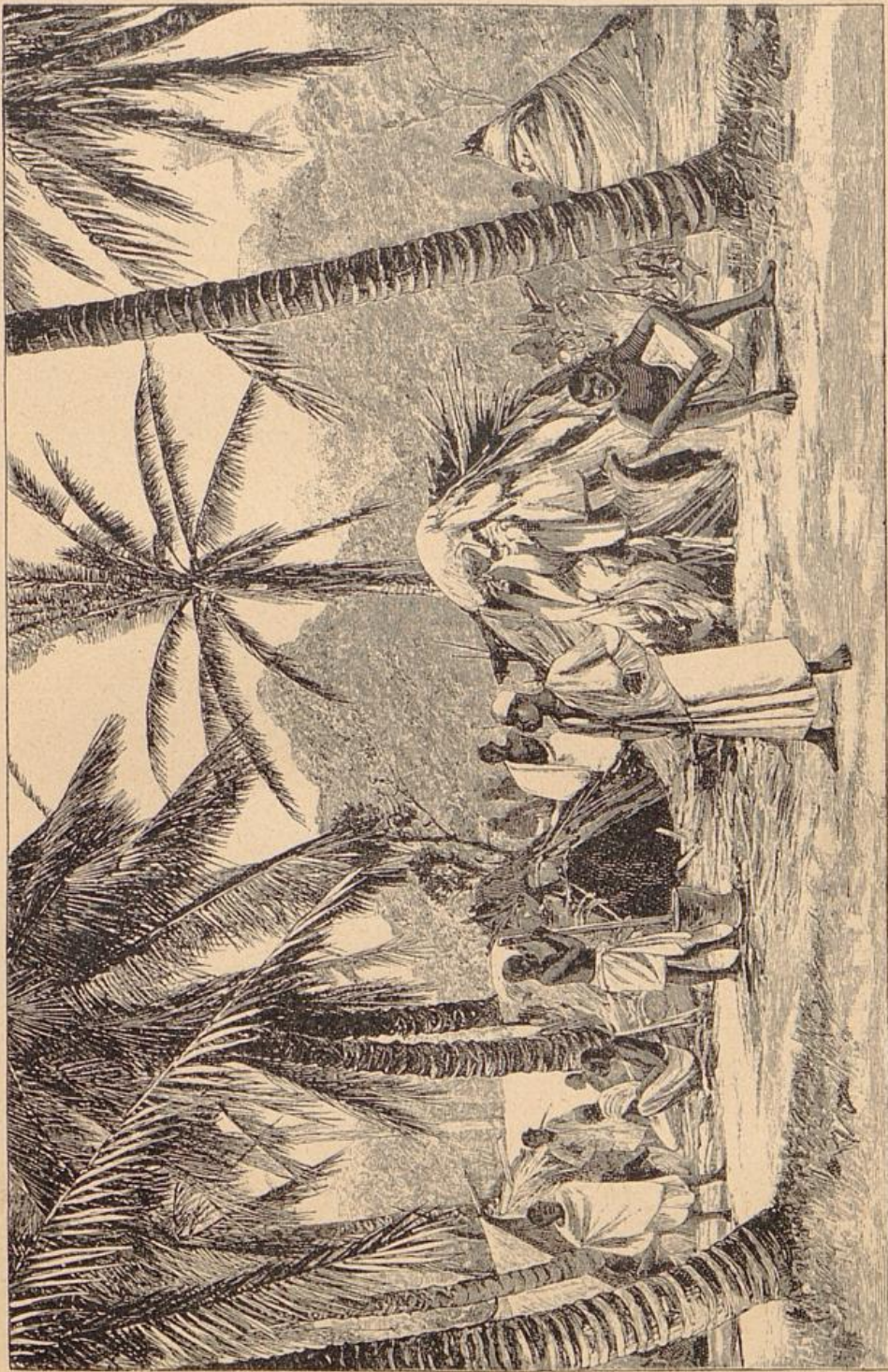
„Es war Sonntag,“ schildert D. Baumann seinen Besuch in der Anstalt, „und der wohlklingende Gesang der Missionskinder tönte aus der Kirche, so daß der alte Thürhüter, ein Türke aus Mesopotamien, meinte, ich thäte besser, erst morgen wiederzukommen, da heute Ruhetag sei. Dennoch konnte ich nach der Messe die freundlichen Patres und Laienbrüder begrüßen und wurde zu ihrem einfachen, aber

trefflichen Frühstück eingeladen. Die Missionare sind fast sämtlich aus Elsaß-Lothringen und sprechen fast alle deutsch.

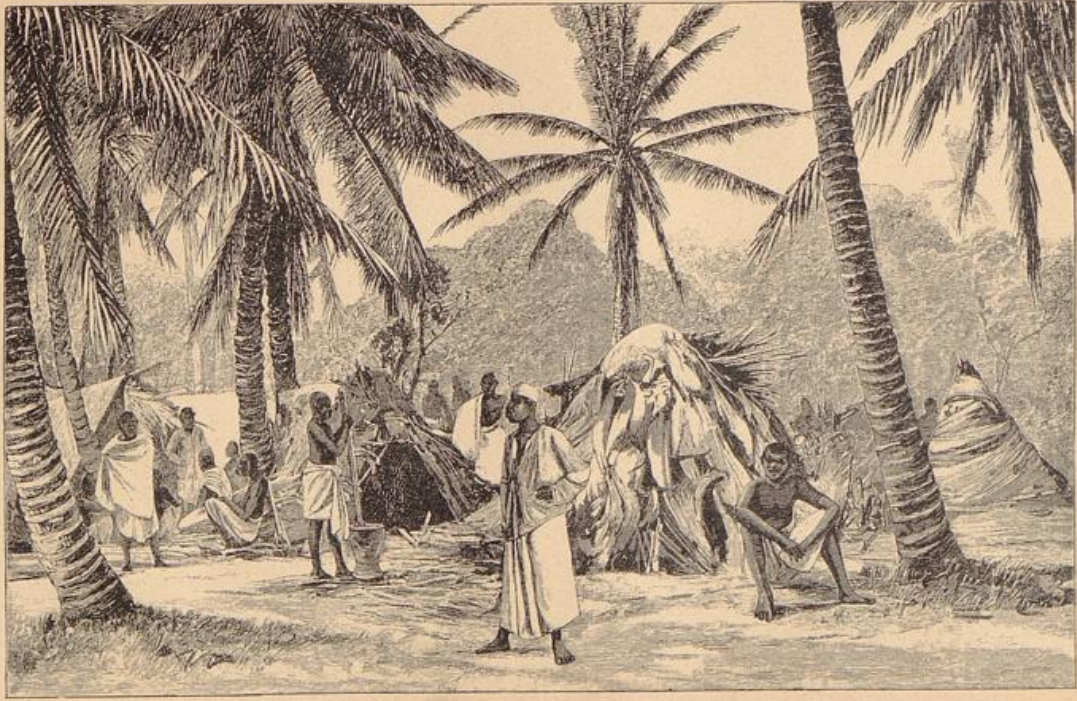
„Das eigentliche Getriebe der Mission lernte ich allerdings erst am nächsten Tage kennen, wo alles in voller Thätigkeit war. Da sieht man freilich keine feinen zierlichen Boys, wie in den englischen Missionen; die Jungen in Bagamoyo sehen an Wochentagen recht verrissen und schmutzig aus, müssen aber auch von früh bis abends tüchtig arbeiten und Criquet spielende Faulenzer sind hier gänzlich unbekannt.

„Was mit solchen Kräften unter tüchtiger, verständiger Leitung geleistet werden kann, das bezeugt die ganze große Missionsanstalt.

„Sehr interessant und lehrreich ist der Garten, welcher künstlich bewässert wird, und wo nicht nur alle Kulturgewächse des tropischen Ostafrikas gedeihen, sondern auch manche europäische und wo selbst mit Produkten ferner Tropenländer, wie Kakao und Vanille, gelungene Versuche gemacht werden. Der Friedhof, der unter Kokospalmen hinter dem Garten liegt, beweist, daß die Mission schon viele Verluste erlitten hat. Für die Unterkunft der Jungen sind lange ebenerdige Häuser errichtet worden, in welchen sie auf Holzpritschen schlafen; Matten sind aus Reinlichkeitsgründen verpönt. Die Jungen sprechen unter sich Suaheli und werden auch in dieser Sprache unterrichtet, während in den westafrikanischen Missionen der Kongregation der französische Unterricht strenge durchgeführt wird. Die Patres meinten, daß es ihnen, falls dies von der deutschen Regierung verlangt werden sollte, keineswegs schwer fallen würde, ihre Mission in eine deutsche zu verwandeln. Sie würden dann eben nur die vorgeschritteneren Jungen statt im Französischen, im Deutschen unterrichten, was um so weniger Schwierigkeiten hätte, als die Nationalität der meisten Patres ohnehin deutsch ist. Unter lebenswürdiger Führung des Priors Père Etienne besah ich dann auch den Viehpark, wo Rindvieh, Esel und zwei Strauße um ein paar prächtige Bambussträucher grasen, die Schmiede und Tischlerei, wo mit Eifer und Geschick



Lager von Südfüßlingen im Palmenhaine der Missionsstation zu Bagamoyo.



Lager von Flüchtlingen im Palmenhaine der Missionsstation zu Bagamono.

Bibliothek der
Leschalle in Bremen

gearbeitet wird, und zuletzt das Kirchlein. Letzteres ist zwar nicht sehr großartig, aber dadurch bemerkenswert, daß es ausschließlich aus dem Erlös von Insektensammlungen erbaut ist. Ähnlich wie bei den Patres sieht es bei den Schulschwestern aus, bei welchen die Mädchen erzogen werden.

„Von der vielfach auf äußeren Schein berechneten Humanitätstünche der englischen Mission war nichts zu bemerken, die Jungen werden strenge zur Arbeit angehalten und zu tüchtigen oder wenigstens arbeitsamen Menschen herangebildet. Das System ist dasselbe wie in Westafrika. Die Kinder werden als Sklaven von den Eingeborenen angekauft oder besser gesagt losgekauft und in der Mission erzogen. Hierauf werden sie untereinander verheiratet und in der Umgebung der Mission in christlichen Dörfern angesiedelt. Aus diesen werden wieder Kolonisten als Kern für christliche Gemeinden der Zweigmissionen in Nguru und Usagara entnommen.

„Abgesehen von dem reinen Bekehrungserfolg, der im Vergleich zur Masse der Bevölkerung natürlich noch kein bedeutender sein kann, ist der moralische Einfluß gar nicht hoch genug zu schätzen, den ähnliche Missionen auf den Eingeborenen ausüben. Die neuen und zweckmäßigen Methoden des Feld- und Gartenbaues, der Handwerke und Fertigkeiten, welche sie pflegen, die Erfolge, welche sie damit erzielen, die ärztliche Hilfe, welche sie bereitwillig jedem Neger gewähren, dies alles wirkt auf die Schwarzen viel stärker und nachhaltiger, als jahrelanges Predigen und Ermahnen. Welch hohe Achtung die Mission in Bagamoyo genießt, zeigte sich am deutlichsten beim jetzigen Aufstande, wo die arabischen und schwarzen Insurgenten während der wütendsten Kämpfe um Bagamoyo die nahezu wehrlose Mission völlig ungestört ließen und ihren Boden nur als letzte Zuflucht benutzten.“

Unsere Illustration auf Seite 89 führt uns die Missionare in ihrem menschenfreundlichen Wirken vor.

Diese Angaben mögen noch durch folgenden Auszug aus den Berichten Hugo Zoellers, der während der Kriegswirren die Ostküste besuchte, vervollständigt werden:

„Auf viele Kilometer langen Spaziergängen durchwandert man einen einzigen üppigen Wald von Kokospalmen, die erste auf dem Festlande von Ostafrika angelegte Pflanzung dieser Art, die aber vielfach und auch in der allernächsten Umgebung Bagamoyos zu energischer Racheiferung angepornt hat. Die ostafrikanischen Araber sind nämlich im Gegensatz zu den ausschließlich dem kaufmännischen Geschäft obliegenden ostafrikanischen Indiern große Freunde des Ackerbaues, den sie allerdings nicht selbst, sondern durch ihre Sklaven betreiben.

„Ich habe, wie gesagt, noch niemand ohne Lob über die französische Mission und ihre Leistungen sprechen hören. Und doch ist gerade die Mission von Bagamoyo auf ursprünglich höchst ungesundem Grundstück angelegt worden. Wo wir heute die üppigsten Kokos- und Drangenzpflanzungen durchwandern, hauchten früher umfangreiche Sümpfe ihre pestilenzialischen Dünste aus. Die Zahl der in der französischen Mission ausgebildeten Handwerker ist Legion. Und oft erstaunt man, in den verschiedensten Lebensstellungen Neger zu finden, die fertig französisch sprechen. Seltsamerweise sind die meisten Mitglieder dieser französischen Mission Deutsche. Da zur Zeit der Bischof de Courmont in der Mission zu Bagamoyo weilt, wird dort vorwiegend französisch gesprochen. Zu anderen Zeiten aber hört man in der Mission nichts anderes als die deutschen Mutterlaute der Missionare.“

Das Lob der Reisenden über die französischen Missionen ist ebenso einstimmig wie ihr abfälliges Urteil über die englischen. Wismann besuchte in Tabora die Station der algerischen Mission und schrieb darüber:

„Pere Haut Coeur nahm mich mit großer Herzlichkeit auf. Die drei anderen Missionare und drei Laienbrüder hatten sich mit dem den katholischen Missionen eigenen praktischen Sinn mit sehr geringen Kosten vorzüglich eingerichtet und lebten infolge ausgedehnter Gartenkultur, Feldbau und Viehzucht viel billiger und außerdem gesunder, als dies in vielen anderen Stationen von europäischen Konserven möglich ist.

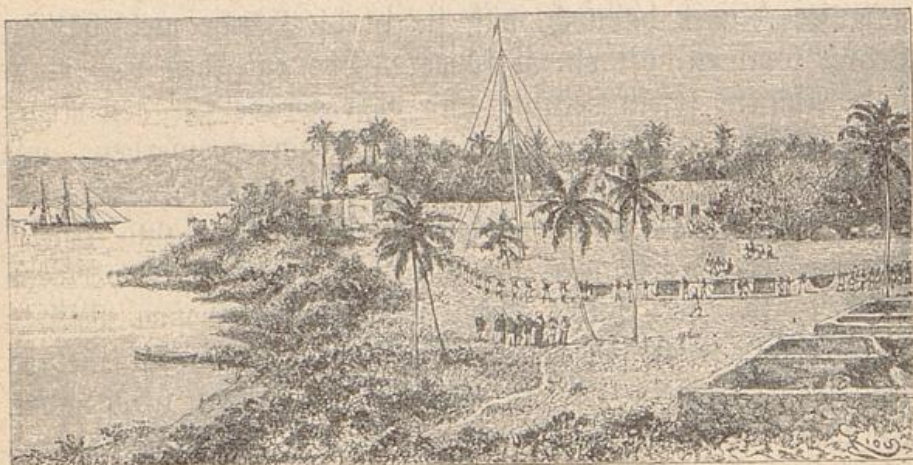
„Der große Unterschied der katholischen Missionen, die meist aus Westdeutschen und Franzosen bestehen, und den englischen evangelischen im äquatorialen Afrika besteht darin, daß erstere für Lebenszeit sich der aufopfernden Thätigkeit in dem noch für Europäer schädlichen Klima weihen, während die anderen nur für einige Jahre den schwarzen Heiden ihre Thätigkeit widmen. Katholische Missionen finden durch Ankauf von fernher gebrachten Sklaven, meistens Kindern, bald einen festen Stamm für ihre Arbeit, während evangelische nur an freiwilligen Schülern ihren hohen Beruf auszuüben suchen. Wenn man in Rechnung zieht, wie angekaufte Kinder dadurch, daß sie in die Hände wohlthätiger Lehrer kommen, oft einem schweren Los entgehen und einer notwendigen, festen Leitung und dem gerade für den Neger segensreichen gewissen Zwange unterworfen werden, wie andererseits die Klage der englischen Missionen dahin geht, daß freie Kinder durch plötzliches Fortbleiben und Unterbrechen der Beziehungen die Arbeit vieler Wochen verloren machen, ja, daß solche Schüler selbst mit großen Mitteln vielfach gar nicht zu haben sind, so muß ich für meinen Teil dem Prinzip der katholischen Missionen beipflichten. In Wahrheit spricht der großartige Erfolg, den diese letzteren schon nach kurzer Zeit aufweisen, für meine Ansicht. Von den englischen Missionen, die andere Prinzipien verfolgen und von anderen Gesichtspunkten aus die Bekehrung des Negers erzielen wollen, lernte ich später allerdings auch am Nyassa Erfolge kennen, die den hervorragendsten katholischen nichts nachgeben, aber sicher bei weitem größerer Mittel benötigen.“

Die rein deutsche Mission in Ostafrika ist augenblicklich erst in ihrer Organisation begriffen, es läßt sich somit über dieselbe kein Urtheil abgeben; mit Sicherheit können wir aber hoffen, daß auch sie neben der Verbreitung des Christentums auch für die Erziehung der Neger zur Arbeit Sorge tragen wird.

Der nächste Küstenort, dem wir uns jetzt zuwenden, ist der Sitz der deutschen evangelischen Mission Dar-es-Salaam.

Es ist der einzige unter den bisher erwähnten Orten, der einen geräumigen und sicheren Hafen besitzt; leider aber ist die Einfahrt durch Korallenriffe erschwert; die Passage des gewundenen Kanals ist für Segelschiffe gefährlich und für Dampfer von sechs Meter Tiefgang nur bei Hochwasser möglich.

Wenn Saadani eine Zeitlang Bagamoyo Konkurrenz machte, so gewann es eine Zeitlang, in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, den Anschein, als ob Dar-es-Salaam an Stelle von Sansibar treten würde. Der



Dar-es-Salaam.

Sultan Said Madschid, ein Vorgänger von Said Bargasch, hatte nämlich beabsichtigt, hierher seine Residenz zu verlegen. Es ließ hier große steinerne Bauten ausführen und pflanzte einen Wald von Kokospalmen; der letztere steht noch heute und man kann in seinem Schatten wandeln, aber die Häuser sind bis auf zwei zu Ruinen geworden. In einem derselben wohnt der Wali des Sultans, das andere hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft gemietet.

Die Stadt besteht aus drei Quartieren. Im Halbkreis um den Hafen stehen die arabischen Ruinen, unter welchen der zum Harem bestimmte schloßartige Bau noch immer sehr stattlich aussieht. Er ist leider innen so zerfallen, daß man ihn nicht einmal ohne Lebensgefahr besuchen kann. Nach

dem Lande zu haben die spekulativen Indier ihre Handelsstraßen angelegt und in jedem ihrer aneinanderklebenden kleinen Häuser einen Kramladen errichtet. Hier kaufen die Europäer für schweres Geld, was sie unter der aufgestapelten Lumpenware etwa Brauchbares finden; in den meisten Fällen freilich finden sie überhaupt nichts. Rechts und links vom Hafen schließen sich die Regervorstädte an. — So sah Dar-es-Salaam unmittelbar vor dem Aufstande aus. Inzwischen hat sich vieles geändert. Dar-es-Salaam, zu einem deutschen Waffenplatz geworden, sah Forts und neue Häuser entstehen.

Aber die Umgebung ist nicht so schön wie in Bagamoyo, hier muß erst die Kultur eingreifen. Man prophezeit Dar-es-Salaam eine Zukunft; die Zukunft wird es lehren, ob die Prophezeiung richtig ist.

Verlassen wir hier jedoch die Küste und dringen wieder weiter ins Innere vor. Wir nehmen Bagamoyo zum Ausgangspunkt, um auf der besuchtesten Karawanenstraße Land und Leute kennen zu lernen.

Nach Usagara.

Der Weg von Bagamoyo nach Mpwapwa führt zunächst durch Ukwere, ein Savannenland, das im großen und ganzen recht armfelig ist. Nur in der unmittelbaren Nähe der nicht zahlreichen Dörfer findet man Kulturen, sonst dehnt sich überall die Wildnis aus, die mit ihren starren Gräsern und stacheligen Büschen oft den Marsch bedeutend erschwert. Die Wege bestehen in ausgetretenen Pfaden, über die vielen Bäche führen keine Brücken, alles muß durchwaten werden . . . vom Transport der Waren auf der Achse kann hier keine Rede sein. Gleich hinter Bagamoyo beginnt die zentralafrikanische Wildnis.

Erst wenn man sich der Landschaft Ukami mit ihren 800 bis 2000 Meter hohen Bergen nähert, wird an dem Flusse Gerengere und jenseits desselben das Vegetationskleid ein freundlicheres, bis der Reisende in dem fruchtbaren Thale von Simbamveni die gleichnamige Stadt erreicht.

Der erste Anblick der ummauerten, am westlichen Fuße des Urugurugebirgs gelegenen Stadt mit ihrem schönen üppigen Thal, das von zwei Flüssen und mehreren durchsichtigen Bächen, die von den tau- und wolkenreichen Höhen herabrieselt, bewässert wird, ist nach Stanleys Schilderung derartig, wie man ihn nicht im östlichen Afrika finden zu können glaubt. Die Stadt kann eine Bevölkerung von etwa 3000 Menschen zählen, da sie ungefähr 1000 Häuser hat. Die Häuser sind charakteristisch afrikanisch, aber in dem besten Stil erbaut. Die Befestigungen sind nach arabisch-persischem Muster angelegt und vereinigen arabische Zierlichkeit mit persischer Planmäßigkeit. Die Befestigungen von Simbamveni sind aus Stein, die von zwei Reihen Schießscharten für Musketen durchlöchert sind. Der Flächeninhalt der Stadt beträgt ungefähr eine halbe Quadratmeile und bildet ein Viereck. Jede Ecke wird von wohlgebauten Seitentürmen geschützt; vier Thore, von denen je eins einer Himmelsrichtung entspricht und sich in der Mitte zwischen zwei Türmen befindet, vermitteln die Verbindung mit der Umgegend. Diese Thore werden von festen quadratischen Thüren verschlossen, welche aus afrikanischem Teackholz bestehen und mit Schnitzwerk von unendlich feinen komplizierten arabischen Mustern geschmückt sind. Der Palast des Sultans ist in dem an der Küste üblichen Stil gebaut, hat ein langes, sanft absteigendes, stark vorspringendes Dach und eine Veranda an der Front.

Die Stadt wurde vor etwa 50 Jahren von Kisa-bengo, einem Angehörigen der Waseguha, gegründet. Von niedriger Abkunft, zeichnete er sich aus durch seine persönliche Kraft, seine Redebegabung, seine kurzweilige und gewandte Sprache, wodurch er sich einen großen Einfluß auf flüchtige Sklaven zu verschaffen wußte und insofgedessen er von ihnen zum Anführer erwählt wurde. Vor gerechten Strafen, die er von dem Sultan von Sansibar zu erwarten hatte, fliehend, kam er in Ukami an, welches damals von Ukwere bis Usagara reichte und hier begann er die Laufbahn eines Eroberers, deren Resultat darin bestand, daß die Wakami

ihm einen großen Strich fruchtbaren Landes in dem Thal des Gerengere abtraten. An dem festen Punkte, wo der Fluß dicht unter den Mauern hinsießt, baute er seine Hauptstadt und nannte sie Simbamveni, was Löwenstadt bedeutet. Im Greifenalter gab der glückliche Räuber und Sklavenfänger seinen Namen Kisabengo auf, durch den er so berüchtigt geworden war, und nannte sich Simbamveni nach seiner Stadt. Auf seinem Totenbette befahl er, daß seine älteste Tochter ihm folgen solle und gab ihr auch den Namen der Stadt.

Die Löwenfürstin verheiratete sich mit einem Manne Namens Mwane Gomera, aber sie trennte sich von demselben und verlegte ihren Wohnsitz nach dem benachbarten Mohale. In Simbamveni residirt jetzt einer ihrer Brüder, Kingo Mdogo. Früher wurde hier den durchziehenden Karawanen ein bedeutender Tribut erpreßt. Die Macht der Sultanin ist aber seit lange sehr gering geworden. Schon Cameron marschierte im Jahre 1873 mit fliegenden Fahnen durch die Stadt, ohne ein Stück Zeug zu zahlen.

In der Nähe von Simbamveni liegt in Mrogoro eine Zweigmiffion von Bagamoyo. Die Station wurde im Dezember 1882 von Pater Karl Gommensinger gegründet. Im Jahre 1884 brannte sie nieder, wurde aber wieder aufgebaut. Mit elsässischer Zähigkeit mußte der Missionar alle Schwierigkeiten zu überwinden, und als im Jahre 1888 Dr. Junker, von dem Nilgebiete kommend, die Station besuchte, konnte er ihr das beste Lob ausstellen und rühmte ihre wunderschöne Lage, ihre prächtigen Obst- und Gemüsegärten, sowie ihre Viehherden, die hier gediehen.

Hinter Simbamveni erwartet den Reisenden eine der unangenehmsten Schwierigkeiten der Reise. Hier wälzt der Makata seine Fluten dem Wami zu und bildet einen breiten Sumpf, dessen Passage mit vielen und größten Unannehmlichkeiten verbunden ist. In seinem Werke: „Wie ich Livingstone fand“ schildert Stanley ausführlich diese Gegend. Zunächst mußte er sich durch brusttiefe, mit reißendem Wasser gefüllte Gräben hindurcharbeiten und er und seine Leute

wateten dann bespritzt und bisweilen halb schwimmend durch Kot, vom Wasser triefendes Gras und Matamahalm wandelnd längs des linken Ufers des eigentlichen Makata, bis ein Weitergehen für diesen Tag verhindert wurde durch eine tiefe Krümmung des Flusses, über die sie erst am nächsten Tage setzen konnten. Obwohl an diesem Tage nur sechs englische Meilen zurückgelegt worden waren, hatte der Marsch zehn Stunden gedauert.

„Halb tot vor Strapazen,“ erzählt der Reisende, „war ich doch glücklich, daß dieselben kein Fieber hervorgerufen hatten, dem man fast nur durch ein Wunder entgehen zu können schien. Denn unter allen mit Wechselfieber heimgesuchten Gegenden nimmt die Makatawildnis den ersten Rang ein. Der bloße Anblick der triefenden, in dichten Nebel gehüllten Wälder, des überschwemmten Landes, der langen Schwaden von Tigergras, die durch die trüben Fluten zu Boden gedrückt waren, der Hügel von faulenden Bäumen und Rohrmassen, des angeschwollenen Flusses und des weinenden Himmels war genügend, um das Fieber zu erzeugen. — —

„Der Makata, ein Fluß, der in der trockenen Jahreszeit nur 40 Fuß breit ist, bekommt in der Masifazeit die Breite, Tiefe und Gewalt eines bedeutenden Stromes. Wenn die Regenzeit ungewöhnlich stark ist, so überflutet er die große Ebene, welche sich zu beiden Seiten erstreckt, und verwandelt sie in einen gewaltigen See. — —

„So rasch floß der Makata und die unsichere darüber führende Brücke, die halb im Wasser vergraben war, gefährdete so sehr unser Eigentum, daß der Transport desselben von einem Ufer zum andern volle fünf Stunden in Anspruch nahm. Kaum hatten wir alles auf der andern Seite, vom Wasser unbeschädigt, abgeladen, als der Regen in Strömen herunterfloß und alles so durchnäßte, als ob es durch das Wasser geschleppt worden wäre. Durch den Sumpf, den ein einstündiger Regen gebildet hatte, weiter zu ziehen, war absolut unmöglich. Daher waren wir gezwungen, an einem Orte zu kampieren, wo jede Stunde uns neue Plagen bereitete. — —

„Der 1. Mai fand uns, wie wir uns durch Schlamm und Wasser des Makata mit einer Karawane durchschlugen, welche körperlich von den Anstrengungen krank war, die das Uebersetzen durch so viele Flüsse und das Waten durch Sümpfe verursacht hatten. Dreißig Meilen lang zog sich von unserem Lager aus die Makataebene, ein ausgedehnter Sumpf, dahin. Das Wasser stand daselbst durchschnittlich einen Fuß hoch; an manchen Orten gerieten wir in Löcher von drei, vier und selbst fünf Fuß Tiefe hinein. Pitsch-patsch, pitsch-patsch waren die einzigen Töne, welche wir vom Anfang unseres Marsches an hörten, bis wir die Bomas fanden, welche die einzigen trockenen Flecken längs der Marschlinie einnahmen. Diese Art Arbeit dauerte zwei Tage, bis wir den Rudewafluß erreichten.“ Noch ein Marsch von drei Stunden durch vier Fuß tiefes Wasser und endlich lag der Makatasumpf hinter den Reisenden, von denen viele an der Ruhr erkrankten.

Stanley zog durch Usagara während der Masika. Zur Trockenzeit ist das Landschaftsbild ein anderes.

„Wir stecken noch immer im Usagaragebirge,“ schreibt Dr. Böhm in seinen Briefen, „im Thale des Mukondokwa, der hier schon viel kleiner ist und da und dort rauschend über Granitfelsen fällt. Zur Masika oder Regenzeit muß er kolossal viel Wasser führen, da er meist im tief ausgehöhlten Bette fließt, und doch der Schilfgrund der Umgegend verrät, daß er noch zu seinem Ueberschwemmungsgebiete gehört. Wie oft sind wir durch tiefgelegene Ebenen voll zwei bis drei Mannshöhen erreichendem Schilf gezogen, die jetzt völlig trocken liegen, dann aber nichts als einen einzigen Sumpf bilden, wie oft auch durch ganz ausgetrocknete, aber sehr tiefe Chors gegangen oder durch höchstens knietiefe Ströme gewatet, die sämtlich dann ebenso reißend als breit und grundlos sind. Wir sind tagelang durch die weiten Ebenen des Makata gezogen, in denen nur halbversengte Borassuspalmen und dürstige Mimosen Ruhepunkte für das Auge bilden. Jetzt war alles Gras verdorrt und gelb, oder das Feuer hatte nichts als eine kohlen schwarze Fläche hinterlassen, in der hie und da umgestürzte Bäume mitten im

Haufen schneeweißer Holzasche glimmten und rauchten, während abends der Himmel rot von Waldbränden war und man die Flammen wohl auch in langen, flackernden Linien durch die Waldrücken oder an den Bergeshöhen lohen sah. Und das alles, wo jetzt das Wasser zum kostbaren Artikel geworden ist, dann nichts als eine endlose Wasserfläche, wo Mensch und Tier an Entkräftung und Erkrankung zu Grunde geht. Freilich muß der Anblick der üppigen grünenden Wälder mit ihren Bergbächen und Wasserfällen, wie ihn Stanley beschreibt, schöner sein als jetzt, wo vielfach trockenes Geäst und Lianen das Immergrün der Akazien, Mimosen und Palmen ersetzen, aber das Nützliche ist dem Angenehmen doch auch hier sehr entschieden vorzuziehen."

Von den Hügeln, die man jenseits des Makatajumpses ersteigt, genießt man einen großartigen Anblick auf das unmittelbar nach der Regenzeit in frischer Vegetation prangende Makatathal mit seinen raschen Bächen, die wie Silberbänder aussehen, wenn die Sonne auf die unbeschatteten Wasserläufe scheint. Tausende von anmutigen Palmen vermehren den Reiz der Landschaft, und der große Wall der durch ihre Höhe und Ausdehnung erhabenen mattblauen Uruguru- und Uswapangagebirge bildet einen geeigneten Hintergrund für eine so ausgedehnte Aussicht.

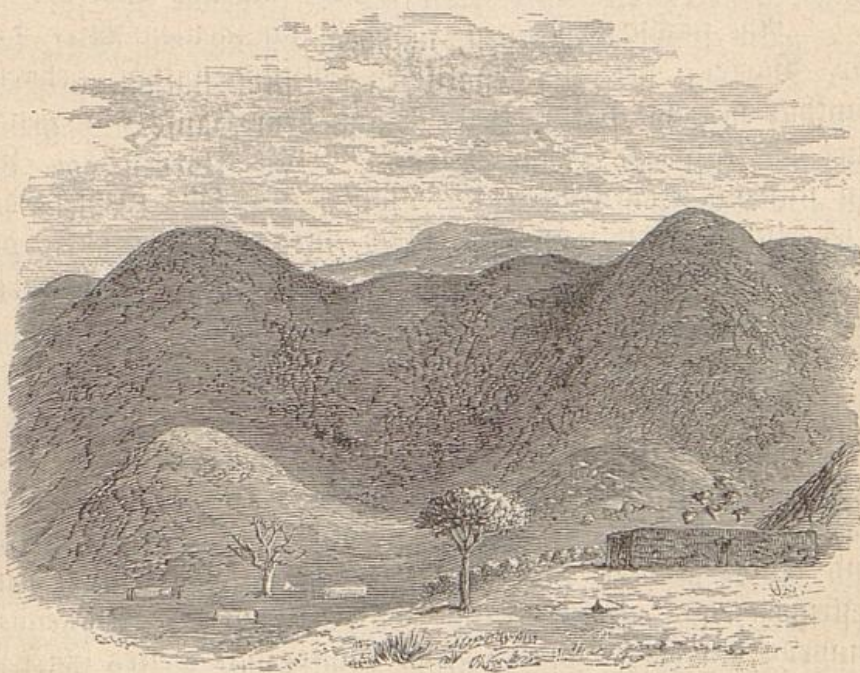
Nach Westen blickend findet man sich in einer Gebirgswelt, in welcher sich Bergspitze hinter Bergspitze, Einschnitt hinter Einschnitt und Gebirgskegel hinter Gebirgskegel zeigt. Nach Norden, Westen und Süden rollen die Gebirgsspitzen wie Glaswogen; in der ganzen Landschaft ist alsdann kein einziger durrer oder verbrannter Flecken sichtbar. Das Diorama bietet keine plötzlichen Wandlungen oder schlagenden Kontraste dar; sondern ein einziger Wald von grünen Bäumen bekleidet sämtliche Bergspitzen, Kegel und Gipfel.

So bietet sich nach der Regenzeit die Gebirgsgegend von Usagara den Blicken des Reisenden dar.

Später wird jedoch die Landschaft wieder öder, bis die Karawane an den elenden Dörfern und dem wenig malerischen See Ugombo vorüber Mpwapwa erreicht.

Mpwapwa.

Mit dem Namen Mpwapwa wird eine Ebene an dem Westabhange Usagaras, am Rande der Waldregion, bezeichnet, welche diesen Distrikt von dem Plateau von Ugogo trennt. In den kleinen Dörfern und den einzelnen zerstreuten Gehöften lebt eine ziemlich starke Bevölkerung, mit Feldbau und Viehzucht beschäftigt. Die Lebensmittel sind hier reichlich vor-



Ansicht von Mpwapwa.

handen und billig. Die Karawanen ruhen darum hier aus, um sich zu stärken für den Marsch durch die öde Marenga Mkali und das unwirtliche Ugogo.

„Nein, bleiben Sie lieber hier,“ sagte der alte Araber Scheith Tani zu Stanley, als dieser weiter ziehen wollte, „gönnen Sie Ihren ermatteten Tieren Ruhe; sammeln Sie so viel Bagasi als Sie können. Füllen Sie sich voll mit frischer Milch, süßen Kartoffeln, Rindfleisch, Hammelfleisch, geklärter Butter, Honig, Bohnen, Matama (Gerste) und

Müssen; dann Inſchallah! wollen wir zuſammen ohne Aufenthalt nach Ugogo gehen!"

Seitdem die Araber ihre Züge ins Innere ausdehnten, war Mpwapwa ein ſoſagen idealer Lagerplatz der Karawanen und hatte eine aus verſchiedenen Stämmen gemiſchte Bevölkerung. 1870 kamen hierher, von Wilſon geführt, engliſche Miſſionare und gründeten eine Station. Im Jahre 1883 pochte an der Thür derſelben Wißmann, auf der Durchquerung des Kontinentes heimkehrend, und widmete ſeinen gaſtfreundlichen Wirten ſpäter folgende Worte:

„Am nächſten Morgen, nachdem ich meinen Wirt, den Dr. Baxter, der zur engliſchen Miſſionsstation gehörte, dankbar begrüßt hatte, trat ich aus dem Hauſe und genoß eine überruſchend ſchöne Ausſicht. Im Norden zog ſich ein finſterer Höhenrücken hin, hinter dem die Gebiete der kriegeriſchen Maſſai liegen. Nach Weſten und Süden bot ſich ein liebliches Bild. Ueber gewaltigen Sykomoren blickten weiße Zelte und Hütten eines Lagers hervor und mehrere Dörfchen, von grünen Wäldern umgeben, bedeckten die Hänge der Erhebung, welche Mpwapwa, die Miſſionsstation, krönte. Ein großes Hauſe, aus Steinen aufgebaut, mit ſchönen kühlen Räumen, war das auffallendſte Gebäude. Eine kleine Kirche, das Wohnhaus meines Wirtes und einige Häuſer für die Dienerschaft, waren alle weiß geſtrichen, gut gehalten und machten einen wohlthuenden Eindruſ. Mehrere andere große Häuſer mit weiten Gärten, die zwei Herren der Miſſion mit ihren Frauen bewohnten, lagen in einer Einbuchtung des Bergrückens im Norden. — Alle Europäer hier ſahen geſund und friſch aus und man rühmte das gute Klima ungemein.“

Sechs Jahre darauf kam Wißmann wieder nach Mpwapwa, aber nicht als Forschungsreiſender, ſondern an der Spitze einer Abteilung ſchwarzer Soldaten, von deutſchen Offizieren begleitet. Sein Erſcheinen in dieſer Gegend bedeutete den erſten größeren Erfolg deutſcher Waffen. Die Straße nach Bagamojo, welche Buſchiri bis dahin unſicher gemacht hatte, wurde geöffnet und in Mpwapwa ein Fort

errichtet, in welchem unter einem deutschen Offizier zum Schutz der Karawanen eine Besatzung Quartier nahm. Hier empfing Wiszmann die ersten Nachrichten von Emin und Stanleys Heimkehr; und nicht lange darauf kam der lange Zug der Wangwana und Ägypter nach Mpwapwa und diese heimkehrenden afrikanischen Helden waren die ersten, welchen die neue Besatzung Schutz gewährte und die sie zur Küste geleitete!

Dies mag uns allein die Wichtigkeit dieses Ortes andeuten. In Mpwapwa begegnet man zuerst der Tembe, einer besonderen Art von Häusern, die weit in Zentralafrika verbreitet ist.

Die Tembe wird hier sehr leicht gebaut. Sie ist viereckig und um die vier Seiten eines Hofes gereiht, nach welchem sich alle Thüren öffnen. Sie besteht aus zwei parallel laufenden Wänden, die durch Querwände in kleinere Räume geteilt und mit einem fast flachen, nach vorn etwas aufsteigenden Dache bedeckt sind. Die Rückseite jedes Gemaches ist von Löchern durchbohrt, welche zur Beobachtung und Verteidigung dienen. Die Wände bestehen nur aus einer Reihe dünner Stöcke, die mit Lehm beworfen sind.

Jedes Gemach der Tembe enthält eine Familie von erwachsenen jungen Leuten beiderlei Geschlechtes, die sich ihre Betten aus gegerbten Häuten auf den Boden machen. Nur der Vater der Familie hat eine Kitanda oder feste Schlafstelle, die aus einem mit Ochsenhaut bespannten Gestell oder aus der Rinde des Myombaumes hergestellt ist. Der Boden besteht aus glatt verstrichenem Lehm, ist sehr schmutzig und riecht stark nach den abscheulichsten Dingen. In den Winkeln befinden sich an den Balken die schönen luftigen Wohnungen der schwarzen, gewaltig großen Spinnen und anderer Ungeheuer von Insekten. Eine besondere langköpfige, dunkelfarbige Gattung Ratten sucht jedes Tembe heim. Kühe, Ziegen und Schafe sind die einzigen Tiere, denen es gestattet ist, in der Tembe zu wohnen. Die Pariahunde haufen außerhalb der Tembe bei dem Vieh.

Der Feldbau der Bewohner von Mpwapwa umfaßt

Mtama oder Hirse, Mhindi oder indisches Korn, Mwere, eine kleine Kornart, die Büschel trägt wie die Binsen (das arabische Duhn), und Kürbisse.

Die Gegend von Westusagara ist auch reich an Tieren. „Wild gab es in Menge,“ berichtet Wilson, „wir trafen auf Herden von Zebras und Antilopen, und der Boden zeigte zahlreiche Fährten von Giraffen, Büffeln u. s. w.; hier sah ich zum erstenmal in Afrika Elefanten und rechts vereinigte sich das Gebrüll der Löwen, das scharfe Bellen der Füchse und das klagende Geheul der Hyänen zu einem wunderbaren Schlummerlied, das vollkommen zu unserer Umgebung stimmte. Strauße sahen wir in der Gegend nicht.“

Die Gegend ist auch reich an Leoparden. Als Wilson eines Abends plaudernd in einem der Zelte saß, schlich sich ein solcher zu einer etwa 50 Schritt entfernten Tembe, in deren Wand sich ein Loch befand, griff durch und schlug die Krallen in den Hals der Ziege, wurde aber, als er sie herauszerren wollte, von einigen Herankommenden verschreckt.

Hier in Mpwapwa findet auch der Jäger seine Rechnung und so möchten wir hier ein interessantes Kapitel einschalten, welches eine Löwenjagd des späteren Reichskommissars Wismann schildert. Er selbst erzählt darüber in seinem Werke „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika“:

„Wir bezogen Lager an der dicht am Wasser gelegenen kleinen Waldparzelle, um gegen Morgen zum Wasser tretendes Wild bequem zu Schuß zu bekommen. Gegen Mitternacht wurde ich durch ein tiefes, dumpfes Grollen aus dem Schlafe geweckt. Der Halbmond sandte schwaches Licht auf die afrikanische Landschaft. Der Spiegel des kleinen Sees war in flimmernder Bewegung von dem Spiel der Tausende von Fischen. Alles ringsum war wieder still und schon glaubte ich mich geirrt zu haben, als abermals derselbe dumpfe Ton ganz dicht bei uns erklang. Ich stieß den Führer an, und dieser meinte, daß Büffel die Urheber des Geräusches seien, die zum Wasser träten. Ich band nun ein Lappchen weiße Leinwand über das Korn meiner Büchse

und setzte mich an, um die Büffel zu erwarten. Da plötzlich brachte ein gewaltiges, rauhes, tiefes „Uh“ im Lager alles auf die Beine. Noch einigemal wiederholte sich das wie aus heiserer Kehle dringende Stoßgebrüll, bald folgten sich die Töne schneller, wurden weniger abgerissen, und die erschütternden Laute wuchsen sich überpolternd zum donnernden Gebrüll des Löwen. Dicht hinter dem Gebüsch, in dem wir lagerten, mußte der Gewaltige, im Begriff zum Wasser zu treten, unsere Anwesenheit bemerkt haben, und hatte drohend seine dröhnende Stimme erhoben.

„Alles hatte Gewehre ergriffen; vom Ausschüren des Feuers hielt ich die Leute ab und einen Augenblick erwarteten wir gespannt sein Erscheinen. Alles blieb still. Diese Gelegenheit, dem edelsten Wilde entgegenzutreten, würde wohl die letzte in Afrika sein, so überlegte ich und beschloß, den Löwen aufzusuchen. Ich nahm die mir von Doktor Baxter geliehene schwere Doppelflinte, gab Humba die meinige und den Befehl, mir behutsam dicht zu folgen. Im Schatten des Gebüsches schlichen wir uns hin, meine Begleiter blieben nach und nach zurück. Ich war so aufgeregt, daß mir das Herz zum Halse hinaus zu schlagen schien, mein Gaumen war ganz trocken. Ich schlich behutsam weiter, da meine Leute auf mein Winken nicht folgten und trat heraus aus dem Schatten in das vom Monde hell beschienene, hüftenhohe Gras der Wiese. Einige Momente hielt ich, um tief Atem zu schöpfen und mich umzuschauen. Meine Leute waren nicht mehr zu sehen; ich überlegte mir kurz die Chancen, die ich bei diesem schlechten Lichte, bei dem hohen Grase, aus dem ungesehen das Raubtier jeden Augenblick auf mich springen konnte, hatte. Sollte ich dicht vor der Kiste, dicht an meinem letzten Ziele unter so schlechten Aussichten dem gewaltigen Tiere entgegentreten? Ich wurde für einige Momente wankend, dann aber zog es mich wieder wie mit Ketten vorwärts. Noch einige Schritte machte ich, da plötzlich bewegte sich dicht vor mir das Gras. Ein gewaltiger Kopf, vom Mond beschienen, völlig weiß erscheinend, wurde sichtbar und ein leises Knurren vernehmbar. Ich stand wie an-

gewurzelt und auch der Löwe ca. 15 Schritt vor mir stand unbeweglich, nur ein leichtes Wedeln mit dem Schweif war zu bemerken. Meine Aufregung legte sich, denn ich hatte den Gegenstand derselben vor mir und ganz ruhig hob ich langsam den Kolben in die Schulter. Ich hielt mitten auf den Kopf, drückte ab und riß die Büchse nieder, um den Erfolg zu sehen. Mit furchtbarem Gebrüll fuhr der Löwe kurz herum und war mit zwei weiteren Sägen ins Gras verschwunden. Ich stand noch immer und hatte in dem Moment der Erwartung dessen, was folgen konnte, ganz meinen zweiten Lauf vergessen. Meine beiden Leute kamen nun heran und waren erstaunt, sie wie ich, daß der Löwe flüchtig geworden war. Sie hatten gedacht, als gleich nach dem Schusse das Gebrüll erfolgte, ich sei niedergeworfen, und wunderten sich über den matten Knall der schweren Büchse. Auch mich frappierte der Umstand, daß der Rückstoß beim Schusse kaum zu merken gewesen war.

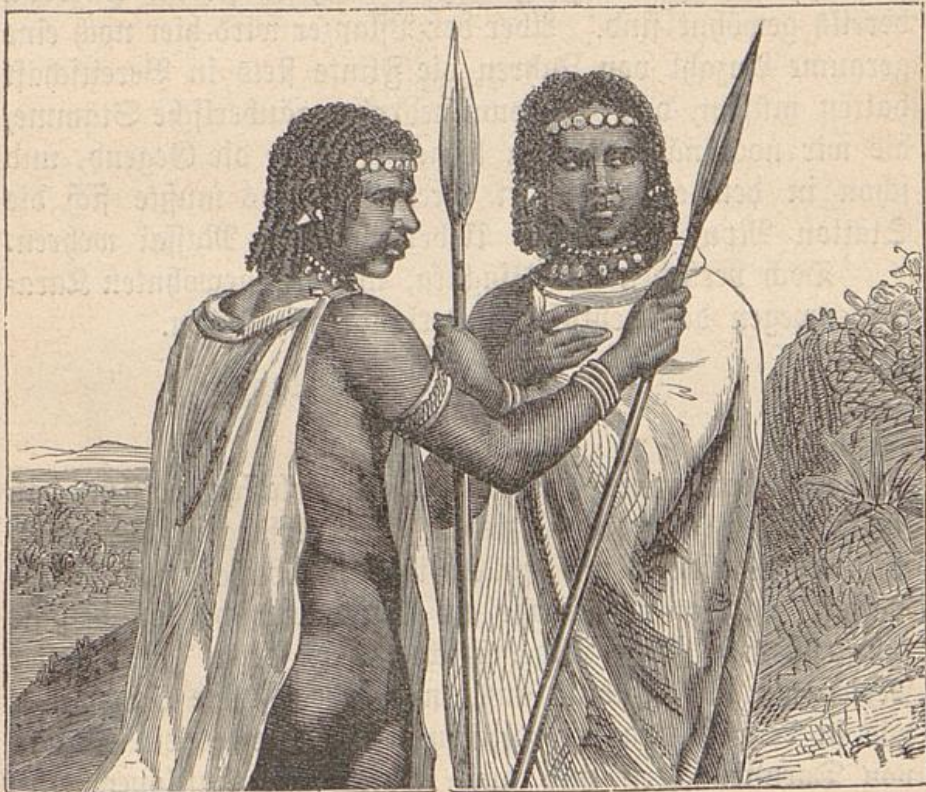
„Im Lager angekommen, glaubte man, ich sei sehr weit gewesen, da man den Knall des Gewehres nur dumpf vernommen hatte. Ich untersuchte nun die Munition und fand, daß die meisten Patronen feucht geworden waren, wahrscheinlich beim Fischen gestern abend, wobei ich bis über die Hüften im Wasser gestanden hatte. Der schwache Knall ließ mich vermuten, daß das Geschos wegen des etwas feuchten Pulvers den Löwen vielleicht nur matt getroffen hatte. Am andern Morgen beim ersten Tageslicht fanden wir nichts auf der harten Anschußstelle, trafen aber später am Rande der Wiese an einer feuchten Stelle des Löwen mächtige Spur und etwas Schweiß, der sich bis zu einem Dornendickicht, in das der Angeschossene eingedrungen war, vermehrte. Zu folgen in das dichte stachelige Gebüsch war nicht möglich und der Löwe war verloren.“

So verlief Reichskommissar Wismanns Löwenjagd in Deutsch-Ostafrika.

* * *

Die Originalausgabe dieses Buches ist im Besitz der
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Trotz seiner landschaftlichen Reize eignet sich Usagara nur an wenigen Stellen zum Plantagenbau. Die Stationen sind aber wichtig als Knotenpunkte der Karawanenwege; denn der Hauptwert von Deutsch-Ostafrika liegt nicht in den Küstenländern, sondern in dem Hinterlande, in das man durch Mpwapwa eintritt. Immerhin können sich hier die



Junge Wasagara.

Stationen halten, sie werden, wie das durch das Beispiel der französischen Mission erwiesen ist, für eigenen Bedarf genug erbauen können; vor allem aber eignet sich West-usagara zur Gründung von Viehzucht- und Jagdstationen. Gegenwärtig exportiert das Land so gut wie gar nichts, und dieser Zustand wird wohl noch längere Zeit andauern.

Der Grundzug der Bevölkerung von Usagara ist gut. Von Anlage sind die Leute offen, freundlich und tapfer. Sie haben aber viel von den Arabern zu leiden gehabt

und sind dadurch mißtrauisch geworden. Und mit Recht, denn die Zeiten sind noch nicht lange vorüber, wo ihre Dörfer von menschenraubenden Horden niedergebrannt wurden und sie sich gezwungen sahen, die freundlicheren Thäler zu verlassen und im Gebirge Zuflucht zu suchen. Unter einer starken Regierung, die ihnen Schutz gewährt, werden sie wohl für die Kultur zu gewinnen sein, da sie an Ackerbau bereits gewöhnt sind. Aber der Pflanzler wird hier noch eine geraume Anzahl von Jahren die Flinte stets in Bereitschaft halten müssen, denn ringsum bedrohen räuberische Stämme, die wir noch näher kennen lernen werden, die Gegend, und schon in den ersten Zeiten ihres Bestehens mußte sich die Station Mpwapwa gegen Uebergriffe der Massai wehren.

Doch verlassen wir Usagara, um auf gewohnten Karawanenwegen das deutsche Hinterland aufzusuchen.

Ugogo.

Die Karawanen, die Mpwapwa verlassen, wissen, daß sie in kein Gelobtes Land ziehen. Sie versorgen sich reichlich mit Lebensmitteln und füllen ihre Kalebassen mit Trinkwasser. Ja, es ist beinahe ein Wüstenmarsch, auf den sie sich rüsten. Zwei Tagemärsche lang dehnt sich hinter Mpwapwa eine Wildnis aus, in der zwar keine Sanddünen wie in der Sahara sich aufstürmen, in der es ein Dickicht von Dornsträuchern und auch Zebras und Antilopen gibt, in der aber die Brunnen von bitteren Quellen gespeist werden. Alle Bäche sind während der Trockenzeit versiegt und nicht allein der Durst lauert hier den Reisenden auf; diese Wildnis ist das Stelldichein von allerlei Raubgesindel. Vom Norden her kommen die Massai, vom Osten die Räuber der Wasagara in die Marenga Mkali; der Süden entsendet die Raubritter der Warori und vom Westen her kommen die Wagogo hierher. Alle haben dabei nur den einen Zweck im Auge, die Karawanen im nächtlichen Dunkel zu überfallen und sie zu plündern, die Räuber verschwinden in dem Dunkel der Nacht und in den unzugänglichen Dschungeln.

Es ist fast immer unmöglich, festzustellen, wer sie waren, und also auch unmöglich, irgend ein Dorf dafür zu züchtigen. So kommen allwöchentlich Plünderungsversuche vor und selbst Karawanen so mächtiger Händler wie Tippu-Tib werden nicht verschont; auch er hat in der Marenga Mfali Sklaven, Elfenbein und Vieh eingebüßt.

Darum marschiert man durch diese bittere Wüste dicht aufgeschlossen und mit geladenem Gewehr. Aber auch jenseits



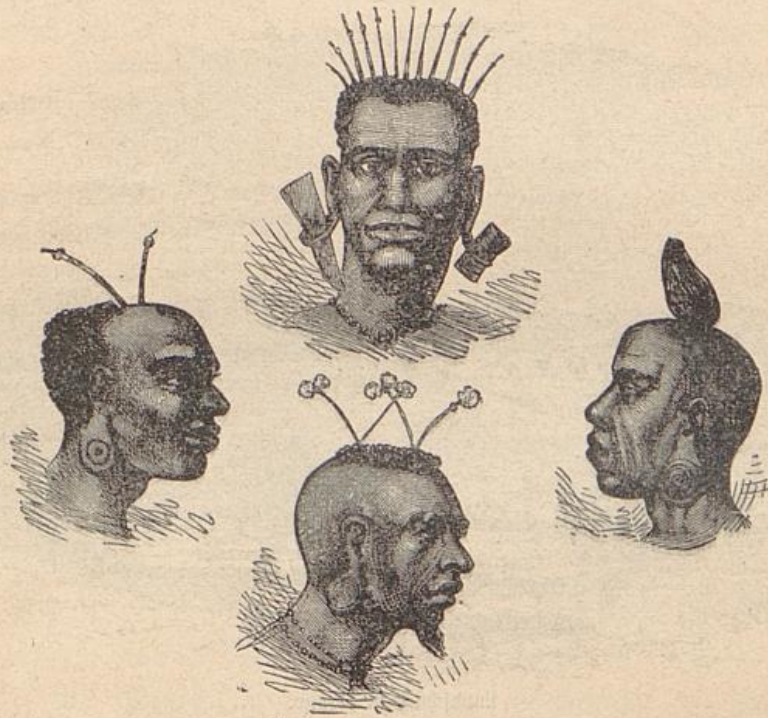
Landschaft in Ugogo.

derselben winkt dem Reisenden kein freundliches Land. Hier liegt Ugogo. „Es ist das häßlichste, ärmste, ungastlichste Land, das ich in Afrika kennen lernte,“ äußert sich Wissmann über dasselbe. „Von 1400 Meter Höhe im Westen senkt es sich bis zu 900 Meter nach Osten ab und bildet so den ersten Abfall von der Wasserscheide des äquatorialen Afrika nach Osten.“

„Beim allgemeinen Charakter der Ebene, die nur von vereinzelt nackten, mit Granitgeröll bedeckten Höhen unterbrochen wird, zeigt es hervorragend Steppenlandschaft. Wenig krüppelhafte Bäume, viel dorniges Gebüsch und spärlich

feines Gras entspriest dem sandigen Boden. In der sieben Monate dauernden Trockenzeit ist alles dürr. In Senkungen, die in der Regenzeit bewässert sind, wächst der Baobab, der Elefant der Flora, und steht in der Trockenzeit in Lachen und künstlich aufgehaltenen Brunnen, in allen Farben des Regenbogens schillerndes, warmes schlechtes Wasser."

Rauh und ungestlich wie ihr Land sind die Bewohner. In jedem Dorfe wird von der Karawane Gongo, Durch-



Köpfe von Eingeborenen.

gangszoll, verlangt, an jedem Brunnen, an jedem Teiche stehen Bewaffnete als Wachen; denn hier muß jeder Topf Wasser bezahlt werden. Und die Händler müssen sich diesen Erpressungen fügen.

Vor etwa zwanzig Jahren hatte ein Araber, tapferer aber wie die Folge lehrte, nicht weiser als seine Landsleute, beschlossen, sich durch Ugogo durchzuschlagen, ohne Tribut zu zahlen; er hatte zu diesem Zwecke an 900 Mann zusammengebracht und seine Absichten auch offen erklärt.

Die Wagogo erwarteten seine Ankunft aber gar nicht;

sie verschütteten die Brunnen, verbrannten ihre Häuser nebst allem, was sie nicht forttragen konnten und zogen sich mit Weib und Kind, Vieh und allen Habseligkeiten in die Dschungeln zurück. Der Araber und seine Leute, nur darauf vorbereitet, menschliche Feinde zu bekämpfen, wurden durch Hunger und Durst besiegt, und während einige nach dem Ausgangspunkt Unjamjembe zurückkehrten, starben die meisten an Erschöpfung und nur neun oder zehn gelangten nach Mpwapwa. Es sollen bei diesem Versuche im ganzen ungefähr 6—700 Menschen umgekommen sein.

Die Wagogo lassen sich, nach Camerons Schilderungen, leicht von anderen Stämmen unterscheiden, da bei ihnen die Sitte herrscht, ihre Ohrläppchen zu durchbohren, die Oeffnungen zu einer ganz ungeheuren Ausdehnung zu erweitern und in ihr Holzstückchen, Ohrringe aus Messingdraht, Schnupftabaksdosen aus Kürbis und eine Menge von ähnlichen Gegenständen zu tragen; ihre Ohrläppchen vertreten also so ziemlich die Taschen zivilisierter Menschen. Sie frisieren ihr Haar in abenteuerlichsten Formen, färben die weißen Zeuge, die ihnen die Händler bringen, mit Lehm schmutziggelb, reiben sich mit roter Erde ein, triefen von ranzigem Fett und Ricinusöl und waschen sich nie. So sind sie auch in ihrem Aeußeren abstoßend.

Dieses ungestaltliche Ugogo ist auch die Heimat der gefleckten Hyäne, die mit der gestreiften von Nordafrika durchaus nicht zu vergleichen ist. Sie ist viel stärker, mutiger und thut viel Schaden. Infolge ihrer feinen Nase wird sie dem Wild ein fürchterlicher Feind und wenn sie im Rudel jagen, so ist ihnen selbst der gewaltige Büffel nicht zu mächtig. Die Wagogo gehen des Nachts niemals allein und stets mit Feuerbränden aus der Umzäunung des Dorfes und verlieren viel Rindvieh und Esel durch die Hyäne. Eines Nachts entstand Lärm im Lager Tippu-Tibs, mit dem Wiszmann zog. Eine Hyäne hatte einen schlafenden Sklaven erfaßt und ihm die Oberarmmuskeln fürchterlich zerfleischt.

In kurzen, aber bezeichnenden Worten schildert Wiszmann seinen Marsch durch Ugogo:

„Täglich waren Unzuträglichkeiten mit den Eingeborenen. Es wurden zurückgebliebene Leute ausgeplündert und geprügelt, bei den Brunnen kam es zu Schlägereien, wenn durstige Sklaven, die nichts hatten, um sich ein wenig Wasser von den unerbittlichen Wagogowächtern kaufen zu können, mit Gewalt ihren Durst zu löschen suchten. Das Feilschen



Gefleckte Hyänen.

um den Hongo, der von aus dem Inneren kommenden Karawanen meist in eisernen Hacken bezahlt wird, dauerte tagelang.

„Die Wagogo wiesen uns wie zum Hohn stets die schlechtesten, schattenlosen Stellen an zum Lagern, unter dem Vorwande, sie wünschten von uns nicht die Pocken zu bekommen.

„Täglich verloren wir drei bis vier Mann an dieser Seuche. Sieben von meinen acht verschiedenartigen Affen,

die ich von weit her mit mir führte, starben nach einem krampfartigen Zusammenziehen; die Esel magerten zu Skeletten herab, die ganze Karawane litt an Augenentzündung durch die täglichen, feinen Sand mit sich führenden Ostwinde; das schlechte Wasser hatte viel Krankheiten erzeugt und bei der hiesigen Teurung herrschte Hunger. Ich verteilte täglich an fremde Sklaven, die bei mir bettelten, für acht Ellen eingekaufte Hirse, das einzige, was zu kaufen war, und schoß fast täglich ein bis zwei Antilopen, einmal auch ein Zebra, nur um das Fleisch zu verteilen.

„Ich hatte unter meinen wenigen Leuten Fieber, Dysenterie und Lungenentzündung, und eines Morgens meldete mir Bilali, der Träger meines Zeltes, daß sein Bruder bei einem unserer Nachtmärsche an den Pocken erkrankt und zurückgeblieben sei. Um ihn aufzusuchen, sei er selbst mit einigen Kameraden zurückgegangen, habe aber nur noch einige Knochen, die von den Hyänen übrig gelassen waren, gefunden.“

Hinter dem unwirtlichen Ugogo liegt wieder eine Wildnis Mgunda Mkali oder heißer Grund. Sie ist aber nicht so schlecht wie ihr Ruf. Die Landschaft wird wieder malerisch. „Der Boden erhob sich in größeren Wellen,“ schreibt Stanley, „hie und da traten Hügel hervor und große Berge von Syenit, welche dem Walde ein sonderbares, zauberhaftes Aussehen verliehen. Aus der Ferne schien es fast, als ob wir uns einem Stückchen England, wie es während der Feudalzeit ausgesehen haben mag, näherten, so sonderbare phantastische Gestalten nahmen die Felsen an.“

In den fünfziger Jahren kannte man hier nur sehr wenige Wasserplätze und da auch nur in einem einzigen Orte zwischen Mdabure und Unjamjembe Nahrungsmittel zu verschaffen waren, so mußten die Reisenden in Gewaltmärschen vordringen. Später siedelten sich hier die Wafimbu an, begannen die Dschungeln auszurotten und Felder zu bestellen. Da aber Mgunda Mkali an der Karawanenstraße liegt, so lockte die Gegend auch andere Häuptlinge heran; durch fortwährende Kriege wurde vieles wieder zu

Grunde gerichtet. Am Eintritt in diesen einförmigen lichten Wald mit wenig Unterholz lag vor einigen Jahren Mda-buru, die Tembe eines Küstennegers, Namens Munituana. Es war ein alter, magerer, einäugiger Räuberhauptmann, der mit hundert Walddieben die Gegend „aufsaß“. Er hatte ringsum viele Dörfer zerstört und als Wismann mit Tippu-Tib durch Mgunda Mkali zog, hat er sieben Tage lang keinen Eingeborenen gesehen. So war das in Kultur genommene Land wieder zu einer Wildnis geworden, durch die nur die Waldtiere streiften.

Hinter dem großen Rigwaforste begrüßt uns endlich ein freundlicheres Land, in dem wir wieder bebauete Felder und Viehherden erblicken — ein Land, das für Innerafrika von größter Bedeutung ist, in dem viele Fäden des Handels und Verkehrs zusammenlaufen — Unjamwesi oder das Mondland, in welchem Tabora, eine der arabischen Hauptniederlassungen in Ostafrika, liegt.

Das Mondland.

Tabora ist unseren Lesern nicht mehr fremd. Wir haben diese Stadt schon bei der Erzählung der Reisen Stanleys ausführlich beschrieben. Sie ist noch nicht alt. Vor etwa 60 Jahren, als die Kultur der Gewürznelken in Sansibar in Aufschwung kam, drangen die Araber auf ihren Sklavenjagden bis hierher vor, um aus dem Inneren billige Arbeitskräfte zu beschaffen. Sie ließen sich in dem Distrikt Unjamjembe nieder und brachten die Häuptlinge in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis. Bis in den Anfang der siebziger Jahre herrschten sie hier unumschränkt; damals aber erwuchs ihnen in Mirambo ein Gegner, der ihren Einfluß stark beeinträchtigte. In fortwährenden Kriegen mit dem schwarzen Mars büßten die Araber viel ein und die hohe Blütezeit von Tabora war vorüber.

Anfangs kamen Europäer nur als Reisende nach Tabora; mit dem Verlauf der Jahre aber begannen sie andere Zwecke zu verfolgen. Die zivilisierte Menschheit kann ohne

Ideale nicht bestehen und auch auf dem Gebiete der Afrikaforschung schuf sie sich ein solches. Es wurde die Parole gegeben, Afrika zu zivilisieren. Während Stanley noch mit der Strömung des Kongo rang, tagte vom 12.—14. September 1876 in Brüssel die Konferenz, deren Resultat die Gründung der „Internationalen Afrikanischen Association“ war, die wiederum zur Entstehung besonderer Vereine in den einzelnen europäischen Staaten führte, welche dieselben Ziele verfolgten. In diesem Sinne wurde auch am 18. Dezember 1876 in Berlin die „Deutsche Afrikanische Gesellschaft“ gegründet. Von ihr wird in dem ersten Bande ihrer eigenen Mitteilungen gesagt: „Neben wissenschaftlicher Forschung hatte sie den Zweck, auf die Erschließung Afrikas für Kultur, Handel und Verkehr hinzuwirken, und es knüpfte sich daran die Erwartung, daß in den so geöffneten Gebieten der Sklavenhandel von selbst beseitigt werden würde.“

Idealismus und Optimismus gehen Hand in Hand. Nach einem Jahrzehnt dachte man in Europa ganz anders über afrikanische Dinge. An die Stelle der Internationalen traten die Nationalen. Jede der Großmächte wollte sich ihren Anteil in Afrika sichern. Es ist auch besser so. Aber man muß anerkennen, daß jene idealen Bestrebungen die kolonialen Fragen der Gegenwart erst in Fluß gebracht haben.

Eins der Hauptmittel zur Kultivierung Afrikas war die Gründung von Stationen. Dieselben hatten zunächst wissenschaftliche Aufgaben zu erfüllen. Darunter verstand man: Astronomische und meteorologische Beobachtungen, Anlegung geologischer, botanischer und zoologischer Sammlungen, Aufnahme der Umgegend der Station, Anfertigung eines Vokabulars und der Grammatik der Landessprache, ethnologische Beobachtungen, Ausfragen eingeborener Reisender über die von ihnen besuchten Länder und Aufzeichnung ihrer Berichte, Führung eines alle erwähnenswerten Ereignisse und Beobachtungen enthaltenden Journals. Dann sollten die Stationen die gastlichen Aufgaben erfüllen, allen Reisenden,

die der Chef für würdig hielt, Aufnahme gewähren, dieselben gegen Entrichtung von Selbstkosten mit Instrumenten, Waren und Vorräten versehen, ihnen Führer und Dolmetscher stellen, ihnen über die besten Wege Auskunft erteilen und ihre Korrespondenz befördern.

Diese Stationen sollten tief im Innern des Kontinentes angelegt werden, am Tanganyika und in Nyangwe; aber auch für Unjamwesi war ein Zwischendepot in Aussicht genommen. Bei Mirambo weilte der Kaufmann Philippe Broyon, ein Schweizer, der mit der Tochter des Häuptlings verheiratet war. Er versprach, die Station beinahe kostenlos zu unterhalten und die Belgier, die vom König Leopold unterstützt wurden, wandten sich zunächst dorthin. Sie wurden von Mirambo, der inzwischen mit seinem weißen Schwiegerohn zerfallen war, nicht besonders gut aufgenommen und gingen nach Tabora, von wo sie später an den Tanganyika vordrangen.

Um jene Zeit versuchte man auch mit Ochsenwagen und Elefanten den Transport zu besorgen. Aber die Elefanten vertrugen nicht die Tränken von Ugogo und die Ochsen erlagen der Tsetsefliege. Um dieselbe Zeit drangen auch englische und französische Missionare in dieser Richtung vor, und auch Deutsche erschienen auf dem Plan. Die Deutsche Afrikanische Gesellschaft gründete gleichfalls eine ostafrikanische Station. Den Hauptbeitrag lieferten dazu der König der Belgier mit 32 000 Mark, die Reichsregierung gab einen Zuschuß von 16 000 Mark; als der Ort wurde die Gegend zwischen Tabora und dem Tanganyika bestimmt und zu Mitgliedern derselben Hauptmann a. D. v. Schöler als Chef, Dr. Böhm als Zoologe und Dr. Kayser als Astronom gewählt; außerdem wurde es einem jungen Industriellen aus Kaiserslautern, Paul Reichard, gestattet, sich als Volontär auf eigene Kosten an der Expedition zu beteiligen; er schloß auch sofort 10 000 Mark hinzu und das Schicksal hat es gefügt, daß er zu der hervorragendsten Person dieser Expedition wurde.

Das Mondland war das nächste Ziel der Reisenden

und in der Ortschaft Kafoma wenige Tagemärsche von Tabora gründeten sie ihre Station. Wir sind hier auf dem großen inneren Hochplateau, welches an der Ostgrenze von Ugogo beginnt und in der Umgebung von Tabora von hügeligen Erhebungen durchsetzt wird, in etwa 1000 Meter Höhe über dem Meere.

Die Landschaft kann nicht schön genannt werden. Der bei weitem größte Teil des Landes wird von trockenem Wald, dem sogenannten Puri, bedeckt. Die ihn bildenden Baumarten, unter denen Mimosen und Akazien die Hauptrolle spielen, zeichnen sich selten durch starke Stämme und dichte Belaubung aus, welcher Mangel zusammen mit dem Fehlen von verschlungenem Unterholz der weit und breit einförmigen Landschaft ein durchaus nicht tropisches Gepräge gibt. In der Nähe von Wasser oder doch wenigstens periodischem Wasser, an Lachen, Sümpfen und Regenstrombetten, wird die Einförmigkeit des Waldes durch schmale Säume von Baumgruppen angenehm unterbrochen, welche, von Schlingpflanzen und wilden Reben umspinnen, meist kleine, durch alte Ameisenbauten entstandene Hügel bedecken. Anders wird die Scenerie an wirklichen Flüssen. So ist dies zum Beispiel beim Ugallafluß, den Stanley auf seiner Karte als Gombe bezeichnet, der Fall. Er besteht eigentlich nur aus einem System von Seen und Wasserbeden, die erst in der Regenzeit miteinander in Verbindung treten und dann eine starke Strömung zeigen. Daher kommt es, daß der Fluß sich bald als schmaler Kanal durch die Uferwaldung windet, bald ganz unter im Wasser selbst stehenden Bäumen und Büschen verschwindet und dann wieder breit und prächtig, so groß etwa wie der Rhein, dahinströmt.*) Mächtige Baumgruppen zc. bauen sich hinter üppigen, weit über das spiegelklare, durchsichtige Wasser hinragenden Büschen auf, umwunden und zuweilen erdrückt von den sogenannten „Baumtötern“, behängt mit Lianen, stark wie dicke Taue, bewachsen mit dicken Klumpen großblättriger prächtiger

*) Böhln, Von Sansibar zum Tanganyika.

Schmarotzerpflanzen. Dazwischen stehen frischgrüne, zartgefederte Phönixpalmen, auch einzelne Borassuspalmen mit mächtigen Blattwedeln, die im Winde laut rasseln und knarren. Wo der Fluß sich mehr und mehr verengt, begleitet und umgibt ihn ein Gewirr von Hinterwässern, Sümpfen und schilfigen Buchten, und hier erreicht der Pflanzenwuchs seine üppigste Entfaltung. Wie dicht geschlossene Hallen oder geradezu wie grüne Wände schieben sich die Büsche dazwischen, über welche eine prächtige blau-rote Windenart ganze Blütenmassen breitet. An anderen Stellen treten aus den allmählich wieder fallenden Wassern weiße Sandbänke hervor, die Versammlungsplätze für zahlreiche, zum Teil kolossal große oder prachtvoll gefärbte Gänse und Enten, Reiher von verschiedenster Art und Größe, Störche, darunter die riesigen Nyoterien, Ibisse, Taucher, Sporenfische, Schlangenhalsvögel, Massen von allerhand Wassergeflügel treiben sich am Ufer herum oder bäumen auf den in und am Wasser stehenden Waldriesen auf. Hoch oben thront der herrliche Flußschreiadler mit blendend weißem Kopf und Hals, zieht mit lauthallendem Geschrei seine Kreise in der klaren Luft oder streift fischend über die Wasser. Hier wimmelt es von Fischen, unter welchen besonders riesige Welse und eine prächtige, fürchterlich bezahnte Art, von der Größe ungewöhnlich starker Hechte, sich bemerklich machen und, hoch in die Luft springend, bis 20 Fuß Sätze machend, nach ihrer eigenen Brut jagen. Auf den Sandbänken sonnen sich mit weit aufgerissenem Rachen mächtige Krokodile von drei bis vier Mannslängen und schnappen die Jungen fort, welche von den Brutkolonien der Wasservögel herunterfallen. In den Baumgipfeln ziehen Affenbanden herum; schillernde Glanzstare, Paradiesfliegenfänger und Honigsauger blitzen im Sonnenlicht; auf tieferen Nestern kriechen Waraneidechsen umher, welche die Größe eines stattlichen Mannes übertreffen, und flüchten erschreckt mit lautem Geräusch ins Wasser. Von den breiteren Partien des Flusses her tönt Gebrüll und lautes Schnauben der Flußpferde, welche jählings auftauchend ganze Wasserfontänen in die Luft spritzen.

Auch sie erreichen hier eine ganz enorme Größe und treten im Uferwalde Pfade aus, die zuweilen den Eindruck schmaler Thälchen machen.

An trockeneren Stellen aber wird der Puri von lichten Beständen durchsetzt, indem die Bäume entweder gruppenweise zusammengedrängt, der Landschaft ein parkartiges Ansehen geben, oder meist in Krüppelformen, unter welchen die merkwürdige Flötenakazie besonders auffällt, vereinzelt im oft über mannshohen Grase stehen. Dehnen sich diese Bestände weiter aus, so gehen sie in die für die hiesigen Landstriche charakteristische Vegetationsform der Boga über, die sich noch am ehesten mit der Savanne vergleichen läßt. Die verödeten Stätten einstiger menschlicher Kultur, verwüstete und verlassene Ortsstellen und seit längerer Zeit brachliegende Felder werden von einer besonders dichten Vegetation in Beschlag genommen, welche als zusammengeballte Masse von Gras-, Busch-, Dorn- und Schlinggewächsen eine wirklich undurchdringliche Decke über Hüttenrümmern und Ackerhöllen bildet. Während in dem trockenen Walde die Tierwelt wenig Abwechslung bietet, sind die Waldungen und Savannen längs der Flußufer reich an Wild. Von Antilopen giebt es eine ganze Menge Arten, darunter solche von der Stärke kräftiger Rothirsche und noch bedeutend stärkere, mässig wie Stiere, mit gelbbrauner, weißgestreifter Decke, straffer Hals- und Nackenmähne und mächtigem Gehörn. Giraffen von einer Größe, daß die in unseren zoologischen Gärten zwerghaft dagegen erscheinen, äßen rudelweise in den Savannen, und es ist ein ebenso sonderbarer wie prächtiger Anblick, wenn so 20—30 dieser Riesen in ihrem schweren Galopp, der die Erde erzittern macht, in die Ebene herausdonnern, wobei sie in der Flucht stets in langer Front nebeneinander herspringen. Der Wildreichtum am Flusse lockt natürlich auch Raubtiere herbei; nachts hallt häufig das donnernde Gebrüll der Löwen um den Zaun der menschlichen Gehöfte.

So ist nach Schilderungen der Mitglieder jener ostafrikanischen Station das Land beschaffen, in dem Tabora,

einer der wichtigsten Handelsorte Innerafrikas, liegt. Wenden wir uns jetzt den Bewohnern zu.

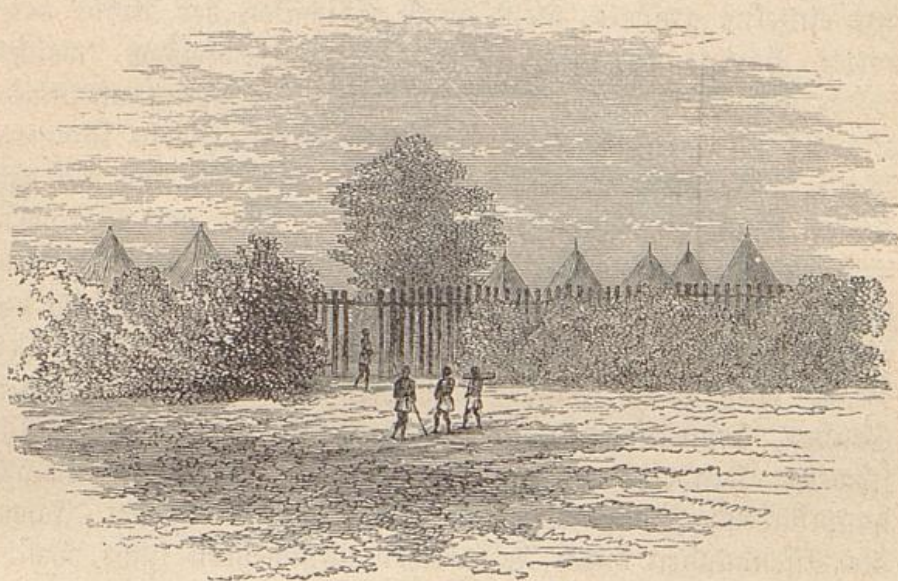
Die Waniamwesi bewohnen ein weites Gebiet von der Westgrenze der Ngunda Mkali bis zum Tanganjika und zerfallen in viele einzelne Stämme, wie die Watusi, Walori, Wallaganja, Wafisa, Wagalla, Wawende, Wanameri, Wasumbua u. s. w. Es ist sehr schwierig, unter ihnen den charakteristischen Volkstypus festzustellen. Der Wuchs ist verschieden; die Farbe stuft sich von einem sehr hellen Rotbraun bis zu tiefem Schwarzbraun ab. Ein ausgeprägter Gesichtstypus, wie man von den einzelnen Völkern erwarten sollte, findet sich auch nicht vor.

Die Kleidung bestand früher allgemein und besteht in den von der großen Handelsstraße ferner gelegenen Ortschaften noch jetzt aus Tierfellen oder einem aus geklopftem Baumbast gefertigten Stoffe, seltener aus einem einheimischen, juteartigen Baumwollgewebe. Eine vorn und hinten von einer um den Leib gebundenen Schnur herabhängende kurze Schürze genügt häufig bei beiden Geschlechtern zur Bedeckung. Die Kinder männlichen Geschlechts gehen meist ungefähr bis zum achten Jahre ganz nackt. Jetzt bürgern sich die von Europa und Amerika massenhaft importierten Baumwollstoffe immer mehr ein und wird die bei den Wasuaheli gebräuchliche Tracht, die um den Leib geschlungene Schuka, Umwurf und Kopftuch getragen. Der Pflege des Haares wird große Sorgfalt gewidmet und sind die verschiedensten, zum Teil künstlichen Frisuren gebräuchlich. So werden die Haare entweder gänzlich abrasiert oder bleiben in verschiedenen Figuren oder als hoher, über die Scheitelmitte verlaufender, der Raupe eines bayerischen Helmes sehr ähnlicher Kamm stehen, oder sie werden in viele einzelne Zöpfchen geflochten, die entweder in großer Menge herabhängen oder vereinzelt mit Bast und Perlen umwunden, strahlenförmig nach allen Seiten des Kopfes abstehen. Tätowierung ist bei beiden Geschlechtern gebräuchlich, wenn auch nicht Regel, und besteht meist aus einfachen Linien auf Stirn und Wangen, sowie konzentrischen Kreisen auf den Schulter-

blättern. Die beiden mittleren, oberen Schneidezähne sieht man nicht selten spitzgefeilt oder auch ganz ausgeschlagen.

Die ursprünglichen und noch neben den eingeführten Feuerwaffen allgemein gebräuchlichen Waffen sind Wurflanzens verschiedener Größe, Pfeil und Bogen, Streitärte und Holzkeulen. Für die Elefantenjagd werden besonders große und breitflügelige Stoßlanzen geführt.

Die Wohnhütten haben die in ganz Ostafrika gewöhnliche Form; ein etwa mannshoher Cylinder mit aufgesetztem



Dorf in Unjamjembé.

kegelförmigem Strohdache, welches ringsherum 1—2 Meter vorspringt und so eine niedrige, von Pfählen gestützte Veranda bildet. Der innere Raum ist meist ungeteilt; die Wände werden aus aufrecht in die Erde gesteckten, gespaltenen Scheiten erbaut, welche durch quergezogene Rutenbündel zusammengehalten und von innen mit lehmartigem Schlamm beworfen sind. Längs der Karawanenstraße finden sich auch nach arabischem Muster erbaute Hütten, die uns bereits bekannten Tembes.

Die Ortschaften sind entweder von einem einfachen Pallisadenzaun, Boma, oder außerdem durch einspringenden Graben und Wall geschützt. Letzterer ist gewöhnlich mit

undurchdringlich dicken Hecken einer Euphorbie bepflanzt, welche einen sehr stark ätzenden Milchsaft enthält. Diese Verbarrikadierung dient als Schutz, einmal gegen Raubtiere, sodann bei Kriegsfällen und gegen die Kuga-Kuga oder Räuber, von denen die Wälder namentlich zwischen Tabora und dem Tanganyika unsicher gemacht werden.

Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist Ackerbau, zu dessen Behufe der Wald im Umkreise der einzelnen Ortschaften so weit geschlagen oder durch Feuer gefällt ist, daß nur einzelne größere, meist durch Abschälen der Rinde verdorrte Bäume auf den Lichtungen übrig bleiben, welche später als Brennholz benutzt werden. Die Hauptnahrungspflanzen sind: Mais, Negerhirse und Reis. Hierzu kommen Maniok, Bataten, Erdnüsse, Bohnen, Kürbisse, und wo der Boden feucht ist, Bananen. Das Feld wird von Männern und Frauen gemeinschaftlich bestellt, und zwar mit dem einzigen gebräuchlichen Ackergerät, einer herzförmigen Hacke, die als Tauschware vom Tanganyika her eingeführt wird. Der Neger muß seine Felder beschützen. Dies geschieht durch Gräben, Erdwälle und Dornhecke, sofern es sich um Wildschweine handelt, während man die einfallenden Vögel, hauptsächlich Finkenarten, Tauben und Papageien, sowie die Affenbanden durch Feldwachen abzuwehren sucht, welche ihr Geschrei von einem auf Pfählen gestützten Dache erschallen lassen. Auch die Nacht hindurch wird in kleinen Feldhütten Wache gehalten. Als Vogelscheuchen werden an schräg in die Erde gerammten Stöcken Palmblätter und Strohbindel gebunden und letzteren oft die Form vierbeiniger, langgeschwänzter Ungeheuer gegeben, an deren Kopf weißgebleichte Achatina-Gehäuse als Glozugen angebracht sind.

Die Zubereitung des gewonnenen Getreides liegt den Frauen ob, denn der Mann besorgt in der Regel andere Geschäfte, wie wir dies bald sehen werden. Die Frauen zerstampfen die Körner in Mörsern oder zerreiben sie auf Steinen zu Mehl. Dieses wird vor allem für das nationale Hauptgericht, Ugali, mit Wasser zu einem dicken, knetbaren Brei gekocht, der zu kugelförmigen Bissen geknetet wird.

Die Viehzucht beschränkt sich auf ein sehr geringes Maß. Rindvieh sieht man nur an einzelnen Ortschaften, da das Wasser oder die Weide demselben häufig unzutraglich zu sein scheint. Die Rasse gehört zu dem in ganz Ostafrika eingebürgerten Buckelrind. Ziegen sind nur weniger häufig, außerdem findet man Tauben, Hühner und selten Moschusenten. Der Genuß von Eiern wird allgemein ver-



Negerfrauen Korn stoßend.

abscheut und gilt der Glaube, daß derselbe für Eingeborene tödlich sei.

Die Jagd wird nur nebensächlich betrieben. Sind die Felder bestellt, so verläßt ein großer Teil der männlichen Bevölkerung die Dörfer, um nach der Küste zu gehen, wobei sie sich teils sofort in Tabora als Bagazi für die Elfenbeinfarawanen anwerben lassen, teils ledig nach Bagamoyo wandern, um von dort aus mit Rückfracht heimzukehren.

Ueber die Sitten, Gebräuche und Religion der Wa-

niamweſi ſind von den Forſchern intereſſante Einzelheiten veröffentlicht worden. Einen Einblick in dieſelben gewährt uns namentlich der Bericht Paul Reichards über die Verhältniſſe auf der Station Kafoma und deren ſpäteren Ueberſiedelung nach Gonda, der Reſidenz eines Bagallahäuptlings.

Derſelbe, Namens Mlimangombe, ſtarb am 18. Juli 1881. Sein Tod wurde anfangs vor dem Volke geheim gehalten, bis man für einen neuen Nachfolger entſchieden hatte. Die wenigen, welche darum wußten, bereiteten im Dunkel der Nacht das Grab, verſenkten den in bunte Tücher verhüllten Leichnam in die Grube mit vier lebenden, gefeſſelten Sklaven, zwei Knaben und zwei Mädchen. Mit einigen Stichen tötete man hierauf dieſelben. Die Grube wurde dann raſch geſchloſſen, wobei man keine Rückſicht auf die Unglücklichen nahm, von denen vielleicht der eine oder der andere noch lebte, und alle Spuren auf das ſorgfältigſte verwiſcht.

Aus der hierauf erfolgten geheimen Wahl der Vornehmen ging Diſcha, eine rechte Schweſter Mlimangombes, hervor. Dieſe beſtürmte nun die Deutſchen mit Bitten, ihre Ueberſiedelung nach Gonda zu bewerkſtelligen.

Gonda hatte zu damaliger Zeit etwa 500 Einwohner, darunter höchſtens 40 Freie, alle übrigen waren Sklaven. Die Häuser waren ſehr dicht zuſammengedrängt und konnte von Straßen eigentlich nicht geſprochen werden; es waren nur zufällig unbebaut gebliebene Stellen, welche ſich bei Regenwetter in kleine, oft unergründliche Sümpfe verwandelten. Die Häuser waren meiſt Tembes, da Mlimangombe der Feuerſgefahr wegen nicht geſtattete, Hütten mit Strohdächern zu errichten. In der Mitte der mit einem Tembe befeſtigten Stadt liegt das Kwifuru, das Haus des Häuptlings.

Die neugewählte Sultaniſchildert Reichard:

„Diſcha iſt eine kleine, robuſte Geſtalt, doch kann man ihr eine gewiſſe Würde nicht abſprechen, welche ſich beſonders in ihrem ſelbſtbewußten Gange offenbart. Sie iſt von heller kaffeebrauner Farbe, Füße und Hände ſind ſehr klein und wohlgeformt, die Stirn iſt niedrig und etwas vor-

springend, die Nase klein und aufgestülpt, die Backenknochen vortretend. Die aufgeworfenen Lippen geben dem Gesicht im Verein mit dem großen Kinn und den etwas tiefliegenden braunen Augen den Ausdruck von Lüsterheit, gemischt mit Grausamkeit. Die Haare trägt sie kurz geschoren. Bekleidet war sie mit einer weißen Schuka, welche sie nach Art der Küstenbewohner hoch unter den Achseln auf der Brust befestigt trug. Als einzigen Schmuck hatte sie eine Anzahl aus Schwanzhaaren der Giraffe hergestellter und mit feinem Kupfer- und Messingdraht umspinnener Ringe um die Knöchel gelegt.

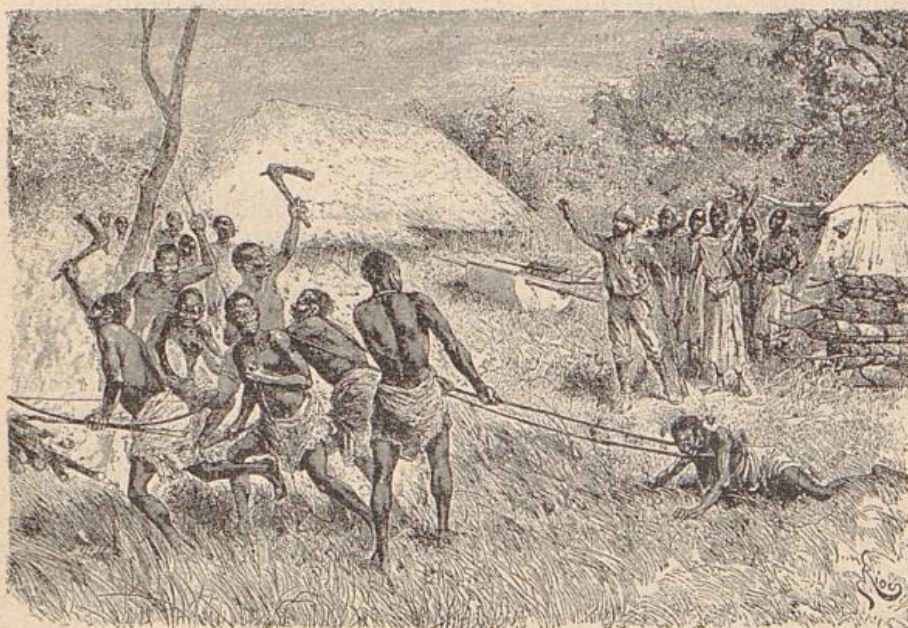
„Als sie zur Sultinin gewählt wurde, hatte sie bereits einen dritten Gemahl, die beiden anderen hat sie mit eigener Hand erschlagen, den einen mit einem Beilhiebe in den Nacken, den anderen durch einen Lanzenstich.“

Menschenleben gilt in diesem Lande überhaupt nicht viel. Die meisten fallen dem Aberglauben von den Warosi, d. h. Zauberern zum Opfer. Man schreibt hier jede Erkrankung dem Einflusse von Hexen und Zauberern zu, und ein Krankheitsfall wird oft als willkommene Gelegenheit betrachtet, sich einer unlieblichen Persönlichkeit oder eines Feindes zu entledigen, indem man ihn als Mrosi anklagt. Der Betreffende wird dann auf die bloße Anschuldigung hin festgenommen und hat sich dem Gottesgerichte durch Trinken des Muawi zu unterwerfen. Dasselbe wird derart vollzogen, daß der Angeklagte ein etwa erbsengroßes Stückchen einer giftigen Wurzel, welche von jenseits des Tanganjika kommt, mit Wasser verschluckt, und dann so lange auf und nieder geht, bis sich die Wirkung einstellt. Bricht er das Gift, so ist er unschuldig. Behält er es bei sich oder stellen sich Anzeichen von Vergiftung ein, so wird er, wenn er nicht an den Folgen des Giftes stirbt, hingerichtet.

Während Reichards Anwesenheit wurde bald die Hinrichtung eines Weibes vollzogen, welches man kurz zuvor als angebliche Zauberin eingefangen hatte, weil sie einen Giftmord Dschas beabsichtigt haben sollte. Die Hinrichtung fand vor einem Thore, das den Namen Songäro

trägt, statt. In kurzer Entfernung vor demselben blieb die ganz entkleidete Leiche mit eingeschlagenem Hinterhaupte liegen. Mängstlich hielten sich die Wanyamwesi davon entfernt, wie vor einem bösen Geiste. Die Leiche blieb zwei Tage lang von den hier nicht zahlreichen Hyänen unberührt, was man als einen weiteren Beweis ihrer Schuld ansah.

Vor dem Thore Songäro müssen alle Hinrichtungen stattfinden, ein wieder eingefangener Sklave muß durch dieses



Ein der Zauberei beschuldigtes Weib wird zur Hinrichtung geschleppt.

Thor zurückgebracht werden: geschieht es durch ein anderes, so wird der Eigentümer mit seiner ganzen Familie zum Sklaven des Häuptlings gemacht. Wird im Lande Ugunda ein Elefant getötet, so gehört das Elfenbein vor allem dem Häuptling und muß ebenfalls durch dieses Thor in die Stadt eingebracht werden; wenn die Jäger einen anderen Weg wählen, werden sie zu Sklaven gemacht.

Wie peinlich hier das Gerichtsverfahren ist, davon nur ein Beispiel. Eines Nachts stahl eine der Sklavinnen Dschas ihrer Herrin drei Gora Satini und mehrere bunte Tücher. Sie wurde jedoch auf der That ertappt, festgenommen und

ganz nackt mit auf den Rücken geschnürten Armen auf der Veranda vor Dischas Hütte in empörender Weise festgebunden. Reichard ließ sie sofort aus der unpassenden Lage befreien und unter Bewachung in eine Hütte bringen.

Discha, von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt, befahl, die Verbrecherin hinrichten zu lassen, sie jedoch zuvor zum Geständnisse zu bringen, wohin sie die schon zum Teil in Sicherheit gebrachten Stoffe versteckt hatte.

Man wandte zu diesem Zwecke eine Folter an, indem man einen etwa armdicken Ast spaltete, an einem Ende zusammenband und dann den Kopf zwischen die so entstandene Gabel brachte und das noch offene Ende fest zusammenschnürte, wodurch der Schädel ganz fürchterlich zusammengepreßt und schreckliche Schmerzen verursacht wurden. Hierauf führte man sie in der Stadt herum, um sich den Ort, wo das gestohlene Gut verborgen gehalten wurde, zeigen zu lassen, erreichte aber den Zweck durchaus nicht.

Am Abend wurde sie hingerichtet, indem man ihr den Schädel zerschmetterte.

Von den Zügen des Aberglaubens sei noch folgendes mitgeteilt: In einem nahen Dorfe Kongu hatte ein Panther mehrere Menschen angegriffen und stark verwundet. Die Leute machten alsdann eine Art Hexengericht und behaupteten, in einigen Tagen des Tieres habhaft zu werden. Und wirklich wurde die Bestie drei Tage später geschossen. Sorgfältig in Stroh verpackt wurde sie vor dem Songäro niedergelegt und das Thor geschlossen. Niemand durfte weder ein noch aus, und erst nach langen Verhandlungen war es den Ueberbringern gestattet, die Stadt zu betreten. Da der Panther sich an Menschen vergriffen hatte, mußte er verbrannt werden, und dies wurde auch durch einen Priester vollbracht. Ein anderer als ein solcher oder der Häuptling darf einen Löwen oder Panther nicht berühren, sonst wird er Sklave. In dem Panther steckt der Geist eines hingerichteten Mrosi.

So sind diese Banyamwesi beschaffen, von denen Reichard sagt: „Die Sinnesart dieser Neger ist scheußlich; sie

sind heuchlerische Diebe, habfüchtig, sehr sinnlich, faul und lieblos; Eltern verkaufen ihre Kinder; ein liebevolles Familienleben ist nicht vorhanden."

Die Araber, die sich hier niedergelassen haben, herrschen thatsächlich nur über den Distrikt Unjamjembe. Der eingeborene Sultan desselben besitzt nur eine scheinbare Macht, im Grunde muß er alles thun, was ihm die Araber befehlen.

Es gibt aber auch unabhängige Häuptlinge, und der mächtigste derselben war Mirambo, der im fortwährenden Kriege mit den Arabern lag, dessen Machtbezirk den Victoria-Nyanza berührte, und dessen Name selbst am Tanganyika Schrecken verbreitete. Wir haben in dem Bande: „Henry M. Stanleys Forschungen am Kongo und Nil“ von ihm ausführlich erzählt.

Auf dem Wege nach dem Tanganyika haben sich außerdem zwei andere Räuberkönige, Simba und Liowa, niedergelassen; außerdem sind die Wälder voll von Banditen. Kein Wunder darum, daß hier Mord und Totschlag herrschen, daß sich das Land nicht erholen kann und Städtchen und Dörfer, die ein Reisender als blühende Anstiedelungen entdeckte, von seinem Nachfolger als elende Trümmerhaufen wieder gefunden werden.

Auch in Tabora und Urambo gibt es Missionen, aber das Mondland ist kein günstiger Boden für die Missionsarbeit. Tabora ist aber ungemein wichtig.

Träger, die sich an der Küste vermieten, gehen in der Regel nur bis Tabora. Hier bleiben sie und schwelgen in den Genüssen, die ihnen diese Handelsstadt bietet, bis sie das letzte Stück Tuch verpraßt haben. Der Reisende muß somit hier seine Karawane neu organisieren, neue Träger mieten.

In Tabora findet er auch alles an Stoffen und Perlen, was zum Reisen und Handel im Inneren nötig ist. Die Magazine der Araber sind stets wohl mit Waren versorgt. Allerdings kosten sie hier fünfmal so viel wie in Sansibar. Für den Europäer war dieser Handelsplatz noch von besonderer Bedeutung, er fand hier bei den Arabern Kredit gegen

Anweisungen auf Sansibar und viele Reisende haben davon Gebrauch machen müssen.

Die Stationen der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft sind längst im Mondlande aufgegeben, auch die Missionare sahen sich neuerdings veranlaßt, ihren Posten zu verlassen. Das Gebiet muß aber unbedingt erschlossen werden; die Deutschen müssen bestrebt sein, hier ihren Einfluß zu etablieren; sie müssen den wichtigen Knotenpunkt der Karawanen besetzen und hier sichere Zustände schaffen, damit der Handel auf der alten Linie über Tabora und Bagamoyo der deutschen Küste erhalten bleibe. Nachdem die Araber die deutsche Macht an der Küste kennen gelernt haben, werden sie in ihren Intriguen ohne Zweifel vorsichtiger werden und schwerlich sich in einen offenen Kampf einlassen. Vor allem aber wird es nötig sein, die Eingeborenen für uns zu gewinnen.

Eines der wichtigsten Gebiete, nach denen die Karawanenwege von Tabora führen, ist der Tanganyika, dessen Ostküste die Grenze der deutschen Interessensphäre bildet. Der Schilderung von Land und Leuten an demselben sei das nächste Kapitel gewidmet.

Der Tanganyika.

Die Entdeckung des Tanganyika ist eine der größten und folgenreichsten Thaten in der Geschichte der Afrikaforschung, denn sie gab den Anstoß zu weiteren wichtigen Unternehmungen, durch sie wurde die Seenfrage, die schon von Krapf, Rebmann und Ehrhardt, den deutschen Missionaren in Mombas, angeregt worden war, völlig entrollt; ihr auf dem Fuße folgten die Entdeckungen des Victoria- und Albert-Nyanza, der Nilquellen, die wieder die Erforschung des Inneren bis zum Kongo und diesen hinab bis zum Atlantischen Ozean zeitigten.

Der Tanganyika ist ein schöner und auch ein großer See; er ist zwar nur 10—12 Meilen breit, aber gegen 70 Meilen lang, und wenn wir ihn in Deutschland hätten,

so würde er ein schönes Binnenmeer geben, das etwa von Mannheim bis Berlin reichen würde! Ein solches Wasser ist für den Handel von Bedeutung — welche große Gebiete verbindet es miteinander, wenn es von Lastschiffen und Dampfern befahren wird!

Die Geschichte der genaueren Erforschung dieses herrlichen Sees ist den Lesern der Bibliothek bereits bekannt*). Wir wollen heute nur diejenigen Punkte an seinen Ufern berühren, welche für die künftige koloniale Entwicklung von Bedeutung sind.

Mitten unter den Eingeborenen haben sich an dem Gestade des Tanganyika bis jetzt Araber und Europäer niedergelassen. Ihre Ansiedelungen bilden die Brennpunkte des Handels und der Kultur. Sehen wir zu, welche Früchte die Thätigkeit beider gezeugt.

Die Hauptniederlassung der Araber am Tanganyika ist Udschidschi, am Ostufer des Sees gelegen. Es ist ein zweites Tabora, eine afrikanische Araberstadt, die im Laufe der Jahrzehnte ein und denselben Charakter behalten hat. Lernen wir ihre Bewohner nach der Schilderung Camerons näher kennen.

Von den Kaufleuten war zuerst zu erwähnen Mohammed-ibn-Salik, ein schöner, stattlicher, alter Halbblutaraber von würdigem Aussehen. Seit 1842 war er nicht wieder ostwärts von Udschidschi weggekommen, damals hatte er in Ma Kasembes Lande Handel getrieben, war dann länger als zwanzig Jahre als Sklave gefangen gewesen und zwar zumeist sogar in Ketten oder mit der Sklavengabel um den Hals; jetzt hatte er sich für immer in Udschidschi niedergelassen. Nach ihm war der wichtigste Muini-Heri, ein reicher Kaufmann von der Küste, der die Tochter des Häuptlings von Udschidschi heiratete; sodann Mohammed-ibn-Ghareb, ein großer Freund Livingstones, dem er oft Beistand geleistet und der ihn zum Zeichen seiner Freundschaft mit einer Flinte beschenkt hatte; ferner sein Bruder Hassani.

*) Vgl. Henry M. Stanleys Forschungen am Kongo und Nil.

Dies waren die bedeutendsten Kaufleute; außerdem sind aber noch zu erwähnen: Syde-Mezrui, ein Halbblut, und, wie sich später herausstellte, ein Bankrottierer; Abdallah-ibn-Habib, ein Mrima-Kaufmann, und verschiedene andere Leute, welche großen Kaufleuten als Agenten dienten, daneben noch Grobschmiede, Zimmerleute und Sandalenmacher.

Die Eingeborenen sind eine ziemlich gut aussehende Rasse, stehen aber in dem Rufe, sehr trunksüchtig und diebisch zu sein; aber sie sind nicht schlechter als die niederen Klassen an der Küste von Sansibar. Sie sind gute Schmiede und Träger, sowie erfahrene Fischer und Ruderer.

Ihre Kleidung besteht gewöhnlich aus einem einzigen Stücke Basttuch mit zwei Zipfeln, die über der einen Schulter zusammengebunden und unter der anderen Achselhöhle herumgezogen werden. Häufig ist es auch mit schwarzen und gelben Flecken und Streifen bemalt und so ausgeschnitten, daß es das Aussehen eines Leopardenfells bekommt. Die eine Seite des Körpers läßt es vollkommen unbedeckt und jeder Windstoß schleudert es so umher, daß es kaum den allergeringsten Anforderungen der Schicklichkeit Genüge leistet. Ihr hauptsächlichster Halschmuck, an Form und Größe dem Blatte einer Sichel ähnlich, ist aus schönem, weißem und prachtvoll poliertem Flußpferdelfenbein gefertigt, doch tragen sie auch kleine Klingeln und Armbänder aus Draht, die Männer führen gewöhnlich Speere.

Ihr Haar ist kurz geschoren und in höchst merkwürdigen Figuren, wie Spiralen, Zickzacklinien oder Büschel ausgerasiert, welche man auf der nackten Kopfhaut stehen läßt; zuweilen sind auch runde Stellen mitten auf dem Kopfe ausgerasiert, kurz alle nur denkbaren Marotten in den Haartrachten sind hier zu schauen.

Die Häuptlinge unterscheiden sich von den gewöhnlichen Leuten dadurch, daß sie bunte Tücher, welche sie durch die Händler bekommen, in derselben Weise tragen, wie ihre ärmeren Landsleute ihre Basttücher, und ferner dadurch, daß sie sich mit schweren Armringen schmücken, die auf der Rückseite einen Knopf haben.

Der Oberhäuptling oder Mtemi von Udschidschi wohnt in einem etwas vom See entfernt liegenden Bergdorfe, aber jeder kleine Distrikt wird von einem Mutwale oder Hauptmann beherrscht, dessen Würde oft erblich ist und den drei oder vier Wateko oder Älteste in seinem Amte unterstützen.

Diese Leute schlichten Streitigkeiten, sammeln alle Tribute und liefern die Einkünfte an den Mtemi ab, nachdem sie für ihre Mühe einen bestimmten Betrag abgezogen haben.

Zu den Sehenswürdigkeiten von Udschidschi gehört der Markt, der täglich zwischen halb sieben und zehn Uhr morgens und dann wieder nachmittags auf einem freien Platze in der Stadt dicht an der Küste abgehalten wird. Der Frühmarkt ist der wichtigere und derselbe bietet zugleich ein interessantes und belebtes Schauspiel dar.

Er wird von den Völkerschaften von Uguhha, Uwira, Urundi und vielen an der Küste des Sees wohnenden Stämmen besucht.

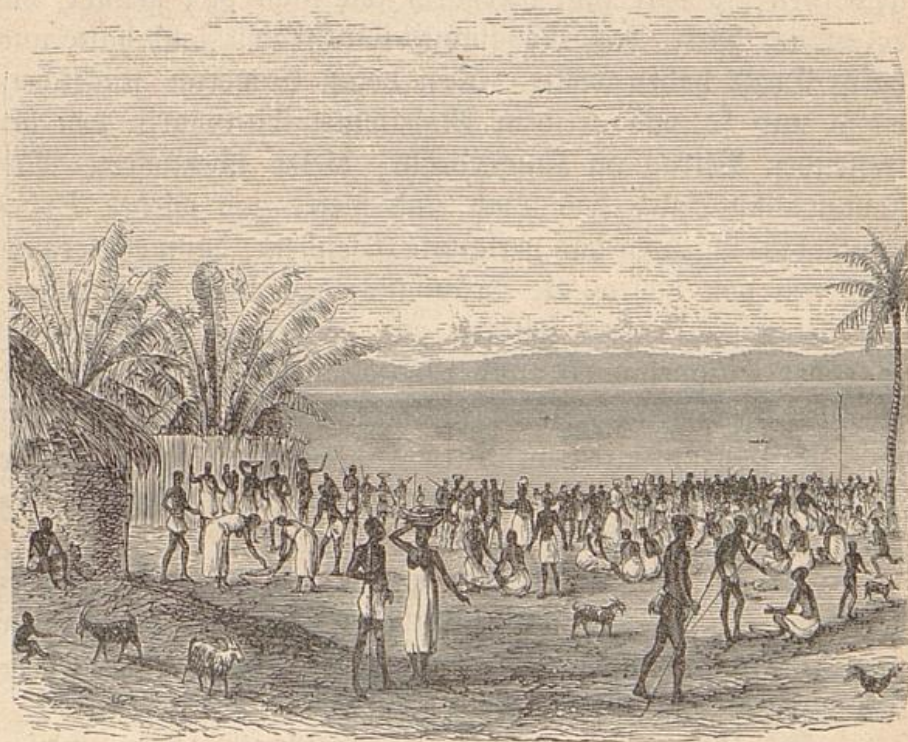
Die Waguhha sind leicht kenntlich an der sorgfältigen Weise, wie beide Geschlechter ihr Haar tragen, und an den phantastischen und ausgedehnten Tätowierungen der Frauen; die Warundi dagegen unterscheiden sich dadurch, daß sie sich mit roter Erde und Del beschmieren und auf diese Weise ihrem Körper eine helle Bronzefarbe verleihen. Von den arabischen Kaufleuten werden sie „rotes Volk“, d. h. hellfarbiges, genannt.

Frauen aus Udschidschi und den benachbarten Dörfern bringen Mehl, süße Kartoffeln, Yamswurzeln, Früchte der Delpalme — die man hier zum erstenmal antrifft, Bananen, Tabak, Tomaten, Gurken und viele andere Früchte in Körben auf den Markt, außerdem noch Topfgeschirr und in großen Kürbisflaschen Pombe und Palmwein. Die Männer verkaufen getrocknete oder frische Fische, Fleisch, Ziegen, Zuckerrohr, Netze, Körbe, Holz zu Speeren und Bogen und Basttuch.

Die Warundi handeln hauptsächlich mit Korn und Rudern; von der Insel Ubwari wird eine Art von Hanf eingeführt, aus dem die Wagogo ihre Netze verfertigen, wäh-

rend Uwira Topfwaren und eiserne Geräte liefert, Uwinza Salz und mehrere andere Distrikte Palmöl.

Jeder Verkäufer hat täglich denselben Platz inne und viele bauen sich auch kleine Hütten aus Palmzweigen, um sich vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen. Unter der Menge der Käufer und Verkäufer gehen andere Trupps umher, die von entfernten Gegenden nach diesem



Markt in Rawele.

Mittelpunkte des Handels kommen, um Sklaven und Elfenbein abzusetzen, und da bei dem ganzen Handel so laut als möglich geschrieen wird, so ist der Lärm fast betäubend.

Ein merkwürdiges Zahlungsmittel ist hier allgemein gebräuchlich, es wird nämlich alles mit Perlen bezahlt, die man Sofi nennt und die ähnlich wie in kleine Stückchen zerbrochene Pfeifenröhren aussehen. Leute mit Quersäcken voll solcher Perlen wechseln diese bei Beginn des Marktes an Marktbesucher, die Einkäufe zu machen gedenken, tauschen sie nach Beendigung des Marktes von den Verkäufern wieder

ein und machen natürlich, wie gewöhnlich die Geldwechsler, bei beiden Geschäften ihren Profit.

Interessant war die Art, wie Cameron die Miete für ein Boot bezahlte. Sydes Agent, der es besaß, verlangte Zahlung in Elfenbein, das aber Cameron nicht besaß; nun fand Cameron, daß Mohammed-ibn-Salib Elfenbein hatte und Tuch wünschte; da aber auch dies bei Cameron alle geworden, so war ihm hierdurch noch nicht viel genutzt, bis er endlich hörte, daß Mohammed-ibn-Gharib Tuch hatte und dafür Draht haben wollte. Den besaß Cameron glücklicherweise und so gab er dem Mohammed-ibn-Gharib den betreffenden Betrag an Kupferdraht, dieser überlieferte Mohammed-ibn-Salib das Tuch und dieser gab wieder Syde-ibn-Habibs Agenten das verlangte Elfenbein; dann erst erhielt Cameron von diesem die Erlaubnis, das Boot zu benutzen.

Udschidschi war, seitdem wir es kennen, ein hervorragender Sklavenmarkt, und Livingstone war der erste, der die hier begangenen Greuel schilderte und an Philanthropen und Missionsanstalten in Europa appellierte, hier Abhilfe zu schaffen. Im Laufe der Jahrzehnte haben sich die Verhältnisse nicht gebessert.

Erst im Jahre 1888*) wurde die nachfolgende ergreifende Schilderung des furchtbaren Treibens der Araber vom Missionar Vincke publiziert. Wir geben den nachstehenden Auszug aus seinem Briefe wieder:

„Ich fühle mich unfähig, eine Beschreibung von dieser Stadt zu geben, wie ich sie gesehen, und meine Feder weigert sich, all die Scheußlichkeiten zu erzählen, die dort begangen werden. Udschidschi ist die bevölkertste Araberstadt des Tanganyikadistrikts. Hier langen auf dem Wege nach Sansibar alle Sklaventravanten aus dem Inneren an; hier versammeln sich alle Mestizen, um unter sich zu beraten, nach welcher Seite hin und in welchem Lande sie ihre Razzias machen wollen, von hier aus gehen alle Banden, welche jetzt Manjema überschwemmen und dies ehemals so be-

*) Humanus, Der Sklavenhandel und seine Greuel.

völkerte Land vollständig ruinieren. Es ist ein wahres Sodoma, der Schauplatz aller Verbrechen, aller Laster, aller Schrecken. Welcher Unglückstag für Afrika, jener Tag, an welchem die Muselmänner ihren Fuß ins Innere gesetzt haben! Denn mit ihnen sind gleichzeitig sowohl ihre unfittliche Religion, als ihre Verachtung der Neger eingedrungen, ihre Laster und ihre schmachvollen Krankheiten, die bis dahin bei den Schwarzen unbekannt waren.

„Ich hatte schon früher wiederholt den Markt von Udschidschi besucht, aber damals waren die Sklaven weniger zahlreich, und ich konnte diesen abscheulichen Handel nicht in seiner ganzen Schrecklichkeit sehen. Bei meiner letzten Anwesenheit aber war die Stadt eben überschwemmt — in der ganzen Bedeutung des Wortes — durch Sklavencarawanen aus dem Manyema, dem Marunga, dem Duvira und Dubuari. Bei der großen Zufuhr waren die Sklaven sehr billig, man kam, sie mir zu Schleuderpreisen anzubieten, aber fast alle erschienen vollständig erschöpft von Anstrengung und Elend, sterbend vor Hunger; viele würden absolut unfähig gewesen sein, über den See nach der Mission zu gelangen. Ich war so arm, daß ich leider fast alle zurückweisen mußte, ich hatte kaum Geld genug, um jene Gefangenen zu kaufen, wegen welcher ich gekommen war, und denen ich den Vorzug geben mußte, weil sie schon Unterricht von uns erhalten hatten.

„Der Platz war ganz bedeckt mit Sklaven, in langen Reihen standen sie gefesselt, Männer, Frauen, Kinder in schrecklichem Durcheinander. Verschiedenen, die vom Manyema kamen, hatte man die Ohren durchlöchert und dünne Stricke hindurchgezogen, an denen sie zusammengehalten wurden. In den Straßen begegnete man auf jedem Schritt lebenden Skeletten, die sich mühsam an einem Stocke weiter schleppten. Sie waren nicht mehr gefesselt, weil sie ohnehin nicht mehr fliehen konnten. Dualen und Entbehrungen standen in diesen fleischlosen Zügen geschrieben, und alles deutete an, daß sie mehr aus Hunger wie durch Krankheit dem Tode nahe waren. An breiten Narben und frischen Wunden auf ihren

Rücken sah man sofort, was sie an schlechter Behandlung von Seiten ihrer Herren gelitten, denn um sie zum Marschieren zu zwingen, geizt der Slaventreiber nicht mit Prügeln. Andere, hingestreckt in den Straßen oder neben dem Hause ihres Herrn, der ihnen keine Nahrung mehr zukommen ließ, weil er ihren Tod vorausah, erwarteten das Ende ihrer elenden Existenz. O, wie blutet das Herz des Missionars beim Anblicke dieser Unglücklichen, die nicht einmal den Trost der Hoffnung auf ein Jenseits haben, wenn er bedenkt, wie viele Seelen verloren gehen, weil es an Arbeitern am Werke der Bekehrung und an Geld zu ihrer Befreiung fehlt!

„Aber besser noch als auf dem Markte und in den Straßen sollten wir die schrecklichen Folgen dieses abscheulichen Handels auf einem unbebauten Platze sehen, welcher zwischen dem Markte und dem Ufer des Sees liegt. Dieser Raum ist der Kirchhof von Udschidschi oder, um es richtiger zu sagen, der Platz, wohin man die toten und sterbenden Sklaven wirft. Die Hyänen, sehr zahlreich im Lande, spielen den Totengräber. Ein junger Christ, der die Stadt noch nicht kannte, wollte bis ans Ufer des Sees vorgehen, aber beim Anblick der zahlreichen längs des Weges wie gesät liegenden Leichname, halb gefressen von Hyänen und Raubvögeln, wich er erschrocken zurück, er konnte ein solches Bild nicht ansehen.

„Auf meine Frage, die ich an einen Araber richtete, weshalb die Leichname um Udschidschi so zahlreich seien und weshalb man sie so ganz in der Nähe liegen lasse, antwortete er mir in einem so gleichgültigen Tone, als ob es sich um die einfachste Sache von der Welt gehandelt habe: „Früher waren wir gewohnt, die Leichname unserer toten Sklaven an jenen Ort zu werfen und jede Nacht schleppten die Hyänen sie fort; aber dieses Jahr ist die Zahl der Toten so groß, daß diese Tiere nicht mehr genügen, um sie zu verspeisen; sie haben sich das Menschenfleisch zuwider gegessen!“

Auf diesen Brief bezog sich der Kardinal Lavigerie,

als er am 2. August 1888 an den Fürsten Bismarck schrieb und die Errichtung einer Militärstation am Tanganyika empfahl, welche die Araber entwaffnen sollte. Dieser Gedanke wird vielleicht eher, als man glauben möchte, in Erfüllung gehen.

So düster ist das Bild, welches uns die Araberstadt an dem Tanganyika bietet. Wenden wir uns erfreulicheren Nachrichten zu, die im Laufe der Zeit von europäischen Stationen am Tanganyika gekommen sind.

* * *

Wir haben schon bei der Schilderung des Mondlandes der Bemühungen der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft gedacht, Stationen am Tanganyika zu errichten. Die Schwierigkeiten waren groß, aber sie wurden überwunden und im Jahre 1878 stand die Station Karema am Ostufer fertig. Einige Jahre später besuchten sie die deutschen Forscher Dr. Böhm und Dr. Kaiser.

Der damalige Chef derselben, Kapitän Kamäckers, kam ihnen entgegen, eine Stunde später überschritten sie den letzten Höhenzug, der sie noch vom Tanganyika trennte, und vor ihnen lag auf ihrem Hügel gleich einer Festung die belgische Station, dahinter der brandende See. Die Flagge der Internationalen Gesellschaft ging zum Gruße dreimal am Mast auf und nieder, worauf den Deutschen zu Ehren die belgische Nationalflagge aufgehißt wurde. Eine große Drehorgel empfing die Gäste bei ihrem Eintritt in den Hof mit den Klängen der „cloches de Corneville“, und das bunte Treiben auf dem Hofraum mit seiner freundlichen Veranda und den einladenden Zimmern dahinter wirkte nach dem Leben im Walde doppelt anheimelnd. Es gab Kaffee, Thee, Biskuits, Vermut, Weizenbrot, Sardinen, Zigaretten, Streichhölzer, Zeitungen und Zeitschriften, alles Dinge, die den aus der Wildnis Kommenden nur noch in schwacher Erinnerung standen. Beim Diner fehlte der Bordeaux, beim Souper selbst der Sekt nicht. Der lebenswürdige

Kapitän teilte in gastfreundlichster Weise seine geheimsten Vorräte mit dem seltenen Besuch.

Die Station, als vollständige Festung erbaut, lag etwa 15 Meter über dem Seespiegel auf einem isolierten Hügel, welcher sich inmitten einer von einem Höhenzug im Halbkreis umschlossenen Ebene erhebt. Der See bespülte bei Gründung der Station den Fuß des Hügel selbst, jetzt hatte er sich, in einer Periode des Fallens begriffen, um etwa 1000 Schritt von demselben zurückgezogen und dehnte sich nach Norden von der Station ein weiter flacher Sandstrand hin, halb noch völlig nackt, halb bereits von einer charakteristischen Vegetation, darunter auch viel Ambatsch, in Beschlag genommen. Am jenseitigen Ufer erhoben sich die Berge von Marungu, deren anscheinend höchste etwa 70 Kilometer entfernte Spitze sich gegen 1700 Meter über dem Spiegel des Sees erhebt. Nach Nordwest und teilweise auch nach Südwest wird der Horizont nur durch die Wasserfläche begrenzt. Karema liegt in dem schönen Lande Kawende, dessen Reize Dr. Böhm mit folgenden Worten schildert:

„Von Saffagula ging es zu dem prächtigen Bergflüßchen Mtambo und dann in das Gebirgsland Kawende, an dessen herrlicher Felsenpforte uns schon die blauen Berge um den Tanganyika grüßten. Unsere schönsten Lagerplätze waren später am Katumafusse, wo riesenhafte Bombaybäume ein wahrhaft undurchdringliches Urwalddickicht überschatteten und in der weiten menschenleeren Wildnis um die Bergbäche Mgengäwe und Manda. Der erstere zwängt sich dort durch eine Bergschlucht, die der prachtvollste Urwald mit riesigen Lianengruppen und weißblühenden duftenden Orchideen auf den mächtigen Stämmen vollständig verfinsterte. Der Manda floß tief in einem engen Thal, dessen jähe Wände überall mit einem wahren Forst von Bambus bestanden waren, stürzte in drei Absätzen zur Tanganyikaebene herab, welcher herrliche Fall mit der rings wuchernden üppigen Tropenvegetation ein prächtiges Landschaftsbild bot. Und dazu die großartige erhabene Einsamkeit! Hinter mir zwei lange

Tagesmärsche keine Menschenseele, keine Hütte, kein Feld, nur Bergwildnis, vor und unter mir ein neues Gipfelmeer, wieder zwei Tage lang nur die Fährten von Nashörnern und Büffeln, die ihre tiefen Pfade durchs Bambusdickicht zum Wasser getreten; das Rufen der metallisch glänzenden Vögel und das Rieseln und Klingen des Wassers als die einzigen Naturlaute! Da geht einem das Herz auf."

Aber nicht überall ist in Ufawende menschenleere Wildnis; es gibt Striche mit befestigten Ortschaften, in denen kein freundliches Volk wohnt; beim Sturm auf ein Kawendedorf wurde derselbe Dr. Böhm schwer am Beine verwundet, wodurch seine Gesundheit so geschwächt wurde, daß er später jenseit des Tanganyika dem Fieber erlag. Karema selbst war auf einem höchst ungünstigen Orte angelegt, es war eines der ungesundesten Nester auf Erden.

Mit Hilfe der deutschen Forscher legte Kapitän Storms im Jahre 1883 am gegenüberliegenden Ufer die Station Mgala an. Was aber drüben liegt, das gehört dem Kongo-
staate an.

Außer den Forschern kamen seit dem Jahre 1878 Missionare an den See. Plymouth-Rock auf dem Westufer ist der äußerste Posten europäischer Mission. Diese Station liegt auf einer weite Umsicht erlaubenden Höhe, die sich nach dem Gestade des Sees und nach der Niederung des Lugumba steil hinabsenkt. Ein aus Lehm gebautes Haus mit Veranda, drei Räume enthaltend, deren einer für Gäste bestimmt ist, und einige abseits stehende Dienerhütten bildeten während der Anwesenheit Wismanns in der Mission den Gebäudekomplex desselben.

Dem frischen Wind von Osten ausgesetzt, erhaben über das Bereich der Moskitos, gewährt der 176 Meter über dem Spiegel des Sees gelegene Punkt eine wunderbare Aussicht. Nach Norden fallen die schroffen bewaldeten Hänge von Goma in den blauen Wasserpiegel; kleine Inseln und Vorgebirge, von einem Rahmen weißschäumender Brandung eingefasst, fesseln den Blick. Nach Osten breitet sich der mächtige Spiegel des Tanganyika aus, begrenzt durch die

in weiter Ferne sichtbaren Vorgebirge von Kabogo und Kungwe und nach Süden greift die Lufugabucht ins Land, umrahmt von weißschimmernden Sanddünen oder steilen Felsabstürzen. — Trotz der hohen Lage scheint aber auch diese Station nicht gesund zu sein, wie die Gräber der Missionare es beweisen. Aber trotz aller Widerwärtigkeit, trotz der Gefahren des Klimas haben die englischen und französischen Missionare ihren Posten behauptet.

Der Tanganyika ist in der Luftlinie etwa 540 Meilen von Bagamoyo an der Küste entfernt. Burton hatte, um ihn zu erreichen, 100 Tagemärsche von zusammen 420 Stunden gebraucht und er war im ganzen 7½ Monate unterwegs. Die Araber erreichen mit ihren Karawanen den Tanganyika durchschnittlich in etwa sechs Monaten. Fliegende Kolonnen mit leichtem Gepäck dürften vier Monate Zeit dazu brauchen. Diese Entfernung muß in Betracht gezogen werden, wenn man die Thätigkeit der Forscher und der Missionare an jenem See beurteilen will, wenn man erfährt, daß die letzteren sogar einen kleinen zerlegbaren Dampfer dorthin gebracht haben. Und nicht nur Männer wirken an diesem Gestade, auch eine weiße Frau, Annie Boyle Gore, lebt dort an der Seite des Offiziers und Flottenkommandanten der Mission. Zweimal hatte sie versucht, den See zu erreichen, und zweimal mußte sie unverrichteter Dinge umkehren, bis sie zum dritten Male in einem Tragsessel den von uns beschriebenen Weg über Mpwapwa und Tabora — mit ihrem bei der Abreise drei Monate alten Söhnchen — zurückgelegt hatte. Aus den Berichten dieser mutigen Dame sei nur folgendes hervorgehoben*):

„Abschidschi blieb, trotz seiner großen arabischen Häuser und des äußerst lebhaften Handelsverkehrs und des täglichen Marktes, doch weit unter meiner Erwartung. Es ist ein schmutziger, ungesunder Platz. Aber der Anblick des herrlichen Sees mit seinen steilen Felsufeln entschädigt reichlich. Die früher dichtbewohnten Ufer sind leider durch die un-

*) Nach der deutschen Kolonialzeitung, 1889, S. 189.

menschlichen Sklavenjagden zum großen Teile entvölkert. Trotzdem stehen die Eingeborenen auf weit höherer Stufe, als die an der Meeresküste. Sie bilden ein dankbares Feld für europäischen Einfluß. So viel ist gewiß, daß hier der Sklavenhandel nicht bloß ungeschmälert, sondern im denkbar schrecklichsten Maße blüht. Wollte man auch die Sklavenmärkte schließen, der Handel von Stamm zu Stamm im Innern würde dennoch fortdauern. Während des Jahres, welches ich am See zubrachte, zog ein ununterbrochener Transport von Sklaven vorüber, der zum großen Teile Absatz im Innern fand. Gesetz und Ordnung thut den kindischen Negern vor allen Dingen not. Sie würden sich gern der höheren Gewalt fügen, um in Ruhe und Frieden leben zu können. Gerade am Tanganyika haben die Missionare schon mit gutem Erfolge gewirkt, aber man soll nicht mit Bibelsprüchen anfangen, sondern mit nützlicher Unterweisung in Handarbeit.

„Behufs Schiffsverbindung auf dem See war mein Mann eifrig mit dem Bau eines Hilfsdampfers am Südennde des Tanganyika beschäftigt. Anstatt dieses Platzes bezogen wir am 20. Januar die Abschiedschi gegenüberliegende Insel Kawala als dauernden Wohnsitz und Schiffsbauplatz. Da unser Dampfboot noch unvollendet war, kauften wir ein arabisches Boot. Kawala liegt hoch in der Mitte der Westküste und besitzt zwei gute Häfen mit tiefem Fahrwasser, sehr gute Luft bei völliger Fieberfreiheit. Wenn auch unser Haus nur aus Lehm besteht, so überkam mich doch ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit, endlich nach so gefährlicher Reise in Sicherheit zu sein. Vor allem widmete ich mich der häuslichen Einrichtung. Nach und nach traf unsere ganze Karawane ein, ferner das zerlegbare Dampfboot von Quilimane auf dem Sambesi, das andere über Land von Sansibar durch 1000 Träger befördert.

„Mein erster Besuch im Dorfe erregte einen großen Zusammenlauf der Bevölkerung, die mich anstaunte, daß ich mir vorkam wie ein merkwürdiges Tier im Zoologischen Garten. Meine ganze Unterhaltung mit dem Häuptling

bestand in gegenseitigem stummem Anblick, womit er auch befriedigt schien. Seiner Frau, d. h. derjenigen von 40, welche erschien, schenkte ich ein Stück Zeug. Wochenlang erfaßte ich nun jede Gelegenheit, Bekanntschaft mit den Negerinnen zu machen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Sobald ich mich von den Mühsalen der Reise erholt und Jack wieder zu Kraft gelangt war, widmete ich mich vollständig der Erziehung der Negermädchen. Nachdem ihre erste Scheu überwunden, kamen deren immer mehr zu mir, so daß ich regelmäßigen Unterricht in Lesen, Schreiben und Nähen anfang, mich der Suahelisprache bedienend. Bald erschienen meine Schülerinnen in selbstgefertigten Kleidern. Rasch wuchs die Zahl der Lernbegierigen, unter denen auch Jack Platz nahm, so daß ein neues Schulhaus gebaut wurde. Das Betragen der 20 Mädchen von 7—15 Jahren verdiente alles Lob. Durch die neuen Kleider angelockt, baten jetzt aber auch die jungen Frauen um Unterricht. Ich versuchte es, mußte aber davon abstehe. Zur Zeit der Saat und Ernte ist meine Schule wenig besucht, aber meine erste Klasse von sechs Mädchen näht sehr hübsch, liest, lernt Gebete und singt. Es ist unglaublich, welche Aenderung die Kleidung und die Kenntnisse in dem Wesen der Mädchen hervorzubringen. Sie sind kaum wiederzuerkennen. Ich hoffe, dadurch auf ihre Familien günstigen Einfluß zu üben. Auf Bitten des Häuptlings hat mein Mann angefangen, die Knaben täglich kurze Zeit zu unterrichten. Aber sonderbar: für jede Arbeit verlangt der Neger Bezahlung. Wir sollten auch für die Arbeit unserer Schüler bezahlen. Das schlugen wir rund ab. Auf Wunsch der Neger wurde sonntags öffentlicher Gottesdienst eingerichtet, an dem 20 Personen teilnahmen. So haben wir alle Hände voll zu thun, finden aber große Selbstbefriedigung und erfreuen uns bester Kraft und Gesundheit.

„Wenn ich mich auch oft nach Unterhaltung mit einer Engländerin sehne, so fehlt es mir durchaus nicht an Gesellschaft, denn die 40 Weiber des Häuptlings besuchen mich oft — ein Geschenk erwartend. — 1886 schreibt die

kühne Frau: Wir sind munter und gesund. Im März wütete ein furchtbarer Sturm, der unsere Schmiede umwarf. Der große Häuptling Msowa besuchte uns in großem Aufzuge, ebenso später ein weiblicher Häuptling, dessen Name durchaus keine poetischere Uebersetzung zuläßt als „das Schwein“. Sie verlangte zu trinken. Da aber kein lebendes Wesen zusehen darf, wenn eine so hohe Persönlichkeit etwas zu sich nimmt, wurde ihr hinter unserem Zeltvorhang hervor ein Glas Wasser gereicht u. s. w. — Rings um den See sind zahlreiche gesunde Plätze, die sich zur Anlage von Missionsstationen trefflich eignen würden, um das begonnene Werk zu krönen. An Kräften fehlt es doch wahrlich in Europa nicht, um dem schwarzen Erdteile Licht zuzuführen.“ —

Das sind einige Bilder, einige Kapitel aus der Geschichte der Afrikaforschung, die uns den Tanganjika und das Leben an seinen Ufern vorführen. Die deutsche Interessensphäre reicht an sein Gestade, aber vergebens suchen wir an ihm nach deutschen Niederlassungen, wir fanden dort der Reihe nach Belgier, Engländer, Franzosen, die Deutschen waren bis jetzt an ihm nur flüchtige Gäste!

Und doch bedeutet der Vorsprung, den England scheinbar gewonnen, nur wenig, wenn wir in richtiger Weise eingreifen; denn den Sklavenjägern gegenüber können die Missionare nichts ausrichten. Was jenen Gegenden vor allem not thut, das ist eine starke europäische Macht, welche sowohl den Arabern wie den Eingeborenen imponieren würde. Eine Macht, um die sich die Bedrängten und Friedliebenden scharen könnten, um zu neuem Leben zu erwachen. Was jenen Gegenden fehlt, das ist ein Gouverneur wie Emin-Pascha, unterstützt von einem schwarzen Bataillon und ein paar weißen Offizieren. Seine Residenz würde ein Zentrum am Tanganjika werden, vor dessen Glanze Udschidschi bald erblaffen müßte.

Hoffen wir, daß diese Pläne deutscher Kolonisatoren bald in Erfüllung gehen werden und der deutsche Einfluß in jener Gegend wirklich zur Geltung gelangen werde.

Am Victoria-Nyanza.

Von Mpwapwa und Tabora zweigen sich Karawanenstraßen nach Norden ab. Ihr Ziel ist der Ukerewe oder der Victoria-Nyanza, der größte der afrikanischen Seen und der östliche Quellsee des Nils. Die Länder, durch die man dorthin zu gelangen pflegt, sind noch keineswegs gründlich erforscht. Im großen und ganzen ist der Charakter der Landschaft derselbe wie in den von uns bis jetzt berührten Distrikten von Unyamwezi: trockener Wald wechselt ab mit Prairien, an Flüssen und Berghängen erheben sich Galerienwäldungen. Je weiter man nach dem Norden vordringt, desto reicher wird die Vegetation, bis sie an den Ufern des Sees einen in vieler Hinsicht tropischen Charakter annimmt.

„Die Inseln,“ schildert Wilson eine Fahrt auf dem Ukerewe, „boten Landschaftsbilder von bezaubernder Schönheit. Viele waren von einem Höhenrücken durchzogen und reich bewaldet. Wir fuhren dicht an der Küste hin und ich konnte mir die stets wechselnden reizenden Scenerien nach Herzenslust betrachten. Das Ufer säumte der zarte Papyrus, eine wahre Märchenpalme, oft in dichten Streifen, und dazwischen rankten sich purpurne Winden empor; den Hintergrund bildeten riesenhafte Waldbäume, die hie und da auseinandertraten und Aussicht gewährten auf Palmenwälder und malerische Dörfer. Auf dem Wasser wiegten sich rosa und blaue Wasserlilien, während die seltsame *Pistia stratiotes* teils in dichten Beeten zwischen den Klippen festlag, teils in winzigen Inseln schwamm. Schwärme von Wasservögeln bargen sich in den Umbatschbüschen oder strichen schnellen Flugs über uns hin. Flußpferde hoben die häßlichen braunen Köpfe aus den Wellen und staunten die vorübergleitenden Kanoes an. Da und dort sonnte sich ein Krokodil an der Oberfläche und drüber saß im hohen Baum der schwarz und weiße Adler und sah gelassen dem Treiben da unten zu. Dann wieder erblickte ich auf weite Meilen nichts als Dschungeln mit einigen grasigen Lichtungen und

hörte nur das stete Gemurmel der anschlagenden Wellen am Uferhang."

Als Speke den See am 3. August 1858 entdeckte, erklärten ihm die Eingeborenen, der See reiche bis ans Ende der Welt und Stanley erhielt die Auskunft, daß man acht Jahre brauche, um den Nyanza zu umschiffen. Wir haben im vorhergehenden Kapitel die Worte wiedergegeben, mit welchen Burton zum erstenmal den Tanganyika schilderte — hier sei es uns gestattet, auch den ersten Anblick des Uferewe nach Speke mitzuteilen.

„Vom Norden bis Westen,“ schreibt er, „bildete die Wasserlinie des Sees die Aussichtsgrenze am Horizont; links drängte sich in den Gesichtskreis ein Archipel von Inseln mit Bergen, welche 60—100 Meter über der Seefläche emporragen mochte. Jede dieser Inseln erhob sich sanft zu einer runden Kuppe; die Falten zwischen den rauhen Ranten der Granitwände waren mit Wald bekleidet und in lieblicher Ruhe fiel das Bild in den Spiegel des Sees, auf welchem hie und da ein winziges Fleckchen schwamm, die Ruffchale eines Nyanzafischers.“

In der sonst geneigten Ebene verrieten blaugekräuselte Rauchsäulen über den Bäumen halbversteckte Dörfer und Weiler; ihre Brunnendächer bildeten einen günstigen Gegensatz zu dem smaragdnen Grün des Milchbaumes, dessen korallenartige Zweige sich im reichsten Blüten Schmucke um die Hütten drängten oder sich zu Laubgängen um die Dörfer vereinigten. Nordwärts 5—6 Meilen weit im See lagen zwei große geschwisterliche Inseln, Kurewe und Nzute; ein nordöstlich vortretendes Horn verwehrte den weiteren Ausblick auf die nach jener Richtung sich vorstreckende Wasserfläche."

Die Schilderungen Stanleys und Emin's sind unseren Lesern bereits bekannt.

Wir wollen an dieser Stelle nur noch einige der Hauptmerkmale des Sees nach dem Berichte des Missionars Wilson*) angeben.

*) Wilson = Felkin, Uganda und der ägyptische Sudan.

Die Nord- und Südgrenzen des Nyanza sind ziemlich genau bestimmt: erstere $6^{\circ}27'$ nördlicher Breite, wo der Victorianil den Nyanza verläßt, letztere $2^{\circ}27'$ südlicher Breite, das Südennde von Jordans Nullah *); seine größte Länge beträgt demnach gegen 40 Meilen. Die Grenzen im Osten und Westen sind nicht genau bekannt.

Der Name Nyanza bedeutet „See“ in den verschiedenen Dialekten und bezeichnet nur den Victoriasee, niemals eines der anderen großen Seebecken von Zentralafrika, obgleich die Waganda den Nil zwischen dem Victoria- und Albertsee ebenso nennen. Diese Verwechslung oder vielmehr Ausdehnung des Begriffes liegt unzweifelhaft den Berichten, die Speke von Musa Nzuri erhielt, zu Grunde, nach welchen die Nordgrenze des Victoriaufers den dritten Grad nördlicher Breite erreichen sollte. Die Namen Ukereweese, Ukarasee u. s. w., die sich auf manchen Landkarten finden, sind den Bewohnern von Zentralafrika vollkommen fremd und werden nur von den Arabern gebraucht, deren Namensverzeichnis oft nichts weniger als zuverlässig ist.

Die physikalische Beschaffenheit der Nyanzaufer ist in den einzelnen Distrikten sehr verschieden. Von Uganda im Osten der Murchison-Bai ausgehend, finden wir zuerst flache Hügelreihen, die bis dicht an den See herantreten. Die felsigen Ufer und der steinige Boden gewähren selten einen guten Ankerplatz, nur in einzelnen Buchten und Flußmündungen trifft man sandige und kiesige Stellen zum Anker. An einigen Stellen erstrecken sich lange Schlamm- und Sandbänke, nur von 3—4 Fuß Wasser bedeckt, weit in den See hinaus; eine dichte Wasservegetation, Wasserlilien, Schilf, Papyrus bezeichnet ihre Spur. Im Westen gegen den Katanga zu schneiden tiefe Baien in das Land ein und bilden gute Häfen, worunter die Murchison-Bai der größte. Südlich vom Katanga wird die Gegend ebener, die Ufer

*) Den indischen Namen Nullah hat Speke für die Bezeichnung von Wasserläufen eingeführt, die nur während der Regenzeit fließendes Wasser führen.

werden sehr flach und sumpfig, vom herrlichsten Wald bedeckt. Hier senkt sich das Seebecken ganz allmählich. 3—4 Kilometer vom Strand zeigt das Senkblei eine Tiefe von nur fünf Faden an. In der Gegend des Kagera treten die Hügel noch weiter zurück und am Ufer hin ziehen sich, in 4—6 Fuß hohem Wasser stehend, dichte Streifen von Ambatschbüschen, worin zahlreiche Wasservögel, besonders die seltsamen Schlangenhalsvögel leben. Diese tauchen wunderbar geschickt, aber bald werden ihre Federn naß, was sie bei ihren Bewegungen im Wasser erheblich hindert; dann setzen sie sich mit ausgespannten Flügeln auf die Büsche, bis sie wieder trocken geworden sind, wobei man ihr Gefieder für nasse Lumpen an der Sonne halten könnte. Rudert ein Kanoe heran, so kommt plötzlich Leben in diese Lumpen. Die Vögel tauchen ins Wasser, um 50—60 Yards weiter nur den schlangenartigen Kopf und Hals einen Augenblick aus dem Wasser zu heben und die Situation zu beobachten.

Im Süden des Kagera senken sich die fruchtbaren Uferhänge von Uzongora ans Wasser herab, das schon nahe am Strand tief wird. Gegen das Südwestende des Sees zu treten an Stelle der grünen Höhen kahle Felsenhügel mit einer spärlichen Decke von verkrüppelten Dornbüschen und hohem Gras; lange nackte Felsenriffe ragen einige Fuß hoch über den Wasserspiegel hervor und bilden ein gefährliches Hindernis für den Schiffer, der ein scharfes Auge darauf haben muß.

Die Südküste weist kühne Vorgebirge auf, ungeheure Felsmassen vulkanischen Ursprunges, im Sturm der Jahrhunderte ergraut und verwittert, jedoch stellenweise mit einer prächtigen Decke orangegelber Flechten bekleidet. Dazwischen öffnen sich weite, seichte Buchten mit einigen Dörfern am Ufer, die von dem fast nackt gehenden Wazinja bewohnt und von Bananenwäldern umgeben sind. Westlich und östlich von Jordans Nullah ist das Land ähnlich gestaltet, dem Ufer entlang ziehen sich Reihen von Felsenhügeln, während auf der Ostseite auf dem Streifen Alluvialboden zwischen den Hügeln und dem See zahlreiche Dörfer liegen. In der

Gegend von Kagehyi entfernen sich die Hügel vom Ufer und nehmen gegen die Mündung des Schimiyu zu an Höhe ab. Der Uferstreif ist felsig und auf dem steinigen Boden ist sehr schwer ankern. Die Küste um die Mündung des Schimiyu und Ruana am oberen Ende des Speke-Golfes ist flach und zeigt keine namhafte Erhebung bis zu dem hohen Wagugebirge am Nordende des Golfes.

Geht man von hier aus durch die Rugezistraße weiter, das Ostufer des Nyanza entlang, so findet man ein Bergland; der mächtige Majitaberg ragt 600 Meter über dem See empor und ist durch eine herrliche Bucht vom Berge Wagu getrennt.

In dieser Berglandschaft hört in Ugaja die deutsche Interessensphäre auf; weiter nach Osten dehnt sich die Landschaft Kawirondo aus, deren Fruchtbarkeit die Engländer rühmen. Die Einwohner sind hier nicht kriegerisch gesinnt und treiben neben Ackerbau auch Viehzucht. Weiter im Norden erstreckt sich Usoga, ein durch seinen Viehreichtum ausgezeichnetes Land, das seit zwei Jahrzehnten von Uganda tributpflichtig gemacht wurde.

Das sind die Ränder des großen afrikanischen Binnenmeeres, welches eine Fläche gleich der des Königreichs Bayern bedeckt. Auch seine Inseln erfordern unser besonderes Augenmerk. Im Nordwesten liegt der große Archipelagus von Sesse. Eine Kette kleiner Inseln säumt die Westküste und im Süden steigt aus der Flut Ukerewe, die größte Insel im Victoriasee. Eigentlich ist sie eine Halbinsel, ein Vorgebirge, das weit in den See hinaustritt; und mit dem Festland durch einen flachen, sumpfigen Streifen Landes verbunden ist, welchen einige seichte Kanäle durchschneiden.

Bukindo ist die Inselhauptstadt, deren weitverstreute Hütten einige unregelmäßige Straßen bilden. Jede Hütte steht für sich in einer kleinen Pflanzung von Mais, Hirse, Kürbissen, Tabak und anderen Gewächsen. Um die Stadt führt ein ringförmiger Zaun mit einigen Thoren, welche durch schwere, von einem Balken herabhängende Holzbretter verschlossen werden; um sie zu heben, braucht man zwei

Männer und deshalb ist der Eingang den Tag über geöffnet und nur bei Nacht verschlossen; alsdann wird das Thor noch mit einem wagerechten Balken, der durch zwei Löcher in den Thürpfosten geht, verwahrt. Inmitten des Ortes liegt, von einer Palissade aus ganzen Bäumen umschlossen, die Wohnung des Königs; sie besteht aus Hütten für seine Weiber, der Hütte zum Aufbewahren der königlichen Trommeln und vielen Kornspeichern; letztere sind große cylindrische Körbe, mit Lehm ausgekleidet und mit Stroh bedeckt, die auf Pfählen über dem Boden stehen.

Im Palastzaune befindet sich ein ähnliches Thor wie in dem Ringe um die Stadt und jenseits desselben steht ein großes rundes Gebäude, dessen kegelförmiges Strohdach auf einem Walde von Pfählen ruht; es ist der königliche Thron-, Gerichts- und Empfangssaal. Zu feierlichen Gelegenheiten bringt er seinen Thron mit, einen im Lande gefertigten Sessel mit Verzierungen aus Löwenklauen, Krokodilszähnen und Nilpferdshauern.

Ueber fast die ganze bewaldete Insel herrscht der König Lukongo, nur in einem kleinen Teil im Nordwesten derselben hat sich ein anderer Häuptling niedergelassen, der mit Lukongo in fortwährendem Krieg liegt.

Doch alle diese kleinen Häuptlinge und Sultane haben keine entscheidende Bedeutung am Victoria-Nyanza. Ihre Reiche verschwinden im Vergleich mit der Macht Ugandas, welches wir ausführlich in dem zweiten Bande dieser Bibliothek geschildert haben und auf den wir unsere Leser verweisen. Die Macht dieses eigenartigen Negerstaates ist gewiß groß, aber in den letzten Jahren wurde sie doch bedeutend geschwächt.

Rings um den Nyanza haben sich wie an den anderen Seen arabische Händler niedergelassen und üben ihren Einfluß auch auf Uganda aus. Dieser Einfluß war verderblich und führte zu Bürgerkriegen. Und wie am Tanganyika, so sind auch bis in diese Gegenden englische und französische Missionare gekommen. In der Landschaft Ussukuma in deutscher Interessensphäre haben sie schon seit Ende der siebziger Jahre

eine Station; lange Zeit wirkten sie auch an dem Hofe des Ugandaherrschers in Rubaga, und sie besitzen bereits einen Anhang unter der Bevölkerung. Sie waren aber nur Pioniere für eine andere englische Macht, die jetzt am Victoriasee ihre Fahnen entfaltet: für die britisch-ostafrikanische Gesellschaft, welche bereits Expeditionen nach dem Nyanza entsandte, sich in Kawirondo festsetzte und mit Uganda Verträge abschloß; die ferner nichts Geringeres erstrebt, als auch Emin's ehemalige Provinz zu besetzen.

Die Länder nordwestlich vom Nyanza, am oberen Nil und dem Nulle dürften augenblicklich zu den wertvollsten in Innerafrika zählen. Der einzige Handelsartikel, welcher heute den langen Transport zu der Küste noch verträgt, das Elfenbein, ist dort noch in reichlichen Mengen vorhanden. Dank demselben können sich dort die Stationen selbst erhalten, wie dies Emin bewiesen hat. Der Victoria-Nyanza selbst ohne das Hinterland ist im Augenblick nicht viel wert, und darum ist die Konkurrenz der Engländer für die Zukunft unserer ostafrikanischen Kolonie gefährlich. Von den Ländern um den Victoria-Nyanza ist in letzter Zeit am häufigsten Kawirondo genannt worden; es ist jenes gelobte Land, in das Stanley Emin-Pascha mit seinen Truppen geleiten wollte, damit er von dort aus Uganda erobern und seine Provinz wieder besetze; es war das erste wichtige Ziel der Peters'schen Expedition und ist der Sitz einer englischen Niederlassung. Es dürfte darum am Platze sein, Land und Leute von Kawirondo ausführlicher zu schildern, wobei wir den Angaben des talentvollen schottischen Reisenden J. Thomson folgen.

Die Wakawirondo sind durchaus nicht anziehend in ihrer äußeren Erscheinung und stehen zu ihrem Nachteil gegen die Massai ab. Ihr Kopf ist entschieden niedriger, die Augen sind dumm und schläfrig, die Kinntbacken stehen vor, der Mund ist unschön groß und die Lippen dick, vortretend und wulstig — es sind wirklich richtige Neger. Ihre Gestalten sind besser, obgleich man nur von den jungen unverheirateten Mädchen sagen könnte, daß sie überhaupt

lieblich anzuschauen seien. Die verheirateten Frauen tragen auch einige Fäden Kleidung und zeigen wenigstens eine gewisse Schamhaftigkeit. Die Kleidung anlangend, so haben sie sich von der Natur leiten lassen — da eine lange Quaste



Töchter des Häuptlings von Massala.

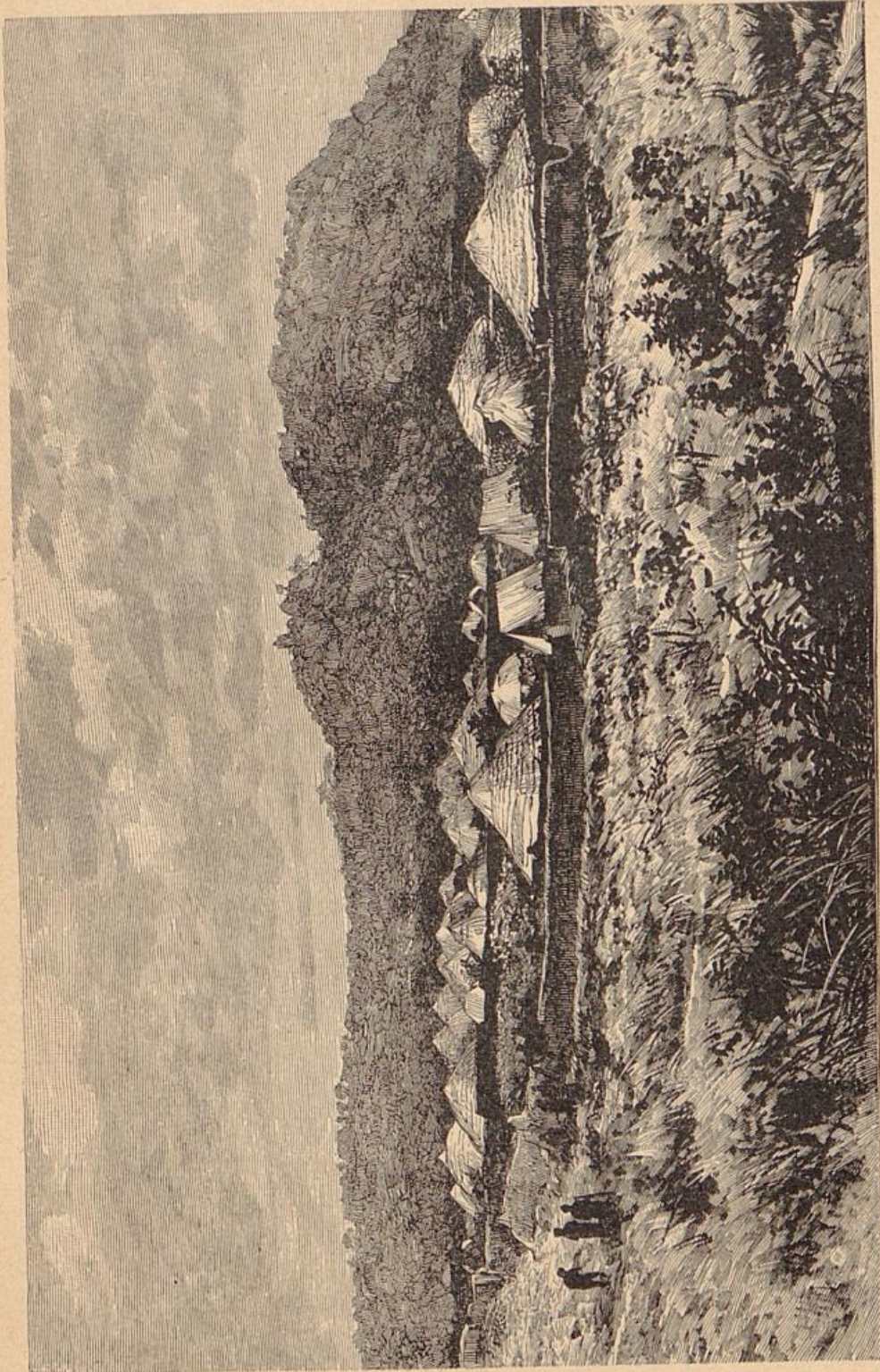
von gedrehten Stricken, die einem Schwanze lächerlich ähnlich sieht, den Hauptbestandteil der Kleider bildet, und eine Franse von Stricken vier Zoll im Quadrat den ganzen Rest ausmacht. Die Männer gehen durchaus nackend und zeichnen sich durch ihren athletischen Bau und die ungewöhnliche Länge des Leibes im Vergleich zu den Beinen aus. In Betreff dieser richtigen Körperverhältnisse stehen sie entschieden den

Massai nach. An ihren Waffen sieht man sofort, daß sie kein kriegerisches Volk sind, da ihre Speere sehr ärmlich aussehen, mit kleinen Spitzen und gewöhnlich $2\frac{1}{2}$ Meter langen Schäften, als ob sie nicht wünschten, mit ihren Feinden handgemein zu werden. Ihre Schilde haben alle möglichen Gestalten und Größen, obgleich die eigentümliche Kawirondoform sich durch ungeheure Größe und Schwere auszeichnet. Ein solcher Schild besteht aus einem fast ganzen Büffelfell, $1\frac{1}{2}$ Meter lang und ebenso breit, zu einem Winkel herumgebogen, so daß er den Träger vollständig außer im Rücken umgibt. Wenn sie zum Angriff vorrücken, so sieht man nur ihren Kopf. So plump und schwerfällig ist dieser Schild, daß er außer im wirklichen Kampf über den Rücken geschlungen getragen und bei der Flucht weg-
geworfen werden muß.

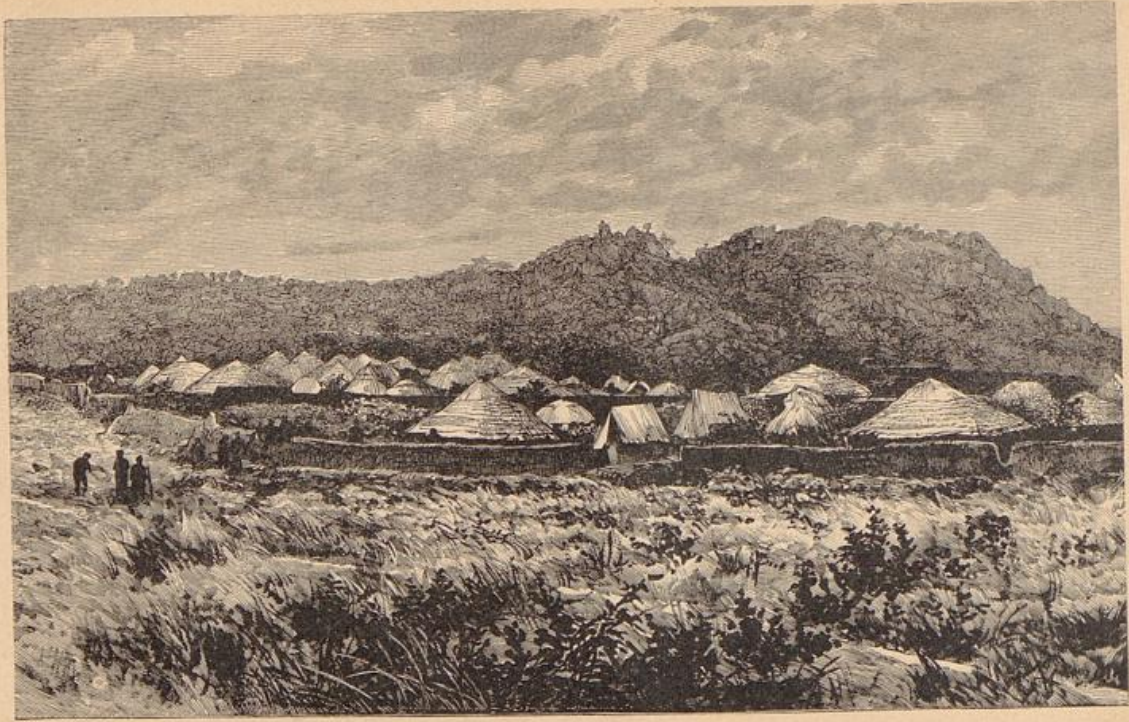
Ein Hauptvergnügen der Wakawirondo besteht darin, ihr Haar auf eine möglichst phantastische Art aufzuputzen. Antilopenhörner, die Schwanzfedern des Hahns, Korbgeflecht und Lederarbeiten werden dazu benutzt, die auffälligsten Wirkungen hervorzurufen. Ihre Hütten haben die gewöhnliche Bienenkorbform. Die Dächer sind mitunter spitz kegelförmig zulaufend, dann auch wieder — wie zu Kabaras — bleiben sie sehr flach. Inwendig sind sie entweder musterhaft sauber und nett oder über die Maßen schmutzig. Das erstere findet statt in den Hütten der ärmeren Leute, welche keine Ziegen oder Vieh besitzen.

Die Wakawirondo beschützen ihre Dörfer durch starke Lehmwälle mit einem trockenen oder nassen Graben davor. Der lehmige Charakter des durch das Zerfallen des Granits entstandenen Erdbodens führt von selber auf diese Verwendung, weil er im trockenen Zustande gleich zähe und hart wird.

Ueber den Charakter des Landes äußert sich Thomson:
„Den meisten Eindruck machte auf mich die überraschende Menge Dörfer, und das im allgemeinen zufriedene und gute Aussehen der Bewohner. Unser Marsch glich fast einem Triumphzuge und wir waren ganz in der Stimmung uns



Dorf Sabaras.



Dorf Kabaras.

Bibliothek der
Lesehalle in Bremen

zu freuen, indem wir ihn in diesem Lichte betrachteten, da wir uns zu rasch dem Ziel unserer Hoffnungen, dem Victoria-Nyanza, näherten. Fast jedes Fußbreit des Bodens war in Kultur genommen und die Bevölkerung schien sogar eine Idee von dem Wert der Fruchtfolge zu haben, indem sie das Land zuzeiten brach liegen ließ, um solche Stellen



Der Victoria-Nyanza von Massala aus gesehen.

als Weidgrund für Rindvieh und ihre Schafherden zu benutzen.

„Wir gingen durch vollständig geschlossene Reihen Volks hindurch, welche Körbe mit Lebensmitteln trugen und eifrig sich bemühten, alles für Perlen zu verkaufen. Es gab Honig, Milch, Eier, Geflügel, Bohnen u. s. w.

„Die Lebensmittel waren dabei billig: Mehl für vier Leute kostete nur eine Perlenschnur; süße Kartoffeln für acht Mann ebensoviel, ein Schaf 15, eine Ziege 20 Schnüre. Das waren einige der üblichen Preise. Dazu kamen noch Fische aus dem Nsoia, daß die Reisenden recht eigentlich im Lande Gosen wohnten. Ferner hätte Thomson das

Fleisch von Flußpferden essen können, da er mehrere in Moia schoß, und es war ein Prachtanblick, etliche hundert Eingeborene um die Mahlzeit sich streiten zu sehen.

Nach einigen unbedeutenden Abenteuern mit den Eingeborenen erreichte Thomson den Kamm einer niedrigen Hügelreihe und da lag das Ende seiner Pilgerfahrt vor ihm — eine glitzernde Bai des großen Sees, umgeben von niedrigen Ufern und nach Süden durch verschiedene Inseln abgeschlossen, das Ganze durch einen dichten Nebel leicht verhüllt und zauberisch unbestimmt gemacht. „Der Blick über die dürr aussehenden Euphorbienbäume,“ erzählt der Reisende, „und den zum schlammigen Strande sanft abfallenden Abhang konnte nicht malerisch genannt werden, so angenehm er auch uns war. Diese Scene stach gar zu sehr ab gegen alle Ansichten afrikanischer Seen, welche ich bisher in der glücklichen Lage gewesen war, zu betrachten. In allen vorhergehenden Fällen hatte ich von Höhen von nicht weniger als 2000 Meter auf die gähnenden Abgründe zu meinen Füßen hinabgeschaut; hier aber stand ich auf einem unbedeutenden Hügel und sah ihn sanft in die große Wasserfläche übergehen.“

Zwischen Rufidschi und Rowuma.

Wir kehren wieder zur Küste des Indischen Ozeans zurück. Dar-es-Salaam war der letzte Hafenort, den wir im Bereich der deutschen Interessensphäre besucht haben. Die Häfen, die weiter südlich liegen, haben nicht mehr die Bedeutung der früher erwähnten. Von ihnen führen nicht so wichtige Karawanenstrassen ins Innere und da die Entdeckungsreisenden in der Regel dem Zuge der Händler folgen, so ist auch das Gebiet dieses Küstenstriches sehr wenig erforscht.

Wendet sich das Schiff südwärts von Dar-es-Salaam zur Küstenfahrt, so kann es die Landungsplätze nur am Tage anlaufen, da es hier weder Seezeichen noch Leuchtfeuer gibt.

Der erste bedeutendere Ort, auf den man stößt, ist

Kilwa Kivinje. Nach und nach hat es den ganzen Handel von Kilwa Kisiwani, dem alten Kiloa der Portugiesen, an sich gezogen, was einigermaßen auffallend ist, da letzteres einen ausgezeichneten Hafen, ersteres aber nur eine offene Reede besitzt und selbst kleine Dampfer nur bis etwa $1\frac{1}{2}$ Seemeilen herankommen können.

Es wird behauptet, daß es das ungesunde Klima des alten Kiloa sei, welches die Händler, Araber wie Inder, veranlaßt habe, zu wechseln; der wirkliche Grund scheint aber der gewesen zu sein, daß in Kivinje der Sklavenhandel ungestörter betrieben werden konnte, weil die englischen Kriegs- und Paketdampfer nicht so leicht dahin kommen konnten.

Kilwa Kivinje liegt in Kokospalmen versteckt und die Einwohnerzahl wurde vor dem Aufstand auf etwa 3000 geschätzt. Exportiert werden hauptsächlich Elfenbein, Gummi, Kopal, Reis und Sesamsaat. Dagegen werden hauptsächlich amerikanische Zeuge, sowie solche von Bombay, auch Tücher aus der Schweiz eingeführt, ferner Glasperlen, Eisen- und Messingdraht und viele Gewehre, teils englischen, teils deutschen Ursprungs, letztere mit Steinschloß. Die Provisionen waren hier außerordentlich billig und die Umgegend schien reich an Vieh zu sein. Der Kommandant der „Möwe“ bezahlte für 1 Kilogramm Rindfleisch nur 52 Pfennig. Die Stadt wurde im Mai 1890 von Wismann erstürmt.

In dem benachbarten Kilwa Kisiwani zeugen nur die Ruinen eines portugiesischen Forts von vergangener Größe.

In den Buchten, die weiter südlich folgen, liegen nur unbedeutende Dörfer, bis man Lindi, die Perle der Häfen an der ganzen Küste, erreicht. Kapitän Hoffmann äußerte sich darüber in den Annalen der Hydrographie:

„Lindi ist ein bedeutender Ort, nach Kilwa Kivinje der größte an dieser Küste und Haltepunkt der Postdampfer. Die äußere Bucht bietet eine vorzügliche Reede zu jeder Jahreszeit. Der Fluß ist nach Passieren der Barre breit und tief gegenüber der Stadt. Lindi liegt auf einem ganz niedrigen Terrain, umgeben von Sumpf, nur nach Norden

durch trockenes Land mit den hier weit zurücktretenden Bergen verbunden. Von einem auf dem Flusse in 20 Meter Tiefe, nahe bei Kas Rungi verankerten Schiffe läßt sich die ganze Stadt einsehen; querab von diesem Ankerplatze (450 Meter Abstand ist der beste Landungsplatz unmittelbar an der Stadt. Das Fort liegt niedrig am Strande im Norden der Stadt und ist ohne alle Bedeutung. Die Häuser des Ortes liegen alle frei zwischen Kokospalmen, zusammenhängende Straßen gibt es kaum. Am rechten Flußufer steigen die zur Zeit mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Hügel 50 Meter hoch steil an und beherrschen die Stadt. Weiter außerhalb fällt die zehn Meter hohe, horizontale Felsplatte Kas Rungi steil ab. Dieselbe muß von tiefgehenden Schiffen auf 100 Meter Abstand passiert werden. Das hohe, hügelige Land in der weiteren Umgegend von Lindi zu beiden Seiten des Flusses ist nur zum verschwindenden Teile bebaut. Nach den von uns besuchten arabischen Pflanzungen zu urteilen, ist das Land, dessen Hafennort Lindi ist, für Bodenkultur und Viehzucht besonders geeignet. Eine Unternehmung, welche in dieser Küstengegend, selbst unter arabischer Herrschaft, Landwirtschaft in größerem Maßstabe einrichtete, müßte jedem Plantagenprojekt im Innern verhängnisvoll werden, sofern hier wie dort derartiges unternommen werden kann."

In der Bucht von Mikindani findet man eine Reihe von Dörfern, die unter demselben Namen als eine Ortschaft aufgefaßt werden. In den letzten Jahren vor dem Aufstand hat sich auch dieser Platz gehoben, was ohne Zweifel damit zusammenhängt, daß die Araber am Nyassa ihre Raubzüge im größten Maßstabe auszuführen begannen. In den Thälern nahe dem Orte fand Peters auf seiner Inspektionsreise guten Boden und einen reichen Baum- und Pflanzenwuchs, hauptsächlich zuerst Palmen und Mangobäume, weiter hinein Bananen, auch wilde Baumwollsträucher. Ziemlich bedeutende Kopalgruben sollen etwa eine Tagereise entfernt sein.

Die Grenze zwischen deutschem und portugiesischem Küstenstrich bildet die Mündung des Rowuma, deren Ufer auf eine kurze Strecke mit Mangroven bestanden sind.

Eine allgemeine Charakteristik dieses Gebietes wird im folgenden zusammengefaßt*):

Der niedrige Küstensaum ist zum größten Teil mit Sümpfen und Savannen, der hochgelegene mit dichtem Gehölz und Gestrüpp bedeckt, im Zusammenhang mit anstoßenden Kopal- und Gummiewaldungen, an den wenigen Stellen, wo das Land urbar gemacht worden und bebaut wurde, zeigen sich Kokospflanzungen und Kornfelder im besten Wachstum.

Weiter landeinwärts läßt die ausdörrende Hitze nichts anderes aufkommen als kärgliche Savanne und dornige Akazienwäldchen. Eine Ausnahme schafft das vom Rufidschi im Mittellauf am rechten Ufer in weiter Ebene abgelagerte Schwemmland; dieses liefert dem Ackerbauer mehr als den eigenen Bedarf. Auch die massigen in dem durchschnittenen wasserreichen Hügelland gelegenen Wäldchen nördlich vom Rowuma, in denen die Kautschukliane überaus kräftig wuchert, bergen in sich die Keime erfreulichster Kulturfähigkeit, wie vereinzelte Niederlassungen beweisen.

Im Gebirgsland Mahenge offenbart sich auf den herabgeschwemmten, nahrungsreichen Bodenschichten die Ueberfülle der Pflanzenwelt sowohl in der Mächtigkeit der Dschungeln und Gräser, als auch in dem reichen Erträgnis der bebauten Gefilde. Gänzlich unfruchtbar ist die Bergwildnis am oberen Rufidschi zwischen Kingani und Schuguli; der steinige Grund bringt hauptsächlich nur dornige Mimosen hervor.

Auffallend ist in diesem ganzen Gebiet die Armut an jagdbaren Tieren. Weder die Wälder noch die Steppen sind belebt; nur in den Fluten des Rufidschi und Rowuma treiben scharenweise das Flußpferd und das Krokodil ihr Unwesen.

In dem südlichen Binnenlande unserer Interessensphäre wohnen verschiedene Stämme, aber keiner derselben hat seine Eigenart völlig bewahrt; denn abgesehen von den Einflüssen, welche die Nähe der Küste und der mit ihr verbundene Handel mit sich bringen, ist dieses Gebiet noch in jüngster

*) Briz-Förster, Deutsch-Afrika.

Zeit den Angriffen der nordwärts vordringenden Zulustämme ausgesetzt gewesen. Diese sowie die Araber wirkten auf die feßhaften Eingeborenen demoralisierend ein.

Die Mahenge in dem Gebirgsland wurden zuerst von den Maviti, einem Zweigstamm der Zulu bedrängt; nachdem diese sich zurückgezogen, legten die Mahenge Kleidung und Waffen der Maviti an und zogen in dieser Rüstung gegen die benachbarten Stämme, die schon durch das Erscheinen der gefürchteten Räuber eingeschüchtert, sich den Mahenge unterwarfen.

Von dem Nyassasee ist in diese Gegenden noch ein anderer Stamm gekommen, die Yaos. Von kräftigem Körperbau, in Kriegslisten erfahren, sind sie gefürchtete Kämpfer. Von den Arabern haben sie vieles gelernt, deren Tracht angenommen und sind die verwegentsten Sklavenjäger und Sklavenhändler. Sie sind der Schrecken des Landes und nahmen an dem Aufstand der Araber einen ebenso thätigen Anteil wie die räuberischen Maviti.

Der Nyassasee.

Im Süden berührt die deutsche Interessensphäre den Nyassasee, der durch Livingstones Forschungen bekannt wurde, und an dem der deutsche Reisende A. Roscher einen frühzeitigen Tod fand. Scheinbar ist der Nyassa von Bergen umgeben, eine nähere Untersuchung ergibt aber, daß er in einer Schlucht eines Hochplateaus liegt, ähnlich wie der Albertsee im Norden.

Vor Jahrzehnten herrschte im Süden des Sees tiefer Frieden, etwas von der paradiesischen Ruhe, die mitunter unter den Wilden angetroffen wird, aber im Norden tobte schon damals Krieg. Schon Ende der fünfziger Jahre berichtete Livingstone von dem wilden Stamme der Mavitu, der von Räubereien lebte. Es waren Zulus, die sich auf den Hochlanden niedergelassen hatten und Beutezüge in die Dörfer der Ebenen unternahmen. Weit und breit war von ihnen das Land verwüstet worden und die Reisenden fanden

oft verwesene oder frische Leichen getöteter Eingeborenen auf dem Wege.

Auf Livingstones Drängen wurden hier von den Engländern Missionen errichtet; ihnen folgten die Kaufleute und die African Lakes Company und die Gebrüder Buchanan legten hier eine Anzahl blühender Stationen und Plantagen an. Alles schien sich in bester Weise zu entwickeln, man pries sogar das Klima und schrieb: „Schotten und Engländer haben auf den etwa 3000 Fuß hohen Hochebenen seit Jahren bei vollkommener Gesundheit gelebt.“ Der Nyassa war der erste afrikanische See, der von einem Dampfer befahren wurde. Man hat dabei oft die Schattenseiten zu beschreiben vergessen. Ein Auszug aus dem interessanten Werkchen Drummonds „Inner-Afrika“ mag uns darüber belehren:

„Es war ein herrlicher Sommermorgen, als die ‚Mala‘ in den Nyassa einfuhr, noch einige Stunden und wir lagen in dem kleinen Hafen zu Livingstonia vor Anker. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese berühmte Missionsstation auf mich machte. Herrliche bis zum Gipfel bewaldete Granitberge bilden den Hintergrund und auf dem silbernen Uferstrand einer kleinen Bucht stand eine Reihe niedlicher weißer Häuschen. Ein durch einen Garten sich windender Fußpfad führte hinan; ich betrat das ansehnlichste der Häuschen — es war die Livingstonia Manse*) — die Wohnung des leitenden Missionars. Alles war aufs schönste eingerichtet, erhalten; englisches Zimmergerät stand da, ein Arzneikästchen, Teller und Tassen in den Schränken, Bücher lagen umher. Den Missionar aber fand ich nicht. Ich betrat das nächste Haus, es war die Schule; die Bänke waren da und die Wandtafel, aber keine Kinder und kein Lehrer. Ich ging weiter ins nächste — es war die Schmiede; Ambos und Handwerkszeug fand sich vor, aber kein Schmied. Und so weiter — alles in schönster Ordnung, alles leer. Da erblickte ich einen Eingeborenen; er führte mich etwas abseits

*) Schottisch: Pfarrwohnung.

in den Wald; hier unter den Mimosen am Fuße eines mächtigen Granitfelsens waren vier oder fünf Grabhügel. Da waren die Missionare!

„Ich verbrachte eine ernst stimmende Rastzeit im Schatten der verlassenen Station. Es ist ein wunderlieblicher Ort, und unter den Tamarinden am friedlichen Ufer kann man's kaum fassen, daß die Seuche, die im Mittag verderbet, an diesem schönen Fleckchen Erde ihr Wesen habe. Fünfzig Stunden weiter nördlich an derselben Küste haben die paar überlebenden Missionare, mit unsäglichen Hindernissen kämpfend, ihre Arbeit aufs neue begonnen.“

Ihre Erfolge haben allgemeine Anerkennung gefunden und Wislmann stellte sie den schönen Erfolgen der katholischen Mission in Bagamoyo zur Seite; aber ihr Werk wurde durch andere Einwanderer vereitelt. Derselbe Drummond gibt in seinem Werke ein Gegenstück zu der Missionsstation. Es lautet:

„Ich besuchte nur ein Dorf am Nyassa und hoffe, daß es ein Ausnahmsdorf war; jedenfalls habe ich ein ähnliches sonst nirgendwo in Afrika gesehen. Eines schönen Morgens, ehe die Glaglocke zur Abfahrt läutete, geriet ich in dieses Dorf — ich war früh auf und ruderte in einem kleinen Boot an der Küste hin. Ich verlor mich alsbald in einem endlosen Labyrinth schmutziger Hütten. Der aus denselben ausströmende Geruch war über alle Beschreibung, und wohin ich die Schritte wandte, begegneten mir pockenranke Menschen im blühendsten Stadium der Krankheit, die da umherliefen, als ob man in Afrika vor Ansteckung gefeit sei. Der Häuptling dieses Nestes ist der größte Sklavenhändler und ärgste Sünder am See; rings um seine Behausung, auf Pfähle gespleßt, dorrt Menschenköpfe in der Sonne, ich zählte deren vierzig — ein grauenhafter Anblick!

„Das war übrigens kein afrikanisches Dorf, sondern ein arabisches.“

Außer den Missionaren wirken noch englische Kaufleute in diesem Gebiet, das durch den Shirefluß verhältnismäßig leicht zu erreichen ist. Die African Lakes Company wurde

im Jahre 1878 gegründet. Ihr Zweck war, die Länder vom Zambesi bis zum Tanganyikasee zu erschließen, Fleiß und Thätigkeit der Eingeborenen zu ermuntern, ehrlichen Handel mit ihnen zu treiben, die Einfuhr von Rum und, so weit wie thunlich, von Pulver und Blei zu unterdrücken und die Arbeit der Missionare zu unterstützen.

Bis vor kurzem hatte sie zwölf Stationen gegründet; 25 Europäer standen in ihren Diensten, zwei Dampfer befuhren den Shire und den Nyassasee. Sie rühmte sich, eine treffliche Kaffeepflanzung im Innern errichtet zu haben. Allen Reingewinn, den sie erzielt hatte, verwandte sie wieder zum Besten des Unternehmens. Eine ihrer vornehmsten Aufgaben sollte es auch sein, den Sklavenhandel zu verhindern.

Nun — in der Nachbarschaft eines solchen europäischen Unternehmens fanden sich Araberdörfer, wie das vorhin geschilderte. Ja, die Araber setzten sich an dem See fest und machten die Umgegend zu einer der stärksten Hochburgen der Sklavenjagd, und als die Missionare sich der wie wilde Tiere verfolgten Eingeborenen annahmen, wurde eine der Stationen angegriffen und zerstört!

So ist die Lage der Dinge in dem südlichsten Teile der deutschen Interessensphäre beschaffen. „Nun ist alles wieder brach gelegt, gelähmt, zerstört, und ehe die eingedrungenen Araber nicht aus ihrer Verschanzung vertrieben sind, ist an weiteren Fortschritt dort gar nicht zu denken. Die Existenz der Stämme selbst, unter denen mit so erfreulichem Erfolg gearbeitet worden, ist ernstlich bedroht, und die mit den Verhältnissen an Ort und Stelle persönlich Vertrauten sehen keinen anderen Ausweg, als gegen alle ihre bisherigen Grundsätze und persönliche Neigung laut um Waffenhilfe zu rufen. Ihr Ruf ist auch gehört worden, ein Nyassa-Verteidigungsfonds wird in Schottland gesammelt, um in diesem besonderen Falle handelnd einzutreten.“

Was im übrigen Land und Leute am Nyassasee anbelangt, so sind sie auch hier nicht anders beschaffen, als in den übrigen Teilen des Inneren von Ostafrika.

Zwischen dem Nyassa- und dem Tanganyikasee erstreckt sich eine Hochebene, durch die jetzt die Kolonialmächte England und Deutschland ihre Grenze gezogen haben. Wir brechen jedoch hier die Schilderung von Deutsch-Ostafrika ab, denn die Zeit ist noch weit, weit entfernt, wo man daran denken wird, auch dorthin die Kultur zu tragen.

Wir haben bereits ein ungeheueres Gebiet beschrieben; in buntem Wechsel sind Länder, Berge und Hochebenen, Flüsse und Seen an unserem Auge vorübergezogen. Versuchen wir noch einen Rückblick auf das Ganze zu werfen und den Gesamtcharakter und den Wert von Land und Leuten in allgemeinen Umrissen zu skizzieren. Vorerst aber möchten wir noch einen kurzen Ueberblick über die an England abgetretene nördliche Ostküste bieten.

Die Somaliküste.

Bei den Kolonialunternehmungen, die hier in Frage kommen, handelt es sich um die Erschließung des Osthornes von Afrika, welches bis auf den heutigen Tag in seinem Inneren unbekannt geblieben ist. Schon Anfang der sechziger Jahre hatte der verdiente deutsche Reisende Baron von der Decken den Schleier, der dieses geschichtlich interessante Land verhüllte, lüften wollen. Indem er den Jubq hinaufging, drang er bis zu der Stadt Berdera vor, wurde aber hier von den Eingeborenen angegriffen und getötet. Auch in jüngster Zeit fand dort Dr. Fühlke, einer der thätigsten Pioniere der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der Begleiter Peters' auf dessen Usagara-Expedition, frühzeitig den Untergang. Gaggemacher, der 1875 auf Veranlassung Ismail-Paschas mit einer kleinen Expedition in das Innere eindrang, verlor alle seine Leute bis auf drei Mann; er fand hier ein kleines Paradies, das wirkliche Land des Weihrauches, und lernte dessen Bereitung kennen.

Leider wird dieses Paradies von schlimmen Menschen behütet, die mit Speer und Schwert jedem Fremdling den Eingang wehren. Die alten Aegypter nannten es sogar

das „Land Gottes“, hier entstand der Phönix aus einem Nest von Weihrauch, hier wohnt Ammon in den Feldern des Weihrauchs.

Die Bewohner des Landes sind auf alten ägyptischen Grabgemälden dargestellt. Auf einem derselben, aus dem 17. Jahrhundert v. Chr., finden wir mitten unter schwarzen und braunen Völkern auch eine Gesandtschaft rothhäutiger Männer. Das waren die Kuschiten, die Vorfahren der heutigen Somali; die Vorfahren, welche eine andere ägyptische Abbildung, angesiedelt unter Weihrauchbäumen und Pfahlbauten, die Rinderherden in der Nähe der Wohnungen, darstellt. Das ist das rote Volk, welches dem Roten Meere den Namen gab, denn nach der griechischen Sage herrschte hier der Heros Erythroos, nach dem seine Kinder und das Meer benannt wurden.

In vorigen Jahrhunderten hatten andere Völker die Gewürzinseln entdeckt und erobert — die Pioniere der deutschen Kolonisation trugen sich mit dem Gedanken, das Land des Weihrauchs Deutschland zu sichern.

Man kann die Söhne des Somalilandes in Sansibar kennen lernen, wenn in den Monaten Februar, März, April mit dem wehenden Nordost-Monsun die Daus aus Arabien und dem Somalilande anlangen*), denn bemerkenswerterweise geht der gesamte nicht unbedeutende Handel des Somalilandes über Sansibar. Zu jener Zeit kann man überall die Somali in den Straßen in Gruppen umherwandern oder auch wohl in den Läden einkaufen sehen. Sie sind ohne weiteres durch ihr stolzes, selbstbewusstes Auftreten, durch den intelligenten Schnitt und Ausdruck des Gesichtes, sowie durch ihre mächtige braune Haarperücke kenntlich. Man begreift ohne weiteres, daß sie nicht mit den Negern derselben Völkerfamilie angehören können. Ihre Stellung zu den Wasuaheli ist auch eine entschieden feindliche, und wenn letztere nicht einen so gutmütigen, schwächlichen Charakter besäßen, würden häufige blutige Rencontres die un-

*) Schmidt, Sansibar.

vermeidliche Folge sein. So aber kommt dies, trotzdem die Somali meist mit Speer und Dolchmesser bewaffnet einhergehen, wohl kaum vor.

Ähnlich den Arabern sind sie entschiedene und ausgesprochene Mohammedaner, und in den hierzu bestimmten, ihnen vom Sultan zugewiesenen Häusern werden täglich Zusammenkünfte abgehalten.

Neben der Tapferkeit, Intelligenz und dem Fanatismus besitzt der Somali nun aber noch einige andere, in ganz hervorstechender Weise bei ihm ausgeprägte Eigentümlichkeiten, bemerkt unser Gewährsmann. Er ist verschlagen, mißtrauisch und außerordentlich habgierig. Der Somali mißtraut jedem. Der Bruder traut nicht dem Bruder, der Vater nicht dem Sohne. Wieviel weniger wird ein Somali also einem Weißen trauen! Er behandelt den Weißen als Freund, solange er Geschenke bekommt oder solange er solche noch erwarten kann. Alles ist ihm Geschäft, und von dem Moment an, wo der Weiße nichts mehr zu vergeben hat oder nichts mehr vergeben will, wendet sich jeder von ihm ab. Der Europäer kann noch froh sein, wenn er nicht einfach erschlagen wird und die in seinem Besitze befindlichen Waren ihm geraubt werden.

Wir haben gesehen, daß an dem Teile der Somali-küste, welche den Arabern unter dem Namen Bar-Benadir — Küste der Häfen — bekannt ist, die Hafenplätze von Kismaju, Barawa, Marka und Matdischu als Stationen des Sultans von Sansibar durch das internationale Abkommen zu London am 1. November 1886 anerkannt worden.

Durch die Schilderung dieser Häfen möge auch der Wert der Küste dem Verständnis des Lesers näher gerückt werden*).

Kismaju ist erst von den Arabern im Anfang der Regierungszeit des Sultans von Sansibar, Seid Bargasch, gegründet worden. Es besteht nur aus einem Fort und einigen Warenhäusern, die von arabischen und indischen Kaufleuten bewohnt werden. Die Eingeborenen wohnen nicht in dem

*) Deutsche Kolonialzeitung 1886.

Hafenorte, sondern kommen nur in denselben, um Handel zu treiben.

Brawa oder Barawa ist eine sehr alte Stadt, wie dies die Ruinen um dieselbe, namentlich ein dicht am Meeresstrande während der Flut von den Wogen umspülter Turm mit einer persischen Inschrift, andeuten. Hier wohnt eine bunt gemischte Bevölkerung, eine Kreuzung von Somali und Arabern, sowie reine Somali und Araber.

Marfa, eine kleine, meist aus steinernen Häusern bestehende, mit einer Mauer versehene Stadt, ist viel kleiner als Brawa. In der Umgegend wohnen die Bimal-Somali, ein kriegerischer Stamm, der seit undenklichen Zeiten mit den hinter ihnen im Inneren wohnenden Stämmen in Feindschaft lebt. Die Stadtbewohner selbst sind jedoch durchaus friedfertig, und daher hat Marfa für die arabischen Kaufleute und die wenigen indischen Händler, die nach dem Norden arbeiten, die meiste Anziehungskraft von allen Häfen der Benadirküste. Der Hafen von Marfa wird ebenfalls durch eine kleine Bucht gebildet; doch ist dieselbe nach Süden zu fast gar nicht geschützt. Im Südwestmonsum ist derselbe allerdings für Fahrzeuge, deren Tiefgang gestattet, daß sie dicht ans Ufer anlegen können, ganz sicher.

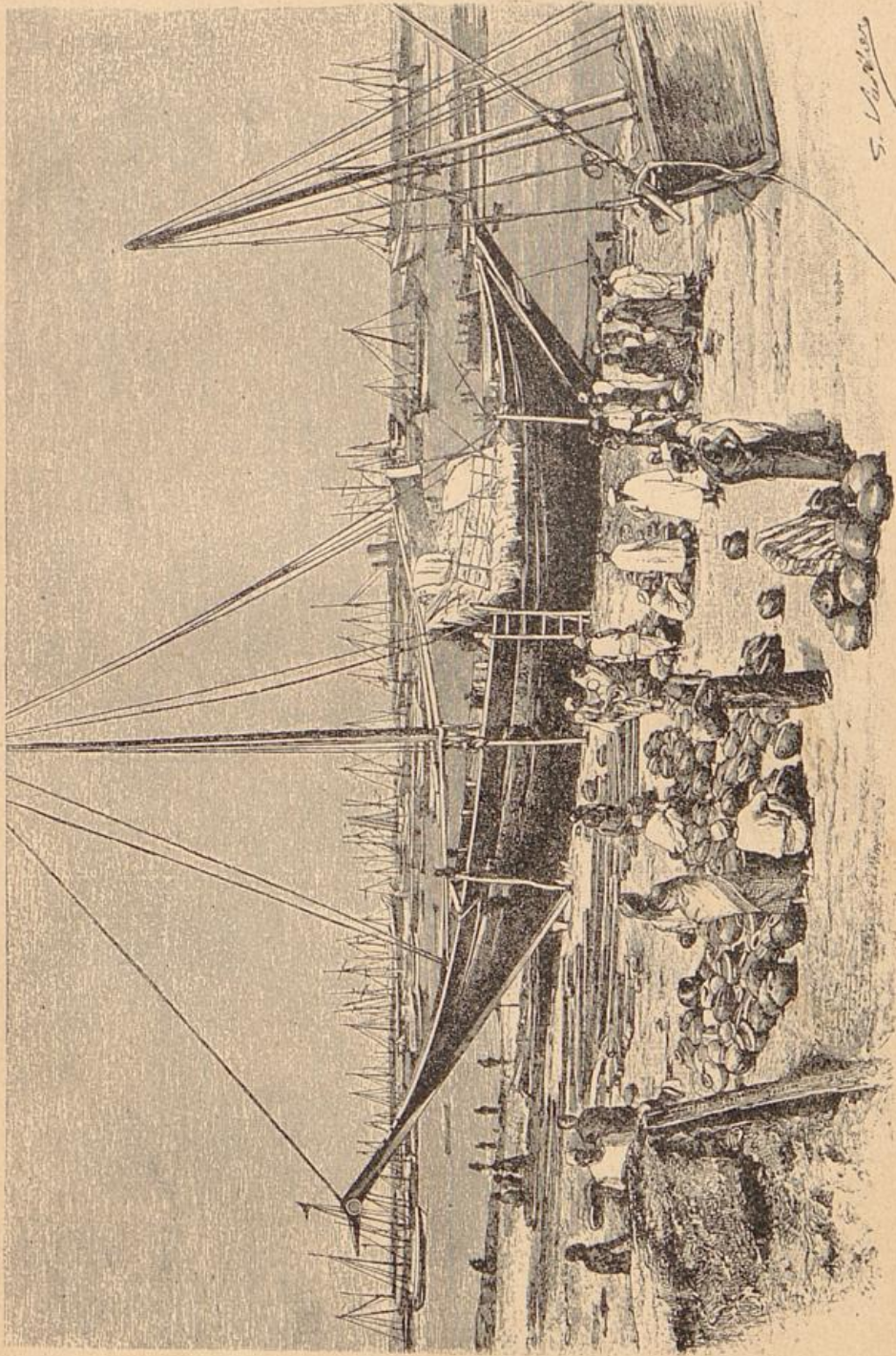
Matdishu, das alte Magadoyo, ist die größte Stadt an der Benadirküste. Es war bekanntlich einer der Hauptstütze der Portugiesen, und die Einwohner behaupten, daß noch einige Familien in der Stadt seien, die von denselben abstammen. Auch sollen sich dann und wann fremde Goldmünzen in der Erde vorgefunden haben.

Trotz der bisherigen unsicheren Verhältnisse an dieser Küste wird doch ein nicht unbedeutendes Exportgeschäft von hier aus nach der Insel Sansibar betrieben. Fast sämtliche getrocknete Häute und der größte Teil der Drseille (eine Moosart, aus welcher der Farbstoff Persiko gewonnen wird), welche von der Insel Sansibar verschifft werden, stammen von der Benadirküste. Diese beiden Artikel kommen in großen Quantitäten aus den Benadirhäfen, aus welchen außerdem folgende Artikel in bescheidenen Quantitäten ex-

portiert werden: Elfenbein schönster Qualität, Gummiarabikum, Talg, Butter, Straußensfedern und Ambra (zum Räuchern in Moscheen und Kirchen), Rindvieh, Kamele und Ziegen. In Jahren, wo viel Regen gefallen ist, werden auch Mais und Kaffernkorn nach Arabien exportiert. Importiert werden hauptsächlich amerikanische ungebleichte Baumwollwaren, welche die englischen ähnlichen Fabrikate, wie überall, so auch hier verdrängt haben, außerdem einige Sorten Perlen und etwas Maskatzeug. Auch sogenannte Maria-Theresiathaler werden in großer Menge importiert, indem die Benadirküste bisher bedeutend mehr Waren importierte als exportierte, woraus man mit Recht schließen kann, daß der Wohlstand der Bevölkerung von Jahr zu Jahr zunimmt. Die meisten Firmen, welche zur Beladung ihrer Schiffe die Hauptprodukte der Benadirküste, Häute und Orseille, kaum entbehren können, haben Agenten in den dortigen Städten.

Hinter den Küstenstädten zieht sich eine aus rötlichem Sand bestehende Hügelkette hin. So weit das Auge reichen kann, sieht man nichts als Sand, es sieht aus, als lägen die Städte in der Wüste. Kein Baum und kein Strauch ist in der nächsten Umgebung. Ueber die Sandhügel hinüber sind nur wenige Araber und einzelne Weiße gekommen, und ist das hinterliegende Land noch so gut wie unbekannt, wenigstens für den Kaufmann. Daß es ein fruchtbares Land sein muß, beweist der Umstand, daß dort Baumwolle wächst, und daß dort die großen Herden von Rindvieh existieren, welche die Häute für den Export liefern. Das Klima in den Städten ist ein sehr gesundes. Obgleich die Hitze dort sehr stark ist, so wird dieselbe doch durch die frischen Seewinde ganz erträglich, und sind besonders die Abende angenehm kühl und durchaus nicht feucht wie in Sansibar und an anderen südlicheren Küstenplätzen. Die Abwesenheit aller Sümpfe und Moräste, sowie jeder Vegetation verhindert die Entstehung der das Fieber erzeugenden Miasmen.

Trostlos öde ist aber das Leben in einer solchen von jedem regelmäßigen Verkehr ausgeschlossenen Hafenstadt, an



S. V. K. 1850

Fahrzeuge der Somali auf der Bucht von Kilinga.



Fahrzeuge der Somali auf der Rhede von Kiunga.

Bibliothek der
Leschalle in Bremen

der kein Postdampfer anlegt. In diesen Nestern lassen sich selbst die Indier nicht gern nieder, weil die indischen Frauen ihren Männern in diese Wildnis nicht folgen wollen.

Von festen Niederlassungen in diesen Gebieten kann keine Rede sein. Expeditionen, die neulich ausgesandt wurden, um mit den Somalihäuptlingen freundliche Beziehungen anzuknüpfen, mußten unverrichteter Dinge zurückkehren. Nur in den Hafensstädten könnten sich Kaufleute niederlassen, um Handel zu treiben — allem Anschein nach ein gewagtes Unternehmen.

So harrt noch das Land des Weihrauches des Mannes, der, glücklicher als andere, es mit einer Wünschelrute dem Verkehr erschließen würde.

* * *

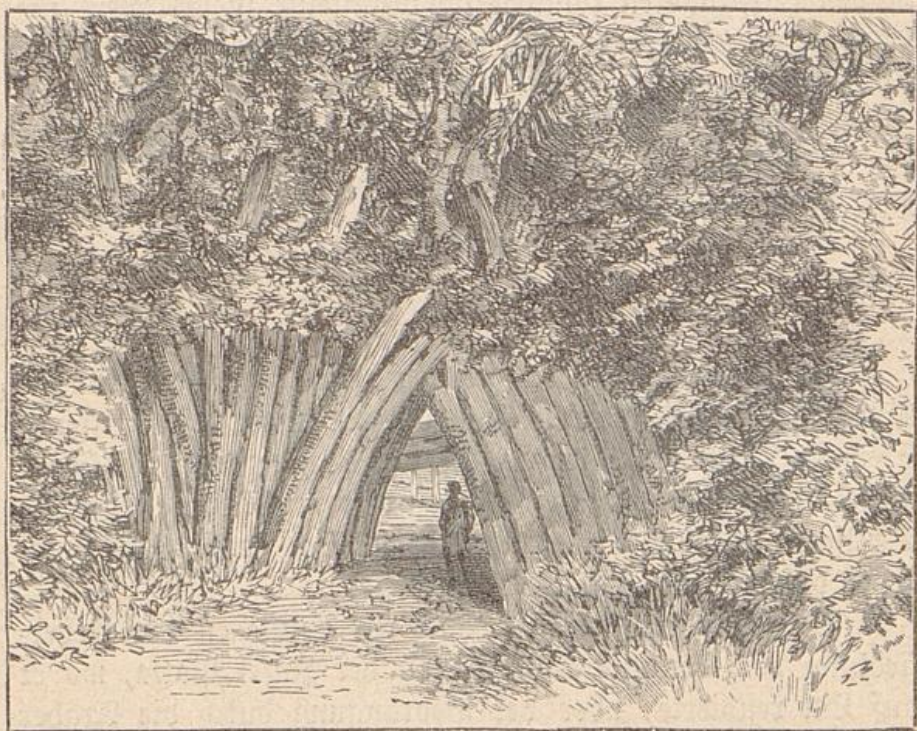
Südlich von den erwähnten Hafenplätzen der Benadirküste liegt das Wituland. Zunächst hat es der Afrikareisende Clemens Denhardt unter deutschen Schutz gestellt; im Sommer 1886 wurde es von einem Konsortium der Mitglieder des Deutschen Kolonialvereins erworben. Das ganze Gebiet umfaßte damals etwa 25 Quadratmeilen.

Die Wituherrschast verdankt ihr Entstehen der Ueberfiedlung des Sultans Achmed von der Insel Patta, wo er auf Liu residierte, aber der Bedrängung durch die Araber nicht zu widerstehen vermochte, auf den Kontinent. Doch auch hier, in den Orten Kipini und Kau am Osi, konnte er sich nicht halten, weswegen er sich weiter zurückzog nach dem jetzigen Witu — der Stadt, die er unter dem Schutz des den Ort umgebenden Urwaldes anlegte und befestigte, und wo er nunmehr 27 Jahre residiert.

Bis zum Jahre 1885 hat sich Achmed in der verborgenen, verpalissadierten und bewachten Stadt gegen die Angriffe der Araber gehalten und ihnen teilweise sogar erhebliche Verluste zugefügt, indes würde er wohl dem im Jahre 1885 besonders heftigen Vorstoß der zahlreicher als vorher aufgetretenen Sansibarjoldaten unter dem Seid Bar-

gaischen General Matthews nicht mehr lange haben widerstehen können, wäre er nicht gerade zur rechten Zeit unter den Schutz der deutschen Regierung genommen worden.

Dem Wituland ist eine Anzahl von Inseln vorgelagert, unter denen Samu, welche dem Sultan von Sansibar zugesprochen und zuletzt unter den englischen Schutz gestellt wurde, als die wichtigste erscheint*).



Oestlicher Eingang zur Stadt Witu.

Hier erhebt sich die gegen 15000 Einwohner zählende Stadt gleichen Namens. Ihre Gassen sind eng, von hohen Mauern eingeschlossen, die theils aus rotem Lehm, theils aus Korallengestein aufgeführt sind. Häufig sind die Straßen überdeckt, so daß man im Dunkeln gehen muß, was insofern unangenehm, als der Straßenschmutz vielfach ein unergründlicher ist. Desters sieht man viereckige, einfache Moscheen ohne Minaret mit maurischen Fenstern und Thoren, durch

*) Deutsche Kolonialzeitung, 1888, S. 406.

welche man in den Hof und das Innere des Bethauses blicken kann. Nicht selten ist der Steinboden von Moos überwuchert, was kein gutes Zeichen für den Eifer der Gläubigen ablegt. Die von den Arabern erbaute Feste von Lamu ist ein massiges, ziemlich verfallenes Gebäude, in welchem der Wali (Statthalter) des Sultans residiert. Darin sind auch die Gefängnisse und eine Garnison von Hadramaut-Arabern untergebracht.



Ansicht von Lamu.

Die Hauptmasse der Einwohner Lamus bildet jene Mischbevölkerung, welche die Küstenstädte des tropischen Ostafrika bewohnt und nur durch den Gebrauch der Suahelisprache ein einheitliches Gepräge erhält. Doch ist es fast unmöglich, die Grenze zu unterscheiden, wo der Neger aufhört und der Araber beginnt, zu erkennen, wer noch als reiner Suaheli und wer bereits als Maskat-Araber bezeichnet werden muß.

An Fremden sieht man in Lamu untersekte, braune Hadramaut-Araber mit wallendem Haar, die das glatte Buckelrindvieh durch die Straßen treiben, und die Bewohner

der Hinterländer, Somali und Galla. Wie in allen Küstenplätzen Ostafrikas, so machen sich auch hier die Indier breit und erfüllen mit ihren behäbigen Persönlichkeiten die Verschläge der kleinen, schmutzigen Bazars.

Die dunkelfarbige Damenwelt Lamus geht ausnahmslos unverschleiert, trägt Silberringe in den Nasenflügeln und hüllt sich nach Sansibarmode in grell gemusterte Baumwollzeuge. Wenn man noch die Esel, sowie die wenigen Pferde und Kamele anführt, so dürfte man die Straßenfiguren von Lamu so ziemlich erschöpft haben, welche in ihrer Gesamtheit ein lebhaftes, anziehendes Bild geben.

Das schönste Haus in Lamu, ein zweistöckiges, lustiges und weißgetünchtes Gebäude, gehört der Witu-Gesellschaft. „Was mir bei den wenigen Europäern in Lamu besonders gefiel,“ schrieb seinerzeit Dr. D. Baumann, „war die Zufriedenheit ihrer Lage. Während man sonst in Zentralafrika fast überall Klagen über die Existenz der Weißen, das schlechte Klima u. s. w. vernimmt, waren alle Ansiedler von Lamu darüber einig, daß es sich in ihrem Wohnsitze ganz nett leben lasse. Sie hatten auch wirklich Grund, dies zu behaupten, denn das Klima von Lamu ist ein für Zentralafrika wahrhaft begnadetes; Fieber sind dort fast unbekannt, die Blattern zwar bei Eingeborenen häufig, bei Weißen aber unerhört. Dabei stehen die Deutschen mit den Eingeborenen vortrefflich, und zu Zeiten, wo im Süden bereits der Aufbruch tobte, herrschte in Lamu tiefster Friede und ungetrübte Eintracht.“

Den Schutzvertrag mit den Deutschen hat der frühere Sultan Achmed, ein 70jähriger Greis, abgeschlossen. Er war nach mohammedanischen Begriffen ein sehr aufgeklärter, toleranter Herrscher und brachte den Deutschen ein großes Wohlwollen entgegen, weil es Deutsche waren, die ihm zuerst hilfreiche Hand boten, und weil er durch den Schutz der deutschen Regierung außer der Befreiung von seinen Erbfeinden, die ihm hiedurch zu teil wurde, einen großen Teil seines beanspruchten Landes wieder erhalten hatte, während er, wenn ein Angehöriger einer anderen Nation seine

Stadt besuchte oder sein Land berührte, diesem großes Mißtrauen entgegenbrachte.

Sein Nachfolger, Fumo Bakari, der Achmeds einzige Tochter geheiratet hat, geriet anfangs mit den Deutschen in kleine Differenzen, die aber bald ausgeglichen wurden. Hinter den Dornverhauen von Witu fand auch die letzte Expedition von Peters einen sicheren Unterschlupf gegen arabische und englische Intriguen.

Das Wituland, welches durch die Nähe der Engländer ziemlich eingeengt war, wurde samt der Somaliküste von der deutschen Regierung an England abgetreten.

* * *

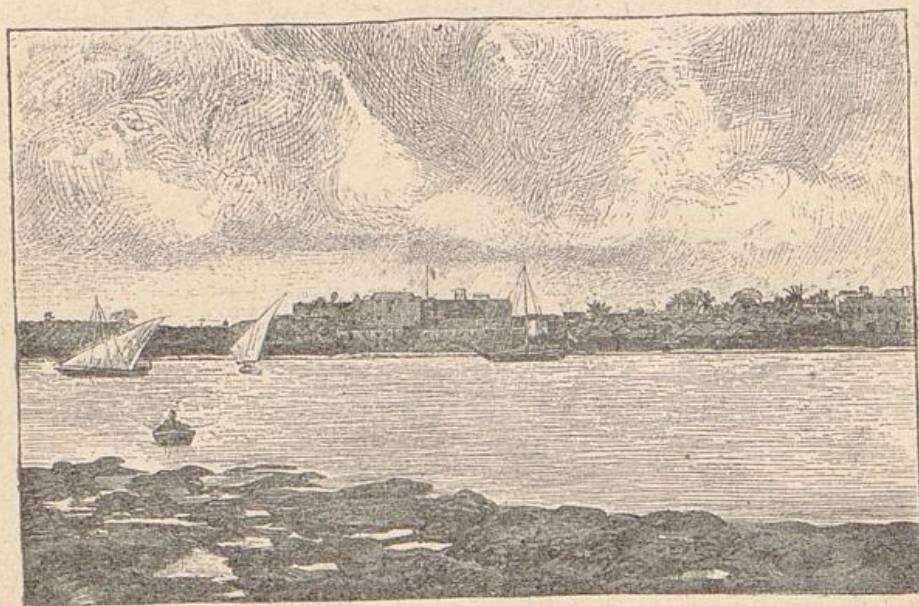
Es erübrigt uns noch des Konkurrenten der deutschen Küstenplätze im Norden und Süden zu gedenken. Es ist Mombas, der Hauptsitz der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

An der Küste von Mombas, berichtet Dr. Baumann, fällt das Land in braunen korallinischen Wänden ab, deren Fuß die Brandung teilweise unterwaschen hat, während von der Höhe ein grünes, verschlungenes Laubgewirre herabhängt. In diese Küste schneidet die Bai von Mombas ein. An der Südseite erhebt sich auf hoher Rampe die altberühmte Stadt Mombas, gekrönt von der ausgedehnten, düsteren Festung. Aus deren verwitterten Schußlöchern blicken Kanonen, deren kriegerisches Aussehen durch eine vorwitzige Vegetation sehr gemildert wird, welche die ehernen Rohre und das Gemäuer der Feste umrankt. Daran schließt sich die Stadt mit flachen Dächern, im Osten in ausgedehnten Gärten sich verlierend, wo braune Negerhütten im Schatten tiefgrüner Mangobäume gelagert sind. Am Nordufer der Bai dehnt sich eine Farm des Sultans aus mit zahlreichen prachtvollen Kokospalmen. Den Hintergrund der herrlichen Bucht von Mombas bildet das leicht ansteigende Gebiet der englischen Mission Freretown mit ansehnlichen weißgetünchten Gebäuden.

Die Straßen von Mombas gleichen im allgemeinen

jenen von Lamu, nur sind sie etwas breiter und freundlicher. Neben den in Ostafrika gewöhnlichen Typen bemerkt man einzelne Wakamba aus dem Hinterlande, die, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, als schmutzige, fast unbekleidete Gesellen die Rolle der „Wilden“ spielen.

Von der Nähe betrachtet wird die Feste, das „Gaskr Mombas“, völlig zur Ruine, deren Besatzung aus einer Schar Suaheli-Mädchen zu bestehen scheint, deren grellrot



Mombas.

gemusterte Tücher aus allen Lufen leuchten, die in kleinen Gruppen auf den Kanonen feuern und lachend über die „Wafungu“ (Europäer) Bemerkungen machen.

Der Mission von Mombas wird kein gutes Zeugnis ausgestellt. Von Gartenkultur ist hier fast nichts zu sehen, und das Wenige besorgen nicht etwa die Zöglinge, sondern bezahlte Weiber. Die Kinder bummeln außerhalb der Schule unthätig herum, und da die Mission das System befolgt, ihre Zöglinge nicht arbeiten zu lassen, so werden hier die sogenannten „Hosenniggers“ erzogen, die kein Europäer in seinen Dienst zu nehmen geneigt ist.

England verfügt in Mombas und in seiner Interessen-

Sphäre über ein größeres Kapital als Deutschland; die Pioniere unserer Kolonialbestrebungen haben aber in ganz anderer Weise die deutsche Arbeit eingesetzt, und wenn sie nicht erlahmen und das Mutterland sie nicht im Stiche läßt, so wird Deutsch-Ostafrika in nicht so langer Zeit die englischen Besitzungen weit überflügeln.

Ostafrikas Wert.

Wenn wir das ungeheure Gebiet, das zweimal so groß ist wie das Deutsche Reich, aus der Vogelschau mit einem Blicke umfassen könnten, so würde sich zu unsern Füßen ein folgendartig gestaltetes Reich ausbreiten.

Eine flache Küste, dann ein aufsteigendes Gebirgsland, eine Art Hochplateau, etwa von der Höhe der Vogesen. Im Norden schützt seine Flanke der schneebedeckte Kilimandscharo, vermutlich die höchste Erhebung in Afrika. Weiter nach innen fortschreitend gelangen wir auf ein noch mehr erhobenes Hochplateau, in dessen Schluchten die großen Seen Innerafrikas eingebettet sind.

Die Küstenlandschaft ist nicht verlockend; es ist eine sonnverbrannte Graswucherung, in der sich hier und dort Bäume, namentlich Palmen, erheben; wo Flüsse dem Meere zustreben, ist die Vegetation reichlicher, aber überall ist die Luft mit Fiebermiasmen geschwängert. Städte gibt es hier nur an den Häfen, landeinwärts sind die Dörfer selten und sie werden von einem heruntergekommenen Volk bewohnt.

In den Hochebenen finden wir abwechselnd Wald und Steppe. Aber der Wald läßt sich gar nicht mit unserem heimatlichen vergleichen; der deutsche Wald ist unstreitig viel schöner. Auf den Hochebenen und den Gebirgszügen Ostafrikas wächst der lichte trockene Wald. Die Bäume stehen nicht dicht aneinander, ihr Laub ist spärlich und gewährt kaum den Reisenden Schutz vor Sonnenstrahlen. Unendlich erscheinen manchmal diese Wälder, aber sie sind ermüdend in ihrer Eintönigkeit. Man bemerkt wenig von tropischem Pflanzenwachstum; von Zeit zu Zeit begegnet man einer

Wein- oder Fächerpalme, erblickt eine der Euphorbien, die ihre Zweige kandelaberartig ausbreiten; einen gespensterhaft dastehenden Baobab. Sonst sind die Bäume dieses Waldes durchaus unseren Ulmen, Eschen und Buchen ähnlich, nur werden sie hier weder so groß, noch so schön, wie bei uns. Es gibt Tiere in diesem Walde, aber wenn man ihnen nicht gerade nachspürt, so begegnen sie einem selten, auch die Vögel schweigen hier zumeist und sind schwerer zu erblicken.

Nur wo man an Flüsse, an niemals versiegende Bäche kommt, dort entfaltet die Pflanzenwelt ihre volle Pracht. In den Galerienwäldern wölbt sich der Wald zu grünen Domen auf, in deren Inneres kaum je ein Sonnenstrahl dringt, aber das sind nur schmale Linien in der halbverdorrten Landschaft, grüne Bänder auf einer weiten gelben Fläche. Afrika hat auch seine Urwälder, die den südamerikanischen, die nach Humboldts Schilderungen für Generationen das Muster eines tropischen Waldes bildeten, nicht nachstehen, aber man würde sie vergebens in Deutsch-Ostafrika suchen. Solche Urwälder, in denen man stunden-, ja tage- und wochenlang wandern kann, ohne den Sonnenschein zu erblicken, liegen an den äußersten Grenzen der deutschen Interessensphäre, der düstere Kongowald, der einen Flächenraum gleich dem Frankreichs und Spaniens bedecken soll.

Herrlich sieht die Steppe während der Regenzeit aus, alles sprießt, alles grünt, und man sieht auch in der Nähe der Dörfer wohlbebaute, blühende Kulturen. Aber rasch folgt auf die Masika die Trockenzeit und unter ihrem versengenden Hauche dörret alles aus, zerfällt zu Staub. Dürr erheben die Sträucher ihre dornigen Nester. Bäche und Flüsse sind verschwunden, Teiche zu Tümpeln geworden, und wenn die Trockenzeit länger anhält, dann verschwinden auch diese, dann versiegt auch das Wasser in den Brunnen — und dem armseligen Bewohner drohen Verschmachtung, Hungersnot und Tod.

Fruchtbare, stark bestedelte Thäler sind Dasen in der Wildnis.

Das ist das Hauptergebnis, das sich aus den Berichten der Reisenden zusammenstellen läßt, nach welcher Richtung hin sie wandern, erblicken sie immer dasselbe Bild. Freilich ist der größte Teil von Ostafrika völlig unbekannt, wir kennen von ihm nur einige schmale Streifen längs der Karawanenstrassen. Da aber in diesen Profillinien die charakteristischen Merkmale der Landschaft mit so großer Regelmäßigkeit wiederkehren, so kann man wohl behaupten, daß dieses Bild für das gesamte Gebiet zutreffend ist.

So erscheint uns Ostafrika keineswegs als ein Paradies, sondern als ein Land von nur mittelmäßiger Fruchtbarkeit.

Ebenso wenig anziehend ist der farbige Mensch, dem wir hier begegnen. Darf man die vielen Stämme, die hier haufen, in einen Topf zusammenwerfen? Darf man ein allgemeines Urtheil über sie fällen? Ein ausgezeichnete Kenner von Ostafrika, Paul Reichard, hat es gethan. Hören wir, wie er den Charakter des ostafrikanischen Negers schildert*):

„Er ist aus allen nur denkbar schlechten Eigenschaften zusammengesetzt und ist man oft versucht, den Neger auf eine Stufe mit hochstehenden Tieren zu stellen, um so mehr, da sein Seelenleben ein ganz unglaublich armes ist, was man schon aus dem fast gänzlichen Mangel abstrakter Begriffe in ihrer Sprache entnehmen kann. Und oft steht man sprachlos vor den Aeußerungen der Gehirnthätigkeit der Neger. Schon dies allein dürfte dem Versuche, sie zu zivilisieren, schwer zu überwindende Schwierigkeiten entgegensetzen, und erst nach Generationen und nachdem sie andere Sprachen erlernt haben, könnte man auf einige Erfolge rechnen dürfen. Der Neger ist in jeder Beziehung unmoralisch und ganz entschieden jedem Fortschritte abgeneigt, der ihm ja doch nur Unbequemlichkeiten bereiten kann, denn alles, was er verlangt, hat er, und es genügt eine Arbeit von einem Monat, um ihn für ein ganzes Jahr sicher zu stellen. Kleider und Obdach findet er fast fertig vor, und auch hier genügt

*) Vgl. Deutsche Kolonialzeitung, Jahrgang 1886.

ein Minimum von Arbeit, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. Diese Wilden sind die glücklichsten Menschen, welche man sich denken kann, und Elend ist bei ihnen vollständig unbekannt. (?) Der Neger weiß oft Geträumtes von Erlebtem und Eingebildetem nicht zu unterscheiden, und oft kommt es vor, daß er etwas hat erzählen hören, das vielleicht eine Seite in seinem hohlen Hirn anklingen macht, dann bildet er sich nach einiger Zeit selbst ein, dabei in Mitleidenschaft gewesen zu sein. Er lügt mit und ohne Absicht, stiehlt und hält Verträge nur, wenn man ihn mit Gewalt dazu zwingt. Hat man mit einem Häuptlinge gar Blutsbrüderschaft geschlossen, so kann man sicher sein, in kürzester Zeit Auseinandersetzungen mit ihm zu haben. Sie sind feige, und nur ein unerschrockener Führer und ein ungestümer Angriff, sowie Aussicht auf Beute und das Bewußtsein der Uebermacht führen ihn zum Siege. Seine Habsucht wird nur von seiner Sinnlichkeit übertroffen; ein Hauptbeweggrund seiner Handlungen ist ein bodenloser Aberglaube. Seine angebliche Arbeitsamkeit geht nur aus der Notwendigkeit hervor, sich vor dem Hungertode zu schützen, und nur durch Zwang könnte man Resultate mit dem Neger als Arbeiter erzielen. Eltern- und Kinderliebe sind dem Neger ganz fremd und kann man davon nur insofern sprechen, als eine gewisse, auch dem Tiere eigene gegenseitige Anhänglichkeit vorhanden ist. Ich habe selbst mit angesehen, wie Eltern ihre eigenen Kinder für Stoffe von etwa sechs Mark Wert verkauft haben und Kinder ihre Eltern als Unterpand für Schulden hingegeben haben, auch daß Weiber ihre Geliebten mir zum Verkaufe angeboten haben, weil sie eingegangenen Verpflichtungen aus Armut nicht nachkommen konnten. Anhänglichkeit kennt der Neger ebensowenig und er ist jeden Augenblick zum Verrat bereit. Nur mit eiserner Strenge und Konsequenz ist man im Stande, ohne dabei jedoch gewaltthätig sein zu dürfen, einen Haufen dieser Menschen zusammenzuhalten. Unsägliche Verachtung ist der Eindruck, den man im Umgange mit ihnen davonträgt. Die einzige gute Eigenschaft, und speziell der Wanyamwesi, ist

die, daß er Lasten mit der Geduld eines Esels trägt und dabei die unglaublichsten Strapazen auszuhalten im stande ist."

Und was verlangt der Neger von den Produkten Europas? Trotz seiner augenscheinlichen Habgier wenig, denn er kennt wenig Bedürfnisse und wird nicht arbeiten, um sich dadurch die Genüsse der Kultur zu beschaffen, wenigstens freiwillig nicht.

Und was bietet Ostafrika, wie es jetzt ist, Europa? Eigentlich kommt nur ein einziger Handelsartikel in Betracht — das ist das Elfenbein. Es ist der Reichtum und der Fluch Innerafrikas. Von Sklaven abgesehen ist es die einzige nennenswerte Ware, die aus dem Inneren nach der Küste gebracht wird. Dieser Elfenbeinhandel ist ein Monopol der Araber, und wie er sich jetzt gestaltet hat, so könnte man schon eigentlich nicht von einem Elfenbeinhandel, sondern von einer Elfenbeinjagd sprechen.

Ja, die Araber jagen danach, aber sie stellen nicht den Elefanten nach. Sie sind viel zu bequem dazu. Sie dringen in unbekannte Regionen vor, in welchen das Vorhandensein von Elfenbein vermutet wird, sie lassen sich dort nieder und kundschaften aus, wo sich die Elfenbeinvorräte der Häuptlinge befinden. Dann eines Nachts wird das Dorf umzingelt, was sich zur Wehr setzt gefangen genommen; das Elfenbein wird geraubt und dessen ehemalige Besitzer schleppen es als Sklaven zur Küste. Es sind billige Träger — aber es ist schauerlich zu hören, daß mehr als die Hälfte derselben den Strapazen des Marsches erliegt.

Man hat vorgeschlagen, um diesen schauerlichen Verhältnissen Einhalt zu gebieten, Araber als Elfenbeinhändler in den europäischen Dienst zu nehmen, unter der Bedingung, daß sie von Sklavenjagden absehen. Um die Tragweite dieses Vorschlages zu verstehen, müssen wir näher auf die Art des ostafrikanischen Elfenbeinhandels eingehen.

Die Araber, welche in Afrika Handel treiben, sind zum meist in den Händen indischer Wucherer. Es sind nach Reichards Mitteilungen mit wenigen Ausnahmen Leute, die in ihrer Heimat, in Maskat, einen großen Aufwand ge-

trieben haben, in Schulden geraten sind und nichts wie ihren vornehmen Namen gerettet haben. In Sansibar, wo sie einen großen Bekanntenkreis haben, werden sie von ihren Stammesgenossen aufgenommen und bei den Indern eingeführt. Durch Vermittlung ihrer Freunde in Sansibar entleihen sie bei dem Inder ein Kapital behufs Handelsunternehmungen. Sagen wir, der Inder oder Baniane strecke ein Kapital von 4000 Dollars vor. Davon erhält der Araber höchstens 200—300 Dollars in bar ausgezahlt; den Rest in Stoffen, wobei diese dem Araber mit einem Aufschlage von etwa 100 Prozent angerechnet werden und der Bedingung Elfenbein, in diesem Falle 80 Frafileh zu 35 engl. Pfund zu liefern. Der Inder rechnet sich dabei das Frafileh mit 50 Dollars, während es in Sansibar 70—100 wert ist. Träger sind für ein solches Unternehmen bei einem Kapital von 4000 Dollars etwa 20—30 notwendig zu 20—25 Dollars, welche der Inder ebenfalls anwirbt. Diesen kosten sie vielleicht 8—10 Dollars pro Mann. Den Gegenwert nimmt er von den Stoffen des Arabers zurück, wobei er dieselben für höchstens die Hälfte des angerechneten Wertes berechnet und auf diese Weise dem Araber eigentlich nur der vierte Teil des geliehenen Kapitals zur Verfügung steht.

Im Falle des Gelingens der Expedition verdient der Inder 300—400 Prozent. Liefert der Araber nur den vierten Teil des bedungenen Quantums, so verdient der Wucherer immer noch 100 Prozent.

Manche Araber machen dabei dennoch ihre Geschäfte, viele aber, die namentlich den Verlockungen des üppigen Lebens in Tabora und anderen Niederlassungen nicht widerstehen können, geraten derart in Schulden, daß sie vorziehen, ins Innere zu fliehen, anstatt nach Sansibar zurückzukehren. Sie gehen nach Udschidschi oder noch weiter nach Manjema, wo sie für die Gerichte in Sansibar unerreikbaar sind, und verkaufen sich an einen der reichen Araber, für den sie Expeditionen oder vielmehr Raubzüge unternehmen. Die Kongogebiete sind mit derartigen Existenzen überfüllt, und die Araber im Inneren würden sich, auch wenn sie von den

Europäern Geld geliehen erhielten, von ihrer alten Praxis nicht abbringen lassen.

Der Reichtum Afrikas an Elfenbein ist nicht unerschöpflich. Die Elefanten sind dezimiert und vermehren sich nur langsam. Die Quelle dieses Handelszweiges wird einmal versiegen, und zwar in sehr naher Zeit. Kenner des Landes meinen, daß diese Erschöpfung schon in 15—20 Jahren eintreten werde.

Was wird alsdann geschehen? Afrika wird ein ganz armes Land werden, und das vielleicht zu seinem Glücke. Wenn durch Bemühungen der europäischen Mächte der Sklaveneexport an der Küste unmöglich gemacht werden wird, wenn es im Inneren kein Elfenbein mehr geben wird, dann wird auch das ausgeplünderte Land keine Anziehung mehr für den räuberischen Araber haben.

In diesem kritischen Augenblicke übernehmen wir Ostafrika. Eine ungeheure Wildnis und dabei schwer zugänglich. Es gibt hier Flüsse, aber keiner von ihnen hat die Bedeutung einer Handelsstraße; mit Dampfern und Lastschiffen kann man von Sansibar aus nicht bis in das Herz von Afrika vordringen. Man muß sich mit den afrikanischen Karawanenstraßen, einfachen, durch tausendjährigen und hundertjährigen Gebrauch ausgetretenen Fußpfaden, begnügen.

Auf diesen Pfaden ist heute wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden der Mensch das einzige brauchbare Lasttier. Versuche mit Elephanten und Pferden, mit Achsenkarren sind fehlgeschlagen; der Esel, der notdürftig fortkommt, kann den Neger nicht ersetzen.

Jeder der schwarzen Träger trägt nicht mehr als 50 bis 70 Pfund. Das genügt, um zu beweisen, wie schlecht die Kommunikationsmittel im Inneren beschaffen sind. Lohnt es sich unter solchen Verhältnissen in einer der Oasen des Inneren Plantagenbau anzufangen?

So ist Ostafrika heute beschaffen; und außerdem haust in demselben ein Würgengel der Europäer: das Fieber.

Man spricht von gesunden und ungesunden Regionen; von Vorsichtsmaßregeln! Das alles ist nur Theorie. Die Praxis hat genügende Erfahrungen geliefert. Durch das

ganze äquatoriale Afrika zieht sich eine Reihe von Grabhügeln, in denen die Europäer ruhen. Der Prozentsatz der Toten ist ein ungeheurer; mit der Thatsache muß jeder, der nach Ostafrika gehen will, rechnen, und diese Thatsache ist so klar, daß in Anbetracht derselben von einer Auswanderung nach Afrika, selbst auf die Hochebene, nicht die Rede sein kann.

Der Ueberblick lehrt uns, daß im Augenblick der Wert von Ostafrika ein geringer ist — ein sehr geringer. Die Kolonie ist ein rohes Feld, das wir erst bestellen müssen, um ernten zu können.

Schon das, was Inner-Afrika heute hervorbringt, gibt uns Fingerzeige für die Zukunft. Am fließenden Wasser findet sich häufig die Gummiharz tragende Landolphiarebe; die Nachfrage danach wird sicher mit der Zeit nur noch steigen; auf den Höhen wächst wilder Indigo — die wahre *Indigofera tinctoria*. Die Drseilleflechte ist sehr verbreitet. Die Tabakpflanze und die Baumwollstaude finden sich in sehr vielen Gegenden vor, eine große Zahl von Gewürzen und Delsamen ist nicht zu vergessen. An der Küste hat die Kultur der Kokospalme vielen bereits Nutzen gebracht. Eine große Zahl von Gegenden eignet sich zum Anbau von Kaffee, der am Victoria-Nyanza z. B. ohne alle Pflege gedeiht.

Der deutsche Landmann kann allerdings nicht dorthin auswandern und im Schweiß seines Angesichtes die rote Erde bestellen — in dem tropischen Klima kann nur der Neger arbeiten und ihn zur Arbeit zu erziehen, das ist die vornehmste Aufgabe, die bei der Erschließung Afrikas zu erfüllen ist. Er wird es aber nicht freiwillig thun; er muß dazu gezwungen werden.

Darum ist es nötig, daß in Ostafrika eine starke Regierung eingeführt wird, vor der sich der Araber ebenso wie der Neger beugen würde — eine Provinz, wie sie Emin-Pascha am oberen Nil hatte. Unter einer solchen bewußten Regierung wird der Neger arbeiten müssen, dafür aber auch Wohlthaten empfangen, die er bis jetzt nicht kennt: Sicherheit des Lebens und des Eigentums.

Die brittische Ostafrikanische Gesellschaft hat schon nach dieser Richtung hin in Mombas einen schönen Anfang gemacht. Für die dortigen Plantagen werden Sklaven aufgekauft, aber nicht, um ewig Sklaven zu bleiben, sondern um sich frei zu arbeiten; haben sie den Kaufpreis verdient, so sind sie frei. Gewiß ein nachahmenswertes Beispiel.

Der Sieg der deutschen Waffen an der Küste und die Expedition Emin's ins Innere sind als erste Schritte zur Anbahnung einer solchen Staatengründung zu betrachten. Sie wird allerdings auf einem sozusagen leeren Felde geschehen müssen, denn selbst das Menschenmaterial dazu muß aus dem Neger erst geschaffen werden.

Die neue Regierung wird wohl bestrebt sein, das Christentum zu fördern, aber wichtiger noch wird ihre Kulturarbeit sein. Die Pflugchar, das Rad, der Wegebau, das Segelboot, das Dampfschiff, die Eisenbahn, Wasserleitung in Kanälen — das sind die Neuheiten, mit denen sie die Wildnis überraschen muß.

Die ersten Anfänge der Kolonialmacht werden voraussichtlich noch beim Elfenbeinhandel ihre Rechnung finden, dann aber muß für die Zukunft rührig gearbeitet werden. Nicht wir werden die Früchte dieser Arbeit sammeln — die Ernte ist künftigen Geschlechtern vorbehalten.

Dieser lange Wechsel auf Zukunft gilt jedoch nur für die entfernteren Gebiete, in denen es an Kommunikationsmitteln fehlt. In der Nähe der Küste sind die Vorteile greifbarer, wie dies schon die kurze, leider durch den Aufstand unterbrochene Pflanzertätigkeit beweist.

Die deutschen Pflanzungen haben bis jetzt nur Proben liefern können, aber es ist wichtig, sachverständige Urteile über dieselben zu hören.

Der Usagara-Tabak wurde der Zigarrenfabrik von Josef Wolf in Düsseldorf vorgelegt, die sich über denselben ganz günstig aussprach. „Da die Proben ziemlich ramponiert waren,“ schrieb dieselbe seiner Zeit, „so war deren Verwendung zu Deckblattproben nicht möglich und habe ich dieselben deshalb als Einlagen mit einem leichten Sumatradeckblatt

probiert. Zuerst kann ich konstatieren, daß sämtliche probierten Sorten sowohl im Blatt, wie in der Zigarre tadellos brannten und schneeweiße Asche zeigten; dies ist um so mehr zu schätzen, als die Proben gar nicht oder doch nur sehr ungenügend fermentiert waren. Der letztere Umstand verhindert auch ein festes Urtheil über den Geschmack der Tabake und können deshalb Angaben über diesen Punkt nur mit großer Reserve gemacht werden.

Der Geschmack war bei allen Sorten durchaus rein und weder knäuernd noch süß (brenzlich) u. s. w. — Bei Durchsicht der Proben fiel mir besonders auf, daß die verschiedenen Tabaksorten in der Struktur der Blätter und ziemlich prägnant den Charakter ihrer Ursprungsorte zeigten, aus der sie gezogen waren. Dieser Umstand verdient um so größere Beachtung, als sich dadurch die Mannigfaltigkeit der Produkte möglicherweise erzielen läßt, welche der Fabrikation ebensogut zu statten kommen wie zur Zeit der Verschiedenartigkeit der unter sich ganz verschiedenen Javadecken; in der Blütezeit dieser letzteren Sorten konnte nämlich jeder Fabrikant etwas Eigenartiges herstellen, wogegen die Sumatra-Nera infolge der Gleichwertigkeit der Tabake die Fabrikation ziemlich schablonenhaft gestaltet hat."

Dieser Tabak war nun auf Steppenboden, den man so oft als völlig unfruchtbar bezeichnet, gezogen. Schönere Resultate hat die Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft mit dem Tabakbau in Usambara erzielt.

Wir haben schon der Plantage Deutschenhof bei Lewa gedacht. Wir möchten noch eine Schilderung derselben nach den Mittheilungen Dr. Stuhlmanns, eines unparteiischen Zeugen, einflechten:

„Die Plantage Lewa liegt etwa zwei bis drei Stunden vom Lewa-Berge (Tongue) entfernt, auf dem der Vater des Sultans von Sansibar einen Palast hatte und auf dem einst die rote Flagge wehte. Das Terrain der Station selbst besteht aus zwei oder eigentlich drei flachen Hügelketten mit den dazwischen liegenden Senkungen: schöner rotbrauner Boden, der sich nach Bearbeitung als recht fruchtbar erwies. Auf dem einen

(westlichen) Hügel steht das Wohnhaus, das der Gesundheit halber auf Pfählen erbaut ist, sowie Geräte und Vorratsschuppen, Hütten für die Angestellten und eine Trockenscheune. Bis zum Eintritt der kleinen Regenzeit hoffte Herr Koch die jetzt über 700 000 Stück betragende Anzahl Pflanzen auf mindestens eine Million vermehrt zu haben; über 400 Morgen Land sind größtenteils bebaut oder doch zum augenblicklichen Bepflanzen vorbereitet. Die Samenbeete konnten ausreichend begossen werden aus einem kleinen Bach (Kofeli) und in Thalsenkungen war eine Reihe von Wasserlöchern gegraben, in denen sich teils Grundwasser, teils Regenwasser ansammeln, mit dem die jung ausgepflanzten Tabakspflänzchen begossen wurden. Der ältere Tabak (Brasil und Savanna) stand geradezu prachtvoll, Blätter von 75 Centimeter Länge und 40 Centimeter Breite waren ganz gewöhnliche Erscheinungen. Ueber 700 Leute, Männer, Frauen und Kinder, thaten willig ihre Arbeit für einen Lohn von 20 Besa (etwa 45 Pfennig pro Tag). Damit diese ihre verdienten Gelder schnell wieder ausgaben und so ihre Bedürfnisse gesteigert würden, war für die nächste Zeit ein kleiner Markt vorgesehen, auf dem die Leute wie an der Küste und in Sansibar ihre Nahrungsmittel und Kleidung oder was sie sonst brauchten, kaufen konnten. Außer Herrn Koch waren noch vier deutsche Herren emsig thätig. Mit einem Wort gesagt: Lewa berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, man gewann auf den ersten Blick die Ueberzeugung, daß hier in kurzer Zeit durch großen Fleiß und Sachkenntnis vorzügliches geleistet worden war. Meine Meinung war schon lange, daß nur in nächster Nähe von Flüssen oder am Fuße der Gebirge ein Plantagenbau denkbar sei, hier ward mir vor Augen geführt, daß er sich verwirklichen lasse, wenn man passende Stellen wähle und die Verwaltung fleißigen und bedächtigen Männern übergebe. Von Herrn Schröder ward die Station eingerichtet und später, als derselbe sie gesundheitshalber verlassen mußte, von Herrn Koch ausgezeichnet weiter geführt.“

Auf Deutschenhof waren 60 Zentner Tabak fertig zur Verschiffung wiederholt durchfermentiert und verpackt, als der

Aufstand ausbrach und die ganze Sendung den Horden des Buschiri in die Hände fiel. Proben einer vorjährigen Ernte, welche in Europa zur Valuierung kamen, erhielten den Preis von 1 Mark 65 Pfennig per Pfund, trotzdem jene Ernte eine rationelle Behandlung noch nicht hatte finden können.

So wird wohl der Deutsche noch einmal in der Lage sein, ostafrikanische Zigarren rauchen zu können.

Wichtig sind gleichfalls die Versuche, die mit der Baumwollstaude gemacht wurden, die in ganz Ostafrika wild wächst. Die besten Resultate hat die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft auf ihrer Plantage Kifogwe bei Pangani erzielt. Die Klassiker der Bremer Baumwollbörse erklärten die afrikanische Baumwolle nach der ihnen überlassenen Probe für ganz vorzüglich. Dieselbe zeichnete sich namentlich durch einen brillanten Stapel aus und wurde von den Sachverständigen um etwa 5 Pfennig höher geschätzt als Middling-Orleans-Baumwolle, welche damals 53 $\frac{1}{2}$ Pfennig für $\frac{1}{2}$ Kilo netto Wert hatte. Die hauptsächlichste Verwendung findet solche gutstapelige Qualität in den Spinnereien von Rußland, Polen und Sachsen und ist für diese Länder Bremen bekanntlich der Hauptbezugsplatz.

Was nun andere Produkte anbelangt, so ist an der Küste die Kokospalme in Betracht zu ziehen, die Mission in Bagamoyo hat durch ihre Kokosplantagen Einnahmen von vielen Tausenden erzielt. Reis ist eine uralte afrikanische Kultur; in Bagamoyo hat man auch mit der Vanille gute Resultate erzielt. Dazu kommen noch allerlei Gemüse und auch Kartoffeln, die, trotz aller gegenteiligen Behauptungen, in einigen Stationen gut aufgegangen sind. Für den Export sind sie selbstverständlich belanglos, aber im Verein mit der Viehzucht sind diese Kulturen höchst wichtig, denn sie versehen die Stationen in die Lage, sich selbst zu erhalten und so an den Kosten für ihre Unterhaltung zu sparen.

So wird an der Küste die Plantagenwirtschaft schon in den nächsten Jahren Früchte tragen; die Stationen im Inneren werden aber die Aufgabe haben, Kulturzentren zu bilden, von denen anfangs wohl weiter nichts als das Elfenbein zur

Küste getragen wird. Sobald aber auch dort angestellte Versuche günstige Resultate ergeben haben, wenn sich herausstellt, daß dort Kaffee-, Kakaopflanzungen und dgl. gedeihen, dann wird die Stunde schlagen, wo neben dem schmalen afrikanischen Fußpfade Eisenbahnschienen gelegt werden und der Zauberer Dampf, der überall, sei es in den Prairien Nordamerikas, sei es in den Steppen Sibiriens, Leben und Verkehr an sich lockt, Städte entstehen läßt, auch im dunklen Weltteil seine Wunder verrichten wird.

Was der in ewigen Fehden begriffene, um sein Leben zitternde, von dem Sklavenhändler bedrängte Neger in erster Linie braucht, das ist der Friede, das ist ein starker Schutz! Um die Flagge, die ihm dieser gewährt, wird sich der beste, der arbeitsamste Teil der Bevölkerung scharen.

Eine Ackerbaukolonie ist Ostafrika für uns nicht. Das Ideal, das unsern Vätern vorschwebte, ist für uns nicht erreichbar, wir sind bei der Teilung der Welt zu spät auf dem Platz erschienen. Aber nichtsdestoweniger brauchen wir eine Tropenkolonie.

„Wenn wir Deutschland ins Auge fassen,“ sagt Karl Peters, „so ist ihm eine Ackerbaukolonisation nötig, um den Strom seiner Auswanderung aufzunehmen, eine Tropenkolonisation aber, um seine vielfachen Bedürfnisse an sogenannten Kolonialartikeln zu befriedigen, welche er sich heute vom Ausland kaufen muß. Welchen Umfang aber diese Bedürfnisse für unser Volk haben, das beweist ein Gang durch die Straßen einer Stadt oder auch nur eines Dorfes. Allerorten liest man die Ankündigung „Kolonialwaren“, und jede Hausfrau weiß, wie viel von ihrem Haushaltsgeld allwöchentlich für Kaffee, Thee, Schokolade, Vanille, Pfeffer und Gewürz u. a. ausgegeben werden muß. Thatsächlich bezahlt Deutschland für diesen Teil seiner Bedürfnisse ans Ausland alljährlich eine Milliarde Mark. Für Kaffee allein etwa gegen 172 Millionen Mark, für Baumwolle 168 Millionen Mark, für feine Tabake etwa 45 Millionen Mark. Nun lehrt aber eine allgemeine Berechnung, daß an diesen 1000 Millionen Mark der ausländische Pflanzer, Kaufmann und Reeder

zusammen mindestens 50 Prozent verdienen. Solche Berechnung ergibt eine jährliche Kapitaleinbuße von gegen 500 Millionen Mark für unser Volk. In diesen Zahlen liegt die Notwendigkeit einer Tropenkolonisation für das Deutsche Reich begründet."

Deutsch-Ostafrika hat in jüngster Zeit berebte Verteidiger gefunden. Ueber seinen Wert und seine Zukunft hat sich im Mai dieses Jahres Major Liebert, der es im Auftrage des Kaisers bereist hat, in geradezu begeisterten Worten geäußert. Er hat auch das höchste Lob den Leistungen Wismanns gezollt.

Wenn wir auf diese Entwicklung der Dinge in Ostafrika zurückschauen, so können wir vor allem nicht genug den Anteil hervorheben, welchen das deutsche Heer an der Erschließung des dunklen Weltteils gehabt hat. Unter den berühmtesten Erforschern Afrikas in der Neuzeit glänzen überall die Namen deutscher Offiziere. Neben Hermann Wismann sind auf den jüngsten Ruhmesblättern der Afrikaforschung die Namen von Stabsarzt Ludwig Wolf, von Kund und Tappenbeck, von François verzeichnet. Deutsche Offiziere halten die „Burgen“ im Hinterlande von Togo und Kamerun, sie haben die Flaggen am Fuße des Kilimandscharo gehißt. Das deutsche Heer hat in allen Gebieten Afrikas Siege über Siege errungen. Hoffen wir, daß sie dem Volk zum Segen gereichen, und daß auf den geöffneten Bahnen der Kaufmann und der Pflanze rüstig vorwärts schreiten werden.

* * *

Wir möchten jetzt zum Schluß in aller Kürze auf das jüngste deutsch-englische Abkommen eingehen.

Man beklagt den Verlust der Stadt Sansibar; in der That ist derselbe im ersten Augenblick der kolonialen Phase recht empfindlich; denn Sansibar ist das Emporium von Ostafrika; aber wir wissen auch, was Ostafrika von heute wert ist! Der verhältnismäßig geringfügige Handelsverkehr des ungeheuren Gebietes, welches nunmehr definitiv deutschen Kolonialbesitz bildet, kann uns trotz des englischen

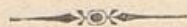
Protectorates über die Insel nicht verloren gehen; denn die alten Karawanenstraßen führen über Tabora nach Bagamoyo, Dar-es-Salaam und von den Gebieten im Nordosten des Nyassasees nach Lindi und Kilwa — alles Hafenplätze, die im deutschen Besitz sind. Die Araber werden gewiß nicht sofort diese Karawanenstraßen verlassen und ihr Elfenbein nach dem englischen Mombas bringen; der afrikanische Handel ist konservativ, und von der Thatkraft und dem Geschick der Deutschen wird es abhängen, den Verkehr für alle Zeit der deutschen Küste zu erhalten. Deutsche Stationen in Mpwapwa, Tabora, am Tanganyika und den Südufern des Victoria-Nyanza, die den Karawanen Schutz gewähren würden, bilden nach der Pacificierung der Küste das erste Erfordernis, uns vor der Rivalität Sansibars zu schützen. Werden diese gegründet, dann wird auch der bisherige Handel dem deutschen Küstenstriche erhalten bleiben und die Hafenstädte werden aufblühen und Bagamoyo oder Dar-es-Salaam der Stadt Sansibar trotzen können. Ist es überhaupt notwendig, daß alle Güter, die aus dem Inneren kommen, erst nach Sansibar verschifft und dort noch einmal umgeladen werden? Kann das nicht sogleich in Bagamoyo oder Dar-es-Salaam geschehen? Das letztere ist gewiß das natürlichere. Sultan Madschid hatte schon früher einmal geplant, seine Residenz von der Insel nach dem Festlande zu verlegen; wir müssen ebenfalls versuchen, eine deutsch-ostafrikanische Hauptstadt und Handelsmetropole an der Küste zu gründen.

Wir hätten dies unter allen Umständen thun müssen, denn der Wert Ostafrikas hängt von der Entwicklung des Plantagenbaus in der Zukunft ab. Sollten nun der Tabak und die Baumwolle von Usambara stets über Sansibar nach Europa gehen? Nein, selbst wenn Sansibar deutsch geworden wäre, hätte man doch an der Küste einen Stapelplatz für diese Produkte errichten müssen.

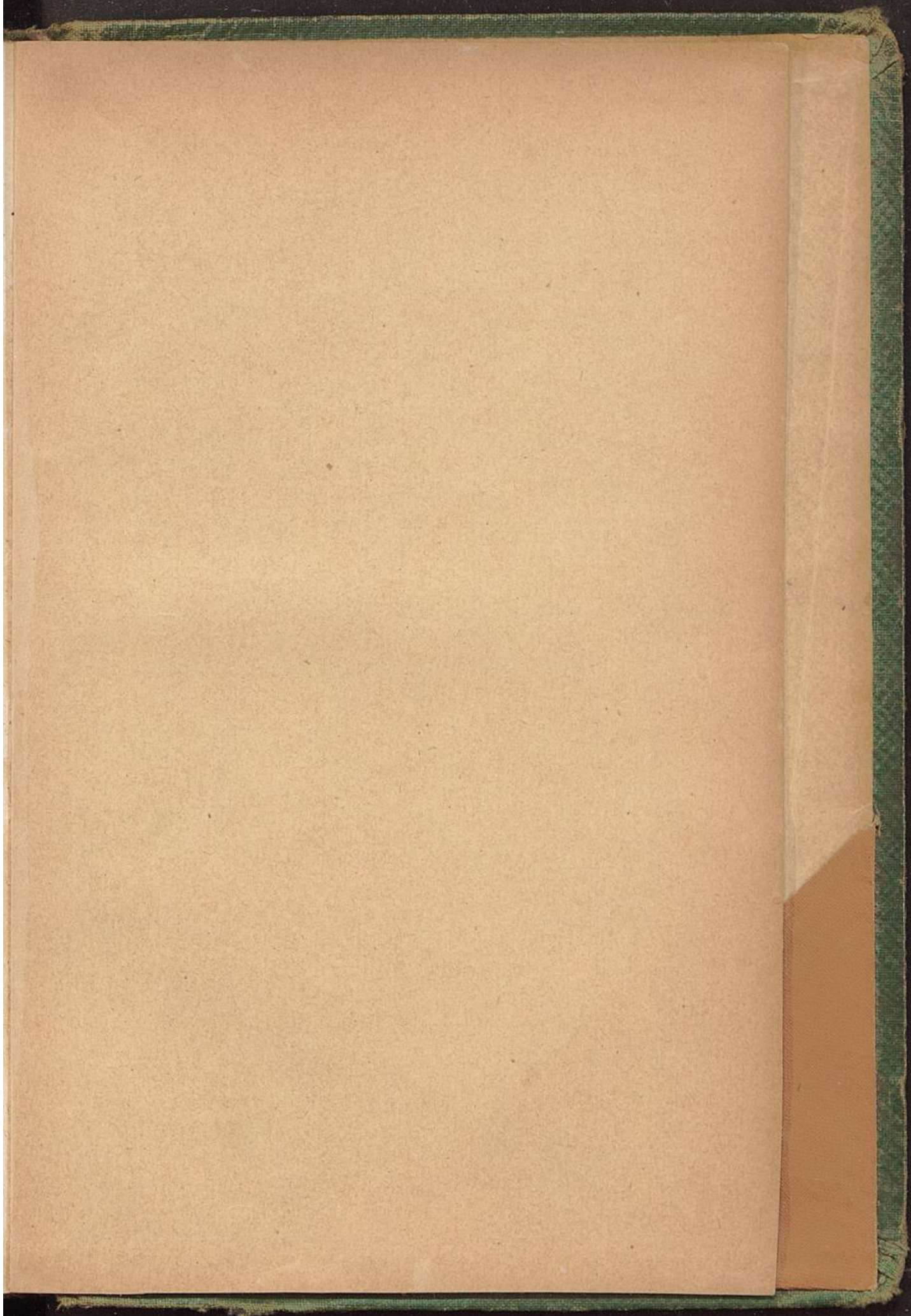
Man sagt jetzt, wir hätten mehr erreichen können. Das Mehr aber bedeutet beinahe schon alles. Da ist es doch besser, die Hand aufs Herz zu legen und wahr zu sein, anstatt die öffentliche Meinung irre zu führen.

Konnten wir denn Ostafrika so ohne weiteres in die Tasche stecken? Hatte England kein Anrecht darauf? Nun, in der Geschichte der Afrikareisen, wie wir sie bis jetzt dargestellt haben, sind uns Namen englischer Forscher doch öfter begegnet als die der deutschen. Die Engländer waren die ersten am Tanganyika, die ersten am Victoria-Nyanza gewesen; noch heute sind dort englische Missionare thätig — die Deutschen sind dort nur flüchtige Gäste gewesen — und doch sind diese weiten Gebiete unter deutschen Schutz gestellt worden! Wenn wir die Lage der Dinge ins Auge fassen, wie sie beim Anfang der Peters'schen Usagara-Expedition beschaffen war, und damit die heutige Lage vergleichen, so müssen wir zugeben, daß wir mehr erreicht haben, als die kühnsten Kolonialpolitiker im Jahre 1884 hoffen durften. Wir können mit dem Errungenen zufrieden sein. Vor allem aber müssen wir das eine hochschätzen, daß wir unumschränkte Herren eines so ungeheuren Gebietes sind, daß wir in keine politischen Verlegenheiten wegen der Araber und Indier mit den Engländern oder dem Sultan von Sansibar mehr zu geraten brauchen. Wir können auf dem unermesslichen Gebiete ruhig arbeiten, und wir sollten jetzt rüstig die Hand ans Werk legen, um aus dem unglücklichen Lande, das unter unsern Schutz gestellt ist, eine blühende Kolonie, ein deutsches Indien zu machen.

Wir haben Ostafrika übernommen als ein unglückliches Land, welches den Arabern von Sansibar zur Beute preisgegeben war; wie es ist, können und wollen wir es nicht ausbeuten; durch deutschen Fleiß muß ein neues Ostafrika geschaffen werden und dieses, das Deutsch-Ostafrika der Zukunft, wird nimmer von Sansibar, sondern vom Mutterlande abhängen!

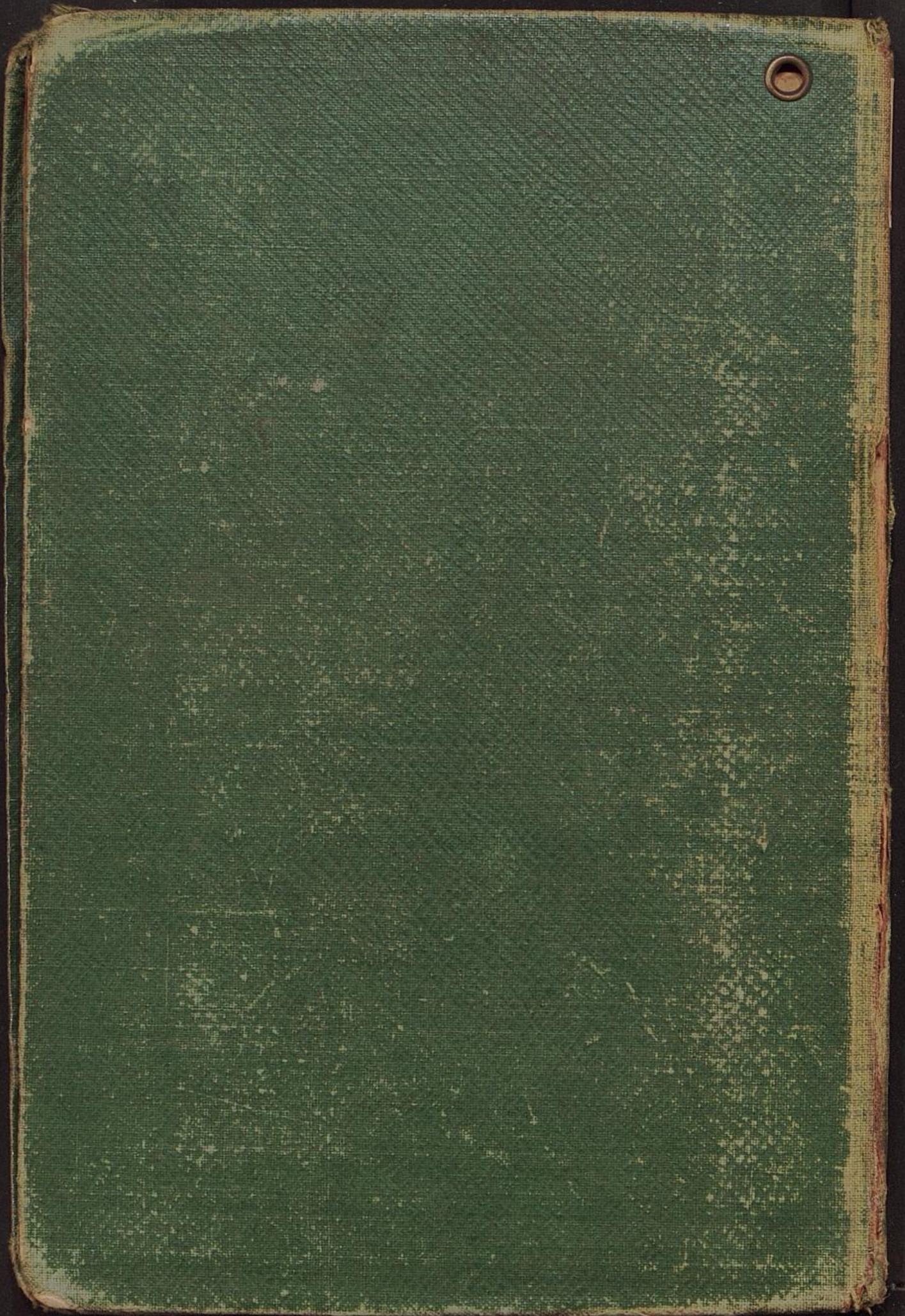


4/53



16

17 C. 4
b



34
c
36 13

18
M
4
B